FONDO PROVINCIA

R. ISTITUTO ORIENTALE NAPOLI
BIBLIOTECA M. RIPA
1
E
12

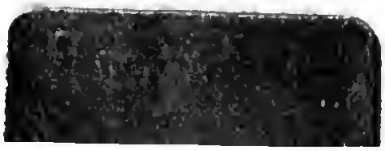
NAZIONALE
B. Prov.
XXIV
40
NAPOLI
BIBLIOTECA
VITT. EM. III

LIOTECA PROVINCIALE

Palchetto

Num.° d ordine 101-E-77

Digitized by Google



131
2
10-13
B. Prof. XXIV. 40

Lebenserinnerungen

und

Denkwürdigkeiten.

Erſter Theil.

649.76

Lebenserinnerungen

und

Denkwürdigkeiten

von

Carl Gustav Carus.

Erster Theil.

BIBLIOTECA PROVINCIALE DI NAPOLI

BIBLIOTECA NAZIONALE "VITTORIO EMANUELE III" NAPOLI

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1865.

Vorwort.

Dieſe zumeiſt zwiſchen den Jahren 1846 und 1856 niedergeſchriebenen Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten hatten urſprünglich die Beſtimmung, erſt nach meinem Ableben der Oeffentlichkeit übergeben zu werden. Vielfältig iſt mir indeß in der letzten Zeit der Wunſch ausgeſprochen worden, einem ſolchen Vorſatze nicht unbedingt treu zu bleiben, vielmehr bald ſelbſt an Herausgabe dieſer Hefte zu denken, die in ſechs großen Quartbänden nun ſchon ſo manche Jahre auf meinem Repoſitorium geſtanden hatten. Wenn ich daher gegenwärtig jenem Wunſche wirklich nachgebe, ſo muß ich doch ſagen, daß dabei auch noch einige beſondere Gründe mitwirkten, deren Erwähnung wenigſtens ich auch hier nicht ganz unterdrücken darf.

Für alle nachlebende Angehörige und Freunde nämlich wird es in ſolchem Falle ſtets eine höchſt ſchwierige Aufgabe bleiben, Erlebniſſe und Selbſtbekenntniſſe eines Verſtorbenen in der That möglichſt genau in derjenigen Weiſe ans Licht zu ſtellen, wie man vorausſetzen durfte, daß es wol dem Verfaſſer ſelbſt hätte homogen und erfreulich genannt werden

können. Geschehen doch gerade in unsern Tagen in solcher Beziehung die mannichfachsten und oft bedauerlichsten Misgriffe! Denn wenn einestheils es zuweilen begegnet, daß Mittheilungen, auf welche der Autor ein größeres Gewicht zu legen das Recht hatte, gänzlich unbeachtet bleiben, oder nur unvollkommen und in ungeschickter Weise dem Publikum zukommen, so geschieht es doch noch weit häufiger, daß entweder wirklich unbedeutende und dem Namen des Verfassers wenig entsprechende Fragmente, oder aber solche, welche geradezu nie für die Oeffentlichkeit bestimmt, vielmehr nur als stille Besprechung der Seele mit sich selbst entstanden waren, rücksichts- und schonungslos dem Druck übergeben werden. Gegen alles dieses nun wird vollständig immer nur dann Schutz verliehen sein, wenn der, dem solche Aufzeichnungen verdankt wurden, auch seine späten Jahre dazu benutzt, die Herausgabe derselben zu ordnen.

Freilich bleibt es immer wieder ein gewiß schmerzliches Empfinden, Gefühle und Gedanken, deren Aufzeichnung einst in der Stille des Gemüths und zunächst nur zu eigener Aufklärung und Befriedigung geschah, zuletzt so ohne allen Rückhalt, ebenso Befreundeten und Theilnehmenden als Gleichgültigen und Widerwilligen, hingegeben zu sehen! Da man jedoch zuletzt hier nur die Wahl frei behält, entweder alles dergleichen unmittelbar der Vernichtung zu übergeben, oder jenes Empfinden von Scheu durch sorgliche Wahl und freien Geistesblick zu besiegen, so fiel es nicht schwer, zuletzt auch hier eine Entscheidung zu treffen; und ich darf sagen, wenn irgend hierbei noch eine fremde Persönlichkeit mitbestimmend einwirken konnte, so war es der Hinblick auf einen Geist, der seit frühen Jahren mir vielfach und eigen-

thümlich vorgeleuchtet hat, und dem ich in der Mitte meines Lebens ſelbſt etwas näher zu treten das beſondere Glück hatte: ich ſage, daß der Hinblick auf die unübertroffenen Mittheilungen Goethe's aus ſeinem Leben es war, der auch mich bei dieſen oft unter der Laſt vielfältiger Arbeiten geſchriebenen Mittheilungen endlich zur Herausgabe derſelben beſtimmte. Indem daher nun auch ſeinem Namen ein Theil der Verantwortung für dieſe Entſcheidung mit zugewieſen bleibe, hoffe ich doch andererſeits, daß einige Günſtiggeſinnte auch dieſen Blättern nicht unbedingt fehlen werden!

Dresden, im März 1865.

Carus.

Einleitende Betrachtung.

Unter manchen vielverbreiteten, oft geglaubten und immer in sich sehr unhaltbaren Redensarten hört man wol auch die: „Wenn ich mein Leben wieder von vorn anfangen könnte, dann würde ich es ganz anders geführt haben"; und dieser Satz wird zuweilen so oft wiederholt, daß er endlich geradezu für Ausdruck einer besondern Wahrheit gehalten wurde. Nichtsdestoweniger liegt hier nach vielen Richtungen hin ein ebenso großer Irrthum, als wenn jemand behaupten wollte: „Wenn ich mit Bewußtsein den innern Ausbau dieses menschlichen Körpers hätte leiten können, ich würde jedenfalls einen bessern Organismus geschaffen haben." In beiden Sätzen ist es namentlich das Verkennen der tiefen und göttlichen Bedeutung des Unbewußten, und somit auch Unwillkürlichen, worin der Fehler liegt. Gewiß! die unendliche Weisheit und die wunderbare innere Vollendung, welche die Wissenschaft nur mit Mühe, und doch nie vollständig genug, in Bau und Leben aller und zumal der edlern organischen Geschöpfe nachzuweisen vermag, sie werden sich ebenso in jedem zu einiger Bedeutung gediehenen und nicht durch falsches Eingreifen geradezu zerstörten menschlichen Lebensgange vielfältig und genügend entdecken lassen, ja sie werden dort

oft genug noch zu weit größerer Bewunderung auffordern, als aus irgendeiner Betrachtung wirklichen Baues anderer Lebendigen uns sonst zu erwachsen vermag. Alles, was man unter dem Namen der göttlichen Vorsehung, der besondern und unmittelbaren höhern Führung und Leitung im Leben eines Menschen aufzuführen pflegt, es gehört ja ganz unbedingt in diesen Bereich! Schon das erste Setzen ursprünglicher Lebens- und Bildungsverhältnisse, dann jenes geheimnißvolle Ueberwachen alles Fortwachsens und Ausbildens der Individualität, sowie endlich das merkwürdige, oft in so ganz unerwarteter Weise geschehende Herbeiführen mannichfaltigster äußerer Lebensereignisse, welche oft scheinbar an sich so gering und unbedeutend doch bald zu den größten und nachhaltigsten Folgen sich entwickeln, ja häufig genug dem ganzen Leben sofort eine andere Richtung geben, es sind lauter Regungen eines tiefverhüllten göttlichen Mysteriums, ganz gleich denjenigen, welche, nach nie vollkommen zu entziffernden Gesetzen, auch die Bildung unserer Adern und Nerven bestimmen und leiten. Und hat nicht sogar das verdorbene Leben des Verbrechers, gleich der pathologischen Verbildung irgendeines edeln Organs, seine eigenen wunderbaren Fügungen und geheimnißvollen Gesetze! nur daß all dieses dann gegen Untergang deutet, wie im gesunden und rechten Leben gegen Aufgang und Erhebung.

Wenn wir daher auf den Grund gehen und uns vollständig deutlich zu machen suchen, was es eigentlich sei, das uns in Betrachtung und Verfolgung eines zu höherer und reinerer Entwickelung gekommenen Lebens mit so eigenem und festhaltendem Interesse heranzieht, so werden wir zuletzt eingestehen müssen, es sei hauptsächlich das Wahrnehmen, oder doch deutlichere Ahnen jenes göttlichen Princips, jenes merkwürdigen, mit so tiefer Weisheit Schritt für Schritt vorbereitenden und leitenden unbewußten Wirkens, in des-

ſen Folge dieſes Leben nun gerade eine ſolche und keine andere Geſtalt annehmen mußte. Ebendaſſelbe, ja noch ein höheres Intereſſe iſt es aber natürlich, das aus jedem tiefern Rückblick auf das eigene Leben uns erwachſen kann und im gewiſſen Sinne uns erwachſen ſoll; und nicht alſo, daß wir aus dieſem Rückblick etwa lernen müßten, wie und auf welche Weiſe wir uns ſelbſt ein ganz anderes Leben hätten aufbauen wollen, wenn wir es noch einmal durchleben könnten, ſondern damit wir mehr und mehr die hohe Weisheit und das eigenthümliche bewundernswerthe Walten entziffern und verehren lernen, welche unſer Leben trotz vieler Unzulänglichkeit und manchem Irren auf eine Weiſe geleitet haben, daß zuletzt doch ebendadurch das Beſte unſerer Anlagen zur Entwickelung gelangen konnte, darin wird dann ſicher die ſchönſte Folge und das beruhigendſte Reſultat all ſolcher Betrachtungen gegeben bleiben.

In dieſem Sinne daher auch, und nicht etwa blos, wie Benvenuto Cellini wollte, daß jeder in der Welt weiter Gekommene ſein Leben nach dem vierzigſten Jahre beſchreiben müſſe, dieweil ihm ſonſt allmählich zu viel davon entfallen würde, darf man an jeden irgend zu höherm Bewußtſein Gelangten die Forderung ſtellen, mit Aufmerkſamkeit und Ausdauer über den Gang ſeines eigenen Lebens nachzudenken und ſich denſelben nach und nach, und zwar womöglich gleich einem vollſtändig durchgeführten Bilde, zur Anſchauung zu bringen; denn erſt auf dieſe Weiſe kann es ihm gelingen, die meiſten der vorher gänzlich unbewußten Regionen der Seele zu einer vollen und klaren Anſchauung ſich zu erheben. Gewiß! die merkwürdigſten, für eigene, ja oft auch für fremde Bildung nachhaltigſten Erfahrungen wird dann der Autobiograph dabei machen, und namentlich, wenn er hier vielfältige Gelegenheit findet zu lernen, wie ſo häufig gerade aus ſchweren, oft für den Augenblick faſt unerträglichen

Begegnungen späterhin die wesentlichsten Förderungen und Entwickelungen ihm hervorgingen, dergestalt, daß er sie endlich fast für Glücksfälle zu halten genöthigt ist, wird er daran jenen Lebensmuth immer mehr erhöhen und kräftigen, welcher, wie der Herzschlag zum leiblichen Fortwachsen, stets das Unerlaßliche bleibt, auch für jede weitere geistige Entwickelung.

Wie indeß der Physiognom nie genug körperliche Bildungen der Menschen vergleichen kann, um zu desto sicherern Resultaten über die Symbolik der menschlichen Gestalt zu gelangen, so wird auch der, welchem das höchste Studium des Menschen, nämlich die Kunst rechter und edler Lebensführung vor allem am Herzen liegt, nie genug Lebensgeschichten, d. h. solche, die diesen Namen durch eine tiefere Auffassung wahrhaft verdienen, verfolgen und vergleichen können, um dadurch und daran in ebenjener Lebenskunst sich selbst immer mehr auszubilden und zu vervollkommnen; denn freilich würde alles das, was oben von dem geheimnißvollen Unbewußten gesagt ist, als wodurch jeglicher Lebensgang auf besondere Weise angebahnt und geleitet werde, sehr falsch verstanden bleiben, wenn man glauben wollte, daß dadurch überhaupt die freie Selbstbestimmung und thätige Mitwirkung des Menschengeistes zur eigenen Vollendung für ausgeschlossen und überflüssig erklärt werden sollte.

Blicke man doch auch hier, als auf ein erläuterndes Gleichniß, auf das Wunder des leiblichen Lebens zurück! denn gleichwie da alle Gesundheiterhaltungskunde nur darauf beruht, daß man theils die Geschichte der organischen Functionen gerade dieser menschlichen Natur gehörig kenne, theils dann auch ebenso wol das Unangemessene meide als das wirklich Geeignete thue, so wird auch die rechte geistige Lebenskunst immer nur hervorgehen können, theils aus hin-

reichendem Verſtändniß der eigenthümlichen, gerade uns ſo angemeſſenſten Lebensverhältniſſe, theils aus dem feſten Willen, allen uns aus unſerer Bahn lenkenden Verſuchungen ebenſo zu widerſtehen, als wir andererſeits alle Kraft anſpannen, um in der uns ſelbſt homogen und echten Richtung unausgeſetzt fortzuſchreiten und immer feſter zu werden; eine Aufgabe, welche indeß im Hinblick auf die unendliche Verſchiedenheit menſchlicher Charaktere meiſt nur ſehr ſchwer nach ganz gemeinſamen Regeln zu beſtimmen und feſtzuſetzen bleibt und in deren Durchführung daher Talent und Beruf des einzelnen ſich immer beſonders wird hervorthun müſſen.

Nach alle dieſem darf man wol ſagen, es ſei vorzüglich jenem in neuerer Zeit immer allgemeiner hervortretenden Drange nach ſcharfer, ja ſtets weiter ſtrebender Erkenntniß zuzuſchreiben, daß, je mehr man überhaupt zu klarerm Selbſtbewußtſein heranwuchs, immer auch um ſo mehr die genauere Selbſtſchau, und infolge deſſen die ausführlichere Beſchäftigung mit Biographien und namentlich mit Aufzeichnung des eigenen Lebens vorherrſchend wurde. Aus dem Alterthume leuchten ebendeshalb faſt nur die Vergleichungen fremder Lebensläufe von Plutarch, als ein ſchönes und merkwürdiges Muſter, herüber, und wenn auch aus dem Mittelalter verhältnißmäßig nur wenig Autobiographien (von denen es genug ſei, hier an Benvenuto Cellini und Götz von Berlichingen zu erinnern) heraustreten, ſo wird dagegen in der ſoviel mehr ſelbſtbewußten Neuzeit, und namentlich ſeit J. J. Rouſſeau's „Confessions", ein merkwürdiges Regen und Streben dieſer Art überall ſichtbar, allwo denn wieder Goethe's Name, wie immer bei höhern Forderungen der Zeit, vor allen würdig uns entgegentritt, indem er es namentlich iſt, der es zuerſt verſtand, ſein eigenes ſchönes Selbſt gewiſſermaßen durchſichtig zu machen, um ſo den Entwickelungs-

gang eines der merkwürdigſten Geiſter auch der Nachwelt in lebendigſter Anſchauung zu erhalten.

Uebrigens kann nun freilich bei dergleichen in der verſchiedenſten Weiſe vorgegangen werden: Einige ſolcher Schilderungen werden ſtets mehr an der Oberfläche verweilen, werden den Fluß eines Lebens ſo zeichnen, daß man nur das Spiel ſeiner Wellen und die Blätter oder das Treibholz, das er außen fortträgt, deutlich erkennt, während andere ihn mehr behandeln müſſen wie einen von elektriſchen Telegraphenlinien durchzogenen Meeresarm, bei welchem das Intereſſanteſte allein das iſt, was in der Tiefe theils an wunderbaren Gebilden des Seegrundes, theils an geheimnißvollen Gedankenſtrömungen ſich verbirgt, Dinge, welche denn auch nur durch eine ſehr ins Innere gehende Auffaſſung zu Tage gebracht werden können. Beiderlei Behandlungsweiſen mögen Bedeutendes, und auch in Beziehung auf höhere Lebenskunſt vielfach Lehrreiches bringen, jedenfalls bleibt es indeß am beſten, wenn ein äußerlich viel in Thaten und Schickſalen hervortretendes Leben mehr in erſterer, dagegen das ſtille, von außen wenig bewegte Leben des Gelehrten und Poeten nur in letzterer Weiſe geſchildert wird.

Die große Mannichfaltigkeit von Lebensbildern, welche wir in neuerer Zeit erhalten haben, läßt ja ſchöne und treffliche Muſter in beiderlei Richtungen leicht auffinden!

Waren nun aber dergleichen Betrachtungen ſo oft und vielfach in mir angeregt worden, ſo begreift man gern, daß nach überſtiegener mittlerer Lebenshöhe und nachdem theils meine wiſſenſchaftlichen Arbeiten größtentheils abgeſchloſſen waren, theils der raſche Gang praktiſcher Thätigkeit bereits anfing, ſich mehr und mehr zu verlangſamen, auch mir der Rückblick auf Vorhergegangenes ſtärker ſich hervordrängen und die Aufzeichnung weſentlichſter Phaſen innerer Zuſtände und äußerer, mich und die Meinen nahe berührender Ereig-

niſſe zu einer nicht füglich abzuweiſenden Nothwendigkeit werden mußte.

Dieſe Blätter ſollten daher keineswegs etwa zu Abhandlungen anſchwellen und irgendwie neue pſychologiſche Unterſuchungen enthalten, oder dem Leſer ein tieferes Eingehen in mein Streben für wiſſenſchaftliche Zwecke oder mein thätiges Geſchäftsleben bringen, ſondern ſie waren beſtimmt, zunächſt mir ſelbſt treue Gefährten der letzten Decennien meines Lebens zu werden, zugleich aber auch andere, indem ſie ihnen den geſammten Entwickelungsgang eines in vieler Beziehung reichen Lebens treu und offen darlegten, in ihrer Selbſterkenntniß zu fördern, auch ſie durch den Blick auf manche vorübergegangene Lebens- und Zeitperioden überhaupt an Verſtändniß des Lebens zu bereichern. Ich habe es daher nicht verſchmäht, namentlich in den letzten Jahren, hier nebenbei auch allerhand Betrachtungen zu ſammeln, wie ſie eben der Tag herbeiführte, d. h. Gedanken über andere Menſchen und Zeitereigniſſe, über Bücher und Kunſtwerke, anregende Vorkommniſſe des Drama, gehörte Muſik und dergleichen, denn an allen dieſen ſpiegelt das Ich ſich jedenfalls vielfachſt wieder und klärt an dieſen Spiegelungen ſich auf. Wird doch das Leben überhaupt in ſeinen höchſten Regionen nach und nach immer einſamer und in ſich gekehrter, und wenn nun dabei immer mehr die Zahl derjenigen ſich verringert, die ſelbſt dann noch in Liebe uns nahe ſtehen, ſo wird zuletzt das Tagebuch faſt zu dem einzigen mit uns fortſchreitenden Freunde, in deſſen treuen Buſen wir das meiſte vertrauensvoll niederlegen, was der äußern Welt zuletzt doch zum größten Theil entfremdet bleiben mußte, und in dieſer Weiſe iſt dann endlich ein Ganzes entſtanden, bei welchem man nie vergeſſen möge, daß hier weniger von einer Lebenschronik im gewöhnlichen Sinne die Rede ſein ſollte, ſondern daß es eigentlich nur Ausathmungen innerer

Lebenszuſtände waren, welche nach und nach zu dieſem einfachen, weſentlich der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts angehörenden Lebensbilde ſich vereinigten, jedenfalls aber auch ſo das Wohlwollen Mitlebender und das Andenken Nachgeborener einigermaßen in Anſpruch nehmen möchten.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Einleitende Betrachtung IX

Erſtes Buch.

Kindheit und Entwickelung der Jugend 1

Zweites Buch.

Reifere Ausbildung 99

Drittes Buch.

Erſter Wirkungskreis in Dresden 149

Erstes Buch.

Kindheit und Entwickelung der Jugend.

I.

(Begonnen am erſten Oſtertage 1846, im ſiebenundfunfzigſten Lebensjahre.)

Meine Aeltern waren: Auguſt Gottlob Carus, geboren in Dahme am 3. Aug. 1763, und Chriſtiane Eliſabeth Carus, geborene Jäger, welche am 13. Juli 1763 zu Mühlhauſen in Thüringen das Licht der Welt erblickte. Aus dieſen bin ich geboren zu Leipzig, im kalten Winter 1789, am 3. Jan. Nachmittags 3 Uhr. Die Geſchichte meines Stammes kann ich weiter hinauf verfolgen auf mütterlicher Seite als auf väterlicher, und jedenfalls bin ich jener Linie auch mehr adäquat als dieſer, denn mehrere vielbeſchäftigte Aerzte und Naturforſcher gehören zu jener Reihe.

Ueberhaupt erinnere ich mich gern jener alten ehemaligen Freien Reichsſtadt Mühlhauſen, der Heimat meiner Mutter und ihrer Aeltern. Ich ſelbſt habe ein Jahr meiner Kindheit dort verlebt, auch einige Zeit ſpäter ſie noch einmal wiedergeſehen, und einen eigenen poetiſchen Schleier webt die Erinnerung um dieſe recht altdeutſche bedeutende Oertlichkeit. Das Land dort umher iſt flachhügelig, die Unſtrut durchzieht den lockern Kalkboden, auf welchem, wie auf ſo manchen andern deutſchen nördlichen Landen, früher vielfältiger Wein gebaut worden iſt, und welcher noch jetzt dem Getreide-, Obſt- und Gemüſebau ſich günſtig erzeigt. Viele Quellen brechen

aus dieſem Boden hervor, deren zwei von ſolcher Mächtigkeit, daß eine die Oberſtadt, die andere die Unterſtadt auf allen Straßen mit klaren Bächlein bewäſſert. Ich ſah die Stadt noch als Freie Reichsſtadt, zu welcher ſie von Kaiſer Heinrich I. erhoben wurde, und ſie blieb es, bis ſie 1802 dem preußiſchen Staat einverleibt worden iſt. Bei jedem Schritt ſtieß man ſonſt dort auf Erinnerungen an deutſche Vorzeit. Die alten gothiſchen Kirchen, das Rathhaus und das Ritterhaus, wo die Bürger einſt im 14. Jahrhundert die beſiegten Grafen von Reinſtein und Wernigerode einſperrten, bis ſie Urfehde geſchworen und Erſatz ihrer Raubzüge geleiſtet hatten, die Brotlaibe am Obermarkt, wo ſonſt die Bäcker ihren Verkauf hatten, die grauen Warten und Mauernthürme, an welchen mancher Strauß einſt beſtanden worden war, alles mußte wohl geeignet ſein, ſchon bei dem Knaben einen eigenthümlichen tiefen Eindruck zu hinterlaſſen. — Dort in dieſen alten Mauern alſo lebte zu Ende des 17. Jahrhunderts ein Arzt aus der Familie derer von Marſchall, und dieſer war der Ur-Urgroßvater meiner Mutter. Als im Jahre 1683 die Peſt Mühlhauſen und die Umgegend heimſuchte, ſoll er insbeſondre durch Empfehlung und Anwendung des Citronenſaftes viele glückliche Curen gemacht haben. Seine Enkeltochter Marie Eliſabeth verheirathete ſich ebenfalls mit einem Arzte Namens Reichel. Dieſer, früher ein gewöhnlicher Wundarzt, hatte das Glück, von einem Herrn von Preſike mit nach Leipzig genommen zu werden und ſich dort weiter ausbilden zu können. Später übte er Chirurgie und Geburtshülfe in Mühlhauſen aus, war geſchätzt und geachtet und ſtarb hier im ſechzigſten Jahre. Er hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter. Von den erſtern war der eine der durch ſeine Unterſuchungen über den Blutumlauf und ſonſtige tüchtige Arbeiten berühmte Profeſſor Georg Reichel, welcher lange mit Glück zu Leipzig Vorträge gehalten hat. Der andere

ſtudirte Theologie und iſt ſpäter Superintendent zu Mühlhauſen geworden. Von den Töchtern heirathete die eine einen Chirurgen Altenburg, die andere den Färbermeiſter Andreas Adam Jäger aus Köln in Sachſen, und Letztere wurden meine Großältern.

Zu der Zeit, wo ich als kleiner Knabe im Hauſe meiner Großältern lebte, führte man mich wol zuweilen in die Wohnung unſers Verwandten und Arztes, des Dr. Altenburg, und ich ſah dort mit gebührender Ehrfurcht die Bibliothek und Inſtrumente und Mikroſkope jenes in Leipzig verſtorbenen Profeſſor Reichel, ſodaß mir denn auch von da bis in ſpätere Zeit dieſer Eindruck als ein Bild damaliger Gelehrſamkeit und damaliger Naturſtudien lebhaft gegenwärtig geblieben iſt. Unterſchied ſich doch die Wiſſenſchaft jener Zeit noch ſo merkwürdig von dem, was ein halbes Jahrhundert ſpäter an deren Stelle trat. Die Lehre war noch gewiſſermaßen enger, es überſtieg noch nicht die Kraft eines Menſchenlebens, das ſich zu eigen zu machen, was vom Baue des Menſchen und von der Mannichfaltigkeit der organiſchen Welt überhaupt bekannt war, und wenn man jetzt faſt mehr Geſchlechter der dem bloßen Auge unſichtbaren Infuſorien kennt, als damals Geſchlechter großer handgreiflicher Geſchöpfe, ſo fand ſich auch die Wiſſenſchaft vom Menſchen auf einfachere Weiſe, aber mit einem gewiſſen Pedantismus auseinandergelegt, welches alles dann einestheils lebhafter zu einem bald zu bewältigenden Studium aufzufordern ſchien, und anderntheils doch auch durch einen ſteifen, durch und durch latiniſirenden Formalismus ein lebendiges Gemüth mehr abzuſchrecken geeignet war. — Noch gegenwärtig ſtehen die Folianten des Albin und Veſal, die Quartanten des Haller, die Reihen der Werke eines Boerhaave und Sydenham, wie ſie dort aufgeſtellt waren, und die ganze altmodige Einrichtung der Bibliothek, dann das große, den Kindern als

beſonderes Wunderwerk nur von fern gezeigte Sonnenmikroſkop und allerhand dabei aufgeſammelte naturhiſtoriſche Curioſa, in einem eigenen Licht vor meinem Geiſte, und geben mir das eigenthümliche Janusgefühl, mit einem mal um zehn Luſtra und mehr in den Bildungsgang der Menſchheit ſomit zurückſchauen zu können.

Ich muß übrigens doch noch ſagen, wie dieſe Schätze wieder nach Mühlhauſen gekommen waren. Profeſſor G. Reichel ſtarb nämlich, wie erwähnt, in Leipzig und zwar unverheirathet. Noch lebte ſeine Mutter in Mühlhauſen und dieſe wurde nach Leipzig gerufen, um die Erbſchaft zu übernehmen, welche ſie dann ſofort unter ihre drei übrigen Kinder vertheilte. So erhielt ihr Tochtermann Altenburg alles, was auf Medicin ſich bezog, und von ihm erbte es ſein Sohn Dr. Altenburg, von welchem endlich, als auch er, zwar verheirathet, aber kinderlos ſtarb, dies alles an die Familie Tileſius überging. Auch das Bild dieſes Dr. Altenburg, das Bild eines geehrten, überall hülfreich eingreifenden Arztes, eines magern mild-ernſten Mannes, deſſen Hülfe ich ſelbſt viel verdanke, ſteht mir ſehr lebhaft bis heute vor der Seele. Er war auch noch ganz ein Mann einer andern Zeit: die abgemeſſene, etwas pedantiſche Weiſe, der breite Frack mit großen, blanken, ſtählernen Knöpfen, die weiße Kravatte und das ſpaniſche Rohr, ſie vollendeten die originelle Individualität eines Arztes aus der Schule Fr. Hoffmann's. Dabei iſt aber ſein Andenken von Unzähligen geſegnet worden, und nachdem er noch in ſpätern Kriegsjahren Armen, Kranken und Verwundeten vielfältigſt Hülfe geſpendet hatte, ehrte hierauf die preußiſche Regierung ſein Gedächtniß dadurch, daß ſie ein eiſernes Kreuz auf ſein Grab ſtiftete.

So fern mir nun auch in früher Knabenzeit hier noch die Vorſtellung liegen mochte, daß mein eigenes Leben einen verwandten Gang nehmen könnte, ſo iſt doch alle dergleichen

Einwirkung in keinem Leben verloren, und wie denn ein jeder finden kann, der in dieser Hinsicht auf sich ausführlich achtet, daß das, was zuerst uns vielleicht nur ein einfacher Lebensfaden zu sein schien, zuletzt aus gar vielen und oft aus den ungleichartigsten Fasern gesponnen erfunden wird, so gaben zuverlässig alle diese Einwirkungen jede ihren eigenthümlichen Einschlag in das Gewebe meines Lebens.

Bei dieser Gelegenheit muß ich daher auch gleich noch eines andern, oben nur beiläufig genannten Zweiges aus dem alten Reichel'schen Stamme gedenken, von woher mir späterhin ebenfalls ein besonderer Einfluß auf mein Leben zugedacht sein sollte. Der erwähnte Dr. Altenburg nämlich hatte noch eine einzige Schwester, welche an einen nachmaligen Bürgermeister der Stadt Mühlhausen, Namens Tilesius, sich verheirathet und diesem zwei Söhne geboren hatte, deren ältester nachmals sich als der bei der Krusenstern'schen Erdumsegelung vielgenannte Hofrath Tilesius bekannt machte, und theils durch seine Richtung auf Naturwissenschaften, theils durch seine entschiedene Anlage zum Zeichnen und Malen später vielfältige Einwirkung auf meine Entwickelung geübt hat. Erwähne ich dann endlich noch, und zwar vorläufig schon hier, einen Mann, der meine Erziehung leitete, einen geschätzten Chemiker und vielgeliebten Bruder meiner Mutter, Daniel Jäger, so sieht man in der Zeit meiner frühesten Entwickelung fast alle die Elemente vertreten, welche späterhin in die Richtung meines eigenen Lebensganges gezogen werden sollten, und es muß dies eigentlich um so mehr zum Nachdenken auffordern, wenn man zuletzt allemal einzugestehen hat, daß eben ein jeder Geist doch von Haus aus als ein anderer und eigenthümlicher anzuerkennen ist, als ein Geist, dem äußere Einwirkungen zwar manches erwecken und auch manches verdecken können, was ursprünglich schon in ihm lag, der aber etwas ganz Neues zu erhalten oder sich das ihm ganz Angemessene nehmen zu lassen,

niemals durch Aeußeres beſtimmt werden wird. Da alſo jedenfalls, wenn zu einer beſtimmten Anlage auch Verhältniſſe und Einwirkungen hinzutreten, welche gerade dieſer Anlage homogen und fördernd zu nennen ſind, dies allemal als ein eigenes organiſches Zuſammenwirken und eine merkwürdige Fügung betrachtet werden muß, ſo darf ich gewiß jene beſondern, meiner Individualität ſo ganz entſprechenden frühen Begegnungen und Einwirkungen mit eigenthümlich dankbarem Gefühl hier einzeichnen.

Nach dieſem allen will ich jetzt den Leſer näher in das Leben meiner Großältern, welches mir immer wie ein recht in ſich beſchloſſenes niederländiſches Stillleben im Gedächtniß ſchwebt, heranführen. Es hatte aber in alter Zeit hinter dem Rathhauſe in Mühlhauſen die Münze gelegen (denn die Freie Reichsſtadt beſaß das Privilegium, Geld zu münzen, und hat es vom 15. bis 17. Jahrhundert mehrfältig ausgeübt), und als nun das Münzweſen längſt eingegangen war, hatte mein Großvater, Andreas Adam Jäger, dieſe alten Baulichkeiten durch Kauf an ſich gebracht und hier ſeine kleine Färberei und Druckerei eingerichtet. Das Haus lag an der Wahlgaſſe, durch welche, wie in der Stadt durch ſo viele andere, ein klares Bächlein rauſchte — für das Färbergeſchäft natürlich von ganz beſonderm Nutzen — und hinter dem alten nur ſehr mäßig wohnlichen Vordergebäude, woran zugleich eine Art von Scheuer ſich befand, erſtreckte ſich bis zu einem halbverfallenen Flügel des alten Rathhauſes der Hof, auf dem mehrere Pflaumenbäume ſich befanden, heranwachſenden Knaben zu beſonderm Genügen gereichend. Einige alte Schmelztiegel hatten ſich bei zufälligen Abgrabungen auf dem Hofe vorgefunden, und es war natürlich, daß ſie als merkwürdige Erinnerung an das freireichsſtädtiſche Privilegium des Münzweſens gern den Beſuchenden bemerkbar gemacht wurden.

Hier alſo lebte friedlich das Ehepaar meiner Großältern,

welchem nach und nach ſieben Kinder geboren worden waren, und in deren Hauſe zuweilen auch meine Urgroßmutter, Frau Reichel, einige Zeit zu wohnen pflegte. Sie war es, die durch ein aus dem Nachlaſſe des Profeſſors Reichel, ihres Sohnes, gezogenes kleines Kapital meinen Großvater in den Stand geſetzt hatte, dies Haus zu erwerben, ſie war es, die viel an der Erziehung und Pflege der Kinder theilnahm, und ſie war es auch, die jährlich immer zu einem beſtimmten Tage ihre Kinder und Enkel um ſich verſammelte und dann alles, was ſie beim Verwalten ihres kleinen Vermögens erübrigte und was ſie ſelbſt etwa an weiblichen Arbeiten gefertigt hatte, unter die Ihrigen vertheilte. Sie wurde etliche und achtzig Jahre alt, und iſt mir immer als das Muſter einer ehrwürdigen thätigen Matrone genannt worden. Was meinen Großvater betrifft, ſo war er ein feiner ſtiller Mann, welcher immer mit einfacher Thätigkeit ganz ſeinem Geſchäfte und ſeiner Familie zu leben pflegte. In frühern Jahren hatte er einſt ſeinen Bruder, welcher in Kopenhagen eine größere Färberei beſaß, dort beſuchen wollen, fand ihn jedoch, als er hinkam, eben verſtorben, und blieb nun ein Vierteljahr dort, um manches im Nachlaß des Hingeſchiedenen ordnen zu helfen. Während dieſer Zeit war es, daß er hier jenen ſeltſamen Mann auf dem Schaffot enden ſah, der von geringem Stande ausgehend, durch ſtrebende Geſinnung und unternehmenden Geiſt dem Throne nahe, vielleicht zu nahe, gekommen war: den Grafen Struenſee. Den Kindern war die ſchauerliche Geſchichte dieſer Hinrichtung oftmals eine willkommene Belebung langer Winterabende geworden. — So berührt nicht ſelten ein ungeheueres Ereigniß auch eigenthümlich ein ganz ſeitab liegendes ſtill verſchloſſenes Leben, und, zu vergleichen etwa einem kleinen Brandfleck an der Rinde des Baumes, an dem einſt der Blitz ohne ſonſtigen Schaden, außer dieſer Marke, herabgleitete, bezeugt dann die wieder-

kehrende Erzählung auf lange hinaus das einmalige ſo unerwartete Zuſammentreffen des Kleinen mit dem ganz Gewaltigen.

Auf der Flur dieſes Hauſes erwuchs alſo auch unter ſechs andern Geſchwiſtern meine Mutter, und zwar als ein feines, von den meiſten ſogar für ſchön gehaltenes ſittſames Mägdlein. Von den drei Töchtern war meine Mutter die älteſte und unter den vier Brüdern befand ſich der eine, Namens Adolf, in einem ſonderbar gehemmten Zuſtande, von welchem mir ſchon als Knabe viel erzählt wurde; ich habe ihn jedoch nie geſehen, da er bereits vor meiner Zeit verſtarb. Dieſes Kind nämlich bekam im dritten Jahre Maſern, wuchs von da an kaum weiter fort, und blieb bis in ſein zweiundzwanzigſtes Jahr, wo er ſtarb, ungefähr in Zartheit und Größe eines neunjährigen Kindes. Dabei war er zart gebaut, blieb immerfort kindlichen kindiſchen Gemüths, und hätte vielleicht dem Pſychologen und Kraniologen manches zu denken gegeben.

Ums Jahr 1785 war es nun, daß mein Vater, Auguſt Gottlob Carus, nach Mühlhauſen kam. Ihn hatte ſein Vater, ein vermögender Wollhändler in Dahme, auf eine größere Reiſe geſendet; er ſelbſt ſollte erſt in Deutſchland, dann aber beſonders in den Niederlanden alles zum Wollvertrieb, zur Wollfärberei und zur Wollverarbeitung Gehörige genau kennen lernen. In Oſchatz beſtand er ſechs Jahre lang die Lehre der Färbekunſt und ging bald darauf nach Mühlhauſen, allwo ein reicher Färber Namens Schneider den jungen, ſehr wohlgebauten, kräftigen und unterrichteten Mann feſthielt und ihm ein Jahr hindurch einen großen Theil ſeiner Geſchäfte übertrug. Während dieſer ganzen Zeit war er nicht in das Haus meiner Großältern gekommen, und nur wenige Tage vor ſeiner Reiſe nach den Niederlanden, wohin er ſich nun zu wenden gedachte, beſuchte er auch dieſe kleine Färberei,

mehr um der Kunſt die Ehre zu erzeigen, als um beſonderer Abſichten willen. Hier ſah er meine Mutter; er kam nach zwei Tagen wieder; die Familie nahm ihn gütig auf; meine Mutter, die damals Klavierſtunden gehabt hatte und ein kleines Klavier leidlich zu ſpielen verſtand, mußte ihm ein paar Lieder vorſpielen, und die jungen Leute vergaßen ſich von dem Tage an nicht mehr! — Aber die Reiſe drängte, man mußte ſich trennen; trotz des Verſprechens zu ſchreiben kamen keine Briefe. Dafür nach einem Vierteljahr kehrte er ſelbſt zurück. Sie beide ſtanden im dreiundzwanzigſten Jahre, bald wurde die Verlobung beſtimmt, und nun ging mein Vater nach Leipzig, pachtete dort am Mühlgraben in einem Hauſe, Zum blauen Lamm genannt, eine Färberei (und zwar, den Preiſen jener Zeit nach, für nicht mehr als 120 Rthlr. Pachtgeld), und kam ein Jahr ſpäter, im Herbſt 1787, nach Mühlhauſen zurück, um die Braut heimzuführen. Am 1. Nov. 1787 feierte daſſelbe Paar die Hochzeit (dem ich ſie funfzig Jahre ſpäter, im Jahre 1837, als goldene Hochzeit feierlich wiederholen zu laſſen das Glück hatte) und drei Tage darauf zogen die jungen Leute nach Leipzig, wo ſie dann ſofort ihre kleine Wirthſchaft mit gutem Muthe eröffneten.

Im Jahre 1789, und zwar wie bemerkt am 3. Jan., wurde ich ihnen geboren und ich bin denn auch ihr einziges Kind geblieben, da ein zwei Jahre ſpäter geborener zweiter Knabe ſehr bald wieder verſtorben iſt. Bei einem regſam betriebenen Geſchäft und vieler häuslicher Arbeit, mochte die Sorge für meine erſte Erziehung den Aeltern nicht leicht fallen, und ſo geſchah es denn, daß ſie den Vorſchlag annahmen, mich auf etwa ein Jahr zu den Großältern nach Mühlhauſen zu geben, allwo der obenerwähnte geliebte ältere Bruder meiner Mutter für meinen erſten Unterricht treulich zu ſorgen verſprach. — Was man an ſorgfältiger Pflege des unbewußten und des bewußten Lebens in frühen Jahren einem andern danken kann, habe

ich daher diesem Manne zu danken, diesem Manne, dessen milde freundliche Züge mir unvergeßlich eingeprägt sind, und welchem, bei aller Stille und Einfachheit seines Wesens, doch ein gar merkwürdiges inneres Arbeiten und Streben eigen war. Er hatte früher drei Jahre in Leipzig Theologie studirt, hatte mit Beifall gepredigt, und der Onkel in Mühlhausen, Superintendent Reichel, wünschte ihn im geistlichen Amte bald dort angestellt zu sehen. In ihm selbst aber war ein anderes Sehnen erwacht; die Naturwissenschaften, und insbesondere die Chemie, damals in Frankreich zu neuem Leben erstehend und mit den ersten Stürmen der Revolution zugleich nach andern Ländern und namentlich nach Deutschland hinüberwirkend, regte auch ihn heftig auf. Lavoisier und Vauquelin mit ihren antiphlogistischen Theorien stiegen als Gestirne am Horizont der Naturwissenschaft auf, und auch in England wurde dieser Sinn mehr und mehr rege; dies alles verleidete nun dem jungen Theologen sein früheres Studium, und kaum schloß der geistliche Oheim die Augen, so ging er nach Leipzig zurück, vervollkommnete sich im Französischen, studirte Englisch und widmete sich nun ganz dem Studium der Chemie. Dort hatte er noch mit meinen Aeltern zusammen ein stilles, aber in sich regsames und poetisches Leben geführt; in Mußestunden las man zusammen, ihm selbst gelangen mitunter kleine Gedichte ganz fein und wohlgemeint, und dabei war ihm dann auch der eine Knabe seiner geliebten Schwester so lieb geworden, daß er insbesondere es betrieb, daß, als er Verhältnisse halber nach Mühlhausen zurückkehren mußte, ich ihm dorthin mitgegeben werden sollte.

Auf diese Weise hätte ich denn in dem hier Erzählten den Grund aufgezeichnet, auf welchem, und aus welchem hervor, die erste Periode meines Lebens sich entwickeln sollte. Indem ich es aber nun versuche, mich selbst in diese frühen Zeiten zurückzuwenden und über das erste Hervorgehen der

Welt des Bewußtſeins in mir die möglichſt vollſtändige Rechenſchaft zu geben, befällt auch mich dieſes eigene Gefühl, welches jeder haben wird, wenn er, gleichſam aus der Region ſeines Bewußtſeins heraus, in die Welt ſeines unbewußten Lebens ganz ſich verſenken möchte; es iſt ein Gefühl gleichſam der Auflöſung, des Verfließens im Allgemeinen, welches, in dieſer Richtung, der Seele zuletzt gerade ebenſo nahe treten muß, als in der Richtung des Aufhörens alles Lebens, des Sterbens. Wie die ſpaniſchen Dichter es lieben, zwiſchen Wiege und Sarg vielfache Gleichungen zu finden, ſo fühlt man ebenſo allen Boden unter ſich weichen, wenn man in die früheſte Kindheit zurückblicken, ſie ſich geiſtig ganz klar zurückrufen möchte, als wenn man verſuchen will, den Zuſtand der Grundidee unſers eigenen Daſeins nach dem Aufhören dieſes zeitlichen Daſeins zu denken.

Ein Factum iſt jedenfalls bei dieſem tiefen Rückblick merkwürdig, nämlich daß die allerfrüheſten Erinnerungen nie einen Gedanken, ſondern immer nur eine oder die andere Sinnesvorſtellung, welche gleichſam daguerreotypiſch beſonders feſt ſich eingeprägt hatte, zu Tage fördern werden. Zwar ſagt man ſich bald, daß es nicht füglich anders ſein könne, da eben in erſter Kindheit das Denken, dieſes wunderbare Rechnen des Geiſtes mit den ſprachlichen Aequivalenten der Idee und der Sinnesvorſtellung zugleich, noch ſo unbehülflich und ſchwach ausgeübt wird. Deſſenungeachtet möchte man aber andererſeits glauben, daß, dieweil das Bewußtſein, und in dieſem der Geiſt, erſt durch das Denken in der Seele geboren werden, die erſten Gedanken ſelbſt ſich wol feſter einprägen und beſſer behalten werden müßten, als frühe Sinnesvorſtellungen; aber man überzeugt ſich zuletzt doch, daß eine beſſere Bewahrung des Gedankens zwar nicht aus einer ganz ſo frühen, nicht aus der allererſten Periode des Bewußtſeins herſtammen kann, daß ſie dagegen allerdings für ſpätere Perioden wirklich nachdrück-

licher ſich geltend macht als die der Sinnesvorſtellung allein. So alſo, wenn ich mich frage, zunächſt wie weit ich mich in die Region der Kindheit hinein, und was ich mir dort zumeiſt erinnern kann, ſo finde ich aus früheſter Zeit durchaus nur einzelne Bilder vorhanden, von denen das erſte ich ſchon an das Ende des zweiten Lebensjahres zurückzuverſetzen genöthigt bin *), während dann einige andere aus meinem dritten und vierten Jahre ihrer Natur nach herſtammen müſſen. Von irgendeinem eigenen Gedanken aber aus ſo früher Zeit iſt mir eine beſondere Erinnerung durchaus nicht verblieben, und wenn ich über dieſe Gegenſtände nun recht ſcharf nachſinne, ſo muß ich ſagen, daß nicht früher als aus dem fünften Lebensjahre ich das erſte entſchiedenere und ſtärkere Gefühl, und nicht früher als aus dem ſechsten Jahre ich den erſten weiter ſtrebenden Gedanken mir deutlich zurückzurufen im Stande bin; wie? werde ich ſogleich erwähnen.

Es war nämlich, wie geſagt, bald nach vollendetem vierten Lebensjahre, daß ich durch die Mutter und deren Bruder nach Mühlhauſen gebracht, und im Hauſe meiner Großältern, zugleich mit dem nur wenig jüngern Knaben einer Schweſter meiner Mutter, der Pflege und Erziehung meines Oheims übergeben wurde. Ich bewahre noch manche Briefe, die letzterer zu jener Zeit an meine Mutter geſchrieben hat, und ich darf nur ein paar Fragmente daraus mittheilen, um alles zu ſagen, was ſich ſagen läßt von der Art, wie dieſer treffliche

*) Ich würde ſelbſt kaum glauben, daß eine Erinnerung aus ſo früher Zeit erhalten werden könne, allein ich darf daran deshalb nicht zweifeln, weil der zweite Knabe, den meine Mutter gebar, nicht ganz zwei Jahre nach mir zur Welt kam und weil mir eben dieſen bald wieder verſtorbenen Knaben das Gedächtniß deutlich zeigt. Ich weiß, daß ich eine ältliche Frau in kleiner, goldgeſtickter Haube ſah (die Wehmutter), die ein kleines Kindchen ankleidete, und habe alſo hieran das Document einer Erinnerung aus dem zweiten Jahre.

Mann um mich besorgt war, und zugleich von der Art, wie hier ein eigenes schönes geschwisterliches Verhältniß sich gestaltet hatte. So schreibt er vom 30. Oct. 1793:

„Meine liebste Schwester! Da sitz ich auf meinem Stübchen und Dein Karl spielt um mich her, und ich denke, rede und schreibe an Dich und wünsche Dich her zu uns, um uns gemeinschaftlich zu freuen unsers traulichen Umgangs und des süßen Vergnügens Dein liebes Kind unsern Hoffnungen entgegenwachsen zu sehen. Und hätte ich weiter kein Verdienst um die Welt, als daß ich nur einen einzigen ihrer Bürger zum möglichst weisen und guten, gesunden und frohen Menschen hätte erziehen helfen, ich machte auf weiter nichts Anspruch."

Unter solchem Schutze führte ich denn also dort in den alten freireichsstädtischen Mauern ein recht echt kindliches und einfaches Leben, und hatte das in Fülle, was eigentlich allen Menschen, aber zumal dem Kinde, der nöthigste und schönste Lebensathem ist — Liebe!

Bei dem allen fehlte mir dort in den ersten Wochen eine Form der Liebe — die Liebe der Mutter, und die gewisse stille Trauer um dieses Fehlen ist das erste entschiedene, oft, wenn ich allein war, mich zu Thränen erregende Gefühl, dessen ich mich erinnere. Später verlor sich diese Trauer, es wuchs die Lust am Lernen und am Erfahren, und dann schreibt denn auch mein Oheim von mir (unter dem 22. Dec. 1793):

„Die Naturgeschichte ist ihm jetzt seine angenehmste Unterhaltung. Besonders äußert er allemal seine Verwunderung, daß er dies und jenes von einem ihm bekannten Geschöpfe noch gar nicht gewußt habe; denn er will immer alles lieber selbst erfinden und aus sich selbst gleichsam schöpfen, als daß er es gelernt zu haben gestehen sollte. Beständig ist er beschäftigt. Das erste, wenn er früh aufgestanden, ist: gib mir doch was zu thun! Das gefällt mir außerordentlich an ihm."

Von allen dieſen, bei ſolchem Unterricht in der jungen Seele angeregten Gedanken erinnere ich mich indeß gegenwärtig keines einzigen mehr; dagegen iſt ſeltſameweiſe ein Gedankenzug mir immer noch gegenwärtig, und wie geſagt der früheſte derer, die mir aus der Kindheit verblieben ſind, und dies iſt — ſonderbarerweiſe für ein Kind — ein Gedanke über die menſchliche Seele. In meinen Mußeſtunden war mir nämlich, anſtatt der Flut von Kinderſchriften, welche erſt eine ſpätere Zeit geboren hat, ein einziges Buch ein einziger und treuer Gefährte: der alte „Orbis pictus" von Amos Comenius, mit ſeinen curioſen Holzſchnitten und Verzierungen, mit ſeinem deutſchen und lateiniſchen Text und mit ſeinen Abbildungen der verſchiedenſten menſchlichen Beſchäftigungen und Zuſtände. Wenn ich nun ſo darin blätterte und las, hielt mich immer ein Blatt feſt, auf dem geſchrieben ſtand: „Die menſchliche Seele." Da ſah man einen Tiſch abgebildet, darüber ein Triangel mit dem göttlichen Auge und dabei die mit bloßen Punkten angegebene Figur eines Menſchen. Dies Geheimniß — denn daß es ein ſolches andeute, verſtand ich wohl — war es, wodurch der Blick meines Geiſtes zuerſt ganz ins Innere gelenkt wurde. „Auch du haſt eine Seele oder biſt eine Seele!" Dieſes Denken ließ mich nicht los, und dieſer zuhöchſt doch immer ein Myſterium bleibende Gedanke, freilich noch in voller Naivetät und im ſonderbaren Staunen des kleinen Knaben, war der erſte, deſſen ich mich noch heute entſinne und welchen mir immer klarer zu machen ich ſpäter ein halbes Jahrhundert hindurch treulich geſtrebt habe.

Außerdem war mein Leben in jenen Umgebungen das einfachſte, und ich habe ſchon oben erwähnt, wie eigenthümlich die dortigen altdeutſchen Oertlichkeiten, verbunden mit einer freiern Natur und einem mehr abwechſelnden Boden, auf das junge Gemüth wirken mußten. Einen tiefen Eindruck hat mir

insbesondere der oft wiederholte Besuch einer der reichen, die Stadt mit reinstem, klarstem Wasser überströmenden Quellen hinterlassen. Die Feierlichkeit, mit welcher man von alten Zeiten her diese schöne Naturgabe dort empfangen hatte, die Dankbarkeit, welche immerfort ihr geweiht wurde, hatte etwas, das mir jetzt wie altgriechische Verehrung einer Najade vorkommt, das aber damals nur eben, weil es mir schön und gemüthlich erschien, auf den Knaben eine besondere Wirkung hervorbrachte. Jener Quell ist in Mühlhausen bekannt unter dem Namen des Brunnens zu Popperode und liegt etwa eine halbe Stunde vor der Stadt. Schon vor vielleicht zweihundert Jahren hatte die Bürgerschaft beschlossen, ihn besonders zu schmücken: eine Einfassung behauener Steine wurde ihm gegeben, ein Lusthaus mit gewölbten Hallen und fünf spitzen Thürmchen, mit Schiefer gedeckt, hatte man dabei aufgeführt, den grünen Anger umher sah man mit einer Mauer eingefaßt und den Brunnen selbst von schönen alten Linden beschattet, kurz das Ganze, belebt von dem wallenden breiten Quell, dessen tiefes klares Wasser zur Seite mächtig abströmt, um bald weiterhin schon Mühlen treiben zu können, es hat durchaus einen still in sich geschlossenen, eigenthümlich anziehenden und beruhigenden Charakter. Alljährlich ziehen die Schulen, geführt von Abgeordneten der Bürgerschaft, da hinaus, singen Lieder am Quell und hängen die Kränze, die sie brachten, in der Halle auf; kurz es ist hier wirklich noch eine Spur eines alten Naturdienstes vorhanden; und ich kann nicht sagen, wie merkwürdig dieses alles auf den Knaben wirkte. Noch jetzt steht die Oertlichkeit von Popperode lebhaft mir vor dem Gedächtniß. *)

Sodann übte doch auch die Individualität meines Groß-

*) Neuerlich hat J. G. Bornemann (Ueber Diluvial- und Alluvialbildung in der Umgegend von Mühlhausen) interessante Thatsachen

vaters, mit ihrer beſondern Milde und mit dem Frieden, der darüber gebreitet war, einen ſehr bedeutenden Einfluß auf das leichtgereizte, innerlich heftige Naturell der jungen Seele. Denn freilich konnte ich mitunter auf eine Art mich aufregen laſſen, die manche Strafe mir zuzog. So als beim Abſchießen eines kleinen hölzernen Vogels einer meiner Oheime durch einen geſchickten Schuß gleich anfangs den ganzen Vogel zu Fall brachte, gerieth ich außer mir, warf mich mit Heftigkeit zur Erde und brach in unaufhaltſames, langes, krampfiges Weinen aus. Gegen dieſe unglückliche Anlage nun war die Einwirkung eines ſo einfachen ſtillen Gemüths als das jenes Alten ein überaus wohlthätiges milderndes Oel. Noch ganz deutlich erinnere ich mich, wie im Sommer an ſtillen Sonntagsnachmittagen er auf duftendem Heu in der kühlen Scheune gern mit uns zu ruhen pflegte, und wie er uns da bisweilen bibliſche Geſchichten zu erzählen liebte. Beſonders der eine Tag, wo er von der Seefahrt der Jünger ſprach und von Chriſtus, wie er über die ſtürmenden Wogen tröſtend und beruhigend daherſchreitet, er iſt mir immer unvergeßlich geblieben.

Es ſollte aber mein Aufenthalt im großälterlichen Hauſe mir nicht blos Angenehmes und Gutes bringen, ſondern auch eine ſchwere Erkrankung. Damals, wo Jenner's Entdeckung noch nicht die Kindheit gegen das Pockengift ſchützte, waren denn auch Epidemien der letztern Art häufiger, und ſo erkrankte ich gleich nach vollendetem fünften Jahre ſo ſchwer an den natürlichen Pocken, daß ich faſt eine Woche erblindet lag. Auch hier wachte mit rührender Sorgfalt über mich jener gütige Oheim, und noch bewahre ich ein bis ins Kleinſte

---

über dieſen Brunnen bekannt gemacht, welcher täglich 183000 Kubikfuß Waſſer gibt, und in dieſem Waſſer ſo viel kohlenſauern Kalk zu Tage bringt, daß deſſen Menge im Laufe eines Jahres ſich auf 13000 Centner berechnen läßt.

gehendes Tagebuch dieſer Krankheit, welches er für meine Mutter geführt, ihr aber erſt nach beendigter Krankheit geſendet hatte, damit auf zarte Weiſe, mit dem Schreck über die Nachricht von der Erkrankung, zugleich die Freude über gelungene Rettung verbunden werde. Mit ihm bewachte treulich Dr. Altenburg den Sturm des Fiebers, leitete es, wie ich noch aus dem Tagebuche erſehe, auf einfach hippokratiſche Weiſe, und ſo kam es denn auch, daß nach überſtandenem Leiden ich mich einer faſt noch beſſern Geſundheit zu erfreuen hatte als vorher.

Im Spätſommer 1794 kamen meine Aeltern nach Mühlhauſen, um mich abzuholen, und wie ſchnell doch die Beſtimmtheit des Sinneseindrucks in der weichen Seele des Kindes ſchwindet, dies hatte ich daran Gelegenheit zu erfahren, daß ich beide Aeltern und am längſten meinen Vater nicht wiedererkannte, als ſie mir ſcherzweiſe zuerſt unter fremden Namen vorgeſtellt wurden. Noch immer muß ich, wenn ich hieran gedenke, es ſeltſam finden, daß, da einzelne Bilder aus früheſter Zeit mir noch jetzt vollkommen gegenwärtig ſind, damals das Bild geliebter Perſonen ſich ſo ſchnell in der Seele des Kindes verdunkeln konnte! Allein bei näherer Erwägung ergibt ſich leicht, daß, indem überhaupt ein Sinneseindruck um ſo feſter in der Seele haftet, je ſtärker im Moment die von ihm bewirkte Erregung dort war, nothwendig alle die Vorſtellungen, welche täglich und ſtündlich ohne beſondere Erregung in der Seele ſich wiederholen, dergeſtalt, daß ſie ganz zur Gewohnheit und deshalb weniger beachtet werden, auch leichter verblaſſen, als irgendein Bild, irgendeine Vorſtellung, deren Aufnahme in der Seele durch eine gewiſſe Gewaltſamkeit bezeichnet worden iſt. So alſo waren auch die Geſtalten und Geſichtszüge meiner Aeltern, eben weil ſie mich täglich umgaben, mir weniger feſt im Gedächtniß ge-

blieben, als der Eindruck einiger besonderer Situationen, welche plötzlich und mit einer gewissen Heftigkeit der Seele sich dargestellt hatten. Beispiele dieser Art würden sich aus der Geschichte jedes Geistes gewiß aufführen lassen; besondere Aufmerksamkeit hat man ihnen indeß bisher offenbar weniger zugewendet.

Endlich, nach einem Jahre, wieder in Leipzig angekommen, fand ich meine Aeltern nicht mehr in dem Hause, wo ich geboren, sondern in einer Färberei, gelegen am Wege nach dem schönen Walde, welcher sich längs des Elsterflusses bis gegen Merseburg und Halle hin ausdehnt, und dessen nächster Theil bei Leipzig mit dem Namen des Rosenthals belegt wird. In dieser Wohnung verlebte ich nun meine nächsten sechs Jahre, erhielt anstatt des geliebten Oheims mehrere andere Lehrer, und trieb ziemlich fleißig alles, was man als lernenswerth mir darbot. Wenn ich mir nun Mühe gebe, mich zu erinnern, was in jener Periode als insbesondere wichtig für weitere Entwickelung bezeichnet werden müsse, so darf ich drei Momente namentlich hervorheben: einmal ein beginnendes bestimmteres Verhältniß zur freien Natur, ein andermal eine entschiedenere Beziehung zur Gesellschaft, und endlich das erste deutlichere Hervortauchen gewisser Neigungen und Eigenthümlichkeiten in mir selbst.

Das erste wurde begünstigt durch die Lage unserer damaligen Wohnung in der Nähe jenes schönen Waldes. Aus meinem Fenster sah ich da hinaus, der Fluß hinter unserm Hause floß da hinein, und ich selbst, allmählich mehr heranwachsend, konnte mich nun schon öfter in Wiesen und nahen Waldesrand vertiefen. Gibt es doch dort noch einen Ueberrest altdeutscher Eichenwaldungen, und insbesondere hatte der sich meilenweit erstreckende Theil, welchen man das „wilde Rosenthal" nennt, damals noch Ueberfluß an mächtigen, viele Jahrhunderte zählenden Eichen. Mit einem zweiten Oheim,

der meinem Vater im Geſchäft beiſtand, zog ich auch wol an warmen Sommernachmittagen in jene Schatten und kühlte mich in den gelblichen Wellen der Elſter, im Herbſt ging ich mit andern Knaben hinaus, um Gerten zu ſchneiden und Sprenkel den Zugvögeln zu ſtellen; aber am eigenthümlichſten wirkte es doch auf mich, als ich ſpäterhin in den nächſtgelegenen Waldtheilen allein mich ergehen durfte. Ich lag dann wol unter einer alten Eiche, ſah in die mächtigen Aeſte und in das Blättergewölbe hinauf, gab Achtung auf das Leben der kleinen Käfer im Graſe umher, und fing an zu ahnen, daß in dieſem ſtillen Leben eine Menge der ſeltſamſten Geheimniſſe verborgen liegen müßten. Es entwickelte ſich dort ein gewiſſer Haug zur Einſamkeit, und es war mir da oft ſo beſonders wohl. Die friſche Waldesluft, der Hauch der Wieſen, es ſchien mir auch körperlich zuſagend und geſund, und wenn ich daher nicht gar oft dorthin ſelbſt mich verlieren durfte, ſo ſaß oder ſtand ich dafür um ſo mehr am Waſſer hinter unſerm Hauſe, trieb Fiſchfang mit der Angel, und ſah dabei nach den fernen Wipfeln hinüber. Kam dann der Winter, ſo boten die kleinern Flüſſe, die ſich um Leipzig durch die Wälder ziehen, die erwünſchteſte Gelegenheit zum Schlittſchuhlaufen, in welchem ich bald eine bedeutende Fertigkeit bekam, und noch jetzt kann ich mit Vergnügen mancher Abende gedenken, wo ich das Spätroth des Weſtens und die ſchimmernde Mondesſichel durch die beſchneiten Zweige der Büſche und Bäume in immer neuem Reiz verfolgen durfte, während die blanken Eiſen mich raſch über die ſpiegelnde Bahn des Fluſſes dahintrugen. Einigemal hätten übrigens beinahe die Najaden den jungen unachtſamen Naturfreund für immer in ihr dunkles Reich hinabgezogen. Zweimal zu verſchiedenen Zeiten ſtürzte ich hinter dem Hauſe meiner Aeltern in den tiefen Fluß und wurde mit genauer Noth gerettet, und einmal brach ich, als ich am Waldesrande über das beſchneite Flußeis nach der

Bahn gehen wollte, plötzlich durch und ſtand mit einem mal bis an die Bruſt im Waſſer. War an dieſer Stelle der Fluß tiefer, ſo war ich verloren; ſo waren blos die Schlittſchuhe im Waſſer mir entſchlüpft und ich ſelbſt arbeitete mich bald wieder auf das Eis herauf. Im Begriff fortzugehen vermißte ich jedoch die getreuen Eiſen, und ſogleich kehrte ich wieder nach der eingebrochenen Stelle zurück und fiſchte an den ſchwimmenden Bändern die ſchon verloren geglaubten heraus, allerdings nicht bedenkend, daß ich mich ſo einer noch weit größern Gefahr ausgeſetzt hatte. Ich kam ganz mit Eiszapfen bedeckt nach Hauſe, doch blieb dieſer Fall ſowol als der zweimalige frühere Sturz ins Waſſer ohne weitere Folgen für meine Geſundheit.

Aber nicht blos für die mich näher umgebende Natur ſollte mir deutlicher der Blick aufgehen, auch von weiter entlegener und fremder Landesart einen Begriff zu faſſen ſollte dem Knaben erleichtert werden, denn um dieſe Zeit kehrte Dr. Tileſius, deſſen ich oben ſchon gedacht habe, von Portugal, wohin er als Naturaliſt mit Graf Hoffmannsegg gegangen, mit vielfältiger Ausbeute beladen zurück und wohnte längere Zeit in oder am Hauſe meiner Aeltern. Ich ſah bei ihm ausgebreitet zum erſten mal die wunderlichen Geſtalten der Seegeſchöpfe, der Seeigel, Korallen, Gorgonien, der Muſcheln und Sepien, und ſah vielfältige Zeichnungen, die er in jenen Gegenden entworfen hatte; ja wenn er mir erzählte und ich ihn um ein Bild bat, ſo nahm er wol meinen Farbenkaſten, zeichnete mir die Küſte von Ceuta oder das maleriſche Cintra auf ein Stück Papier, und weckte und nährte in mir ſo zugleich die Luſt an landſchaftlichen Verſuchen, wozu die eigene Neigung mich frühe ſchon, aber freilich noch auf ganz kindiſche Weiſe getrieben hatte.

Indem mir nun auf dieſe Art die äußere Welt nach und nach anfing verſtändlicher zu werden, ſollte es auch nicht an

Gelegenheit fehlen, von der großen Verſchiedenheit der Elemente, aus welcher die menſchliche Geſellſchaft immer wieder neu gebildet wird, einen deutlichern Begriff zu erlangen. Durch große Thätigkeit und eine bei Benutzung der Fortſchritte der Chemie geſteigerte Kenntniß im Geſchäft, hatte mein Vater bald eine gewiſſe Wohlhabenheit ſich geſchaffen, welche es möglich machte Freunde und Bekannte öfters bei ſich zu ſehen; dabei war denn auch mein älterer Oheim, dem ich meine erſte Erziehung verdankte, wieder nach Leipzig gekommen, und half dazu, mit Gelehrten und andern gebildeten Perſonen ein freundſchaftliches Verhältniß anzuknüpfen; außerdem endlich befand ſich auch ein Verwandter meines Vaters, der ſpäterhin durch ſeine pſychologiſchen Studien bekannt gewordene Friedrich Auguſt Carus, als junger Docent damals an der Univerſität, und ſo bildete ſich, gefördert durch das heitere und angenehme Weſen meiner Mutter, ein Kreis von Freunden um unſer Haus, wie er ſonſt vielleicht nur ſelten in einer einfachen bürgerlichen Exiſtenz gefunden wird. Der Knabe gab auf alles, was ihn umgab, gebührend Achtung, und lernte bald einſehen, in wie großer Mannichfaltigkeit ſich Beſtrebungen und Eigenſchaften der Menſchen äußern können. Da nun übrigens dem Kinde immer die Welt im ganzen außerordentlich eng begrenzt erſcheint, ſo hat es auch noch durchaus keinen Begriff von den Bewegungen der Menſchheit im großen, ſondern gewöhnlich werden einzelne Individuen, denen es näher kommt, ihm zu Repräſentanten größerer Strahlungen dieſes Ganzen. Dieſer Gedankengang iſt indeß nicht ſo unergiebig, als es auf den erſten Blick ausſieht, denn wenn wir uns erinnern, daß es zuletzt doch die höchſte Auffaſſung der Menſchheit bleibt, wenn ſie im Begriff wieder zu einem einzigen Organismus zuſammengeht, ſo darf man immerhin jene früheſte Anſchauungsweiſe ganz wohl als eine beſtimmte Vorbereitung zu dieſer höchſten betrachten.

Was mich betraf, deſſen Vorſtellungen damals noch im Allernächſten befangen waren, ſo fand ich das, was ich wol gehört und geleſen hatte von manchen Zweigen und Ständen menſchlicher Geſellſchaft, in einzelnen Freunden unſers Hauſes und andern mir als auffallend gezeigten Perſonen gut genug repräſentirt, um mir auf meine Weiſe einen Begriff dieſer Verſchiedenheit einzuprägen. Die Charaktere, deren Erwähnung hierher gehört, haben zum Glück theilweiſe eine öffentliche Geltung erhalten und ich kann deshalb in deren Anführung kürzer ſein, als ſonſt mit dieſen Betrachtungen, welchen ich überall eine gewiſſe genetiſche und ausführliche Folge zu geben wünſchte, vereinbar wäre. So will ich hier nächſt Friedrich Auguſt Carus dem Pſychologen, den wir oftmals bei uns ſahen und in welchem mir immer durch ſein ruhiges gehaltenes Weſen der Begriff der Würde des angehenden akademiſchen Lehrers beſonders gegenſtändlich erſchien, namentlich eines Mannes gedenken, deſſen ſchönwiſſenſchaftliche Richtung und deſſen feines Gemüth ihn theils ſelbſt als Schriftſteller bekannt gemacht haben, theils ihn mit den erſten Geiſtern ſeiner Zeit, und namentlich auch mit Goethe, in Berührung gebracht hatten: ich meine Friedrich Rochlitz. Dieſer Mann, der Sohn unbemittelter leipziger Bürgersleute, hatte gleich meinem Oheim ebenfalls anfangs Theologie ſtudirt, war aber auch gleich dieſem, durch eine innere lebendigere Richtung, von dem enger gefaßten Dogma verſcheucht worden und hatte damals bereits begonnen, durch verſchiedene Erzählungen und manche äſthetiſche Schilderungen ein gewiſſes Aufſehen zu erregen. Gleichzeitig hatte er ſich durch Begründung der „Muſikaliſchen Zeitung“ ein wahres Verdienſt erworben und viele ſchätzbare Beiträge ſelbſt zu derſelben gegeben. Sein ganzes Aeußeren ſchien noch einer frühern Periode anzugehören: ich erinnere mich ihn immer noch in kurzen Beinkleidern, weißen Strümpfen und Schuhen mit großen ſilbernen Schnal-

len, ſowie in gepudertem Haar geſehen zu haben. Uebrigens war er von langer ſchmächtiger Statur, feiner gemüthlicher Geſichtsbildung und freundlichem, durchaus gehaltenem Benehmen. Ein Freund von ihm, der damalige Organiſt der Neukirche in Leipzig und ſpäterhin Kapellmeiſter in Weimar, Auguſt Müller, war ebenfalls und zugleich mit Rochlitz viel in unſerm Hauſe. An dieſem, einem kräftigen unterſetzten, ziemlich beleibten Mann, erſchien mir zum erſten Male die lebensluſtige friſche Natur, wie wir ſie als charakteriſtiſch für viele ausgezeichnete Tonkünſtler kennen gelernt haben. Müller ſpielte für damalige Zeit ausgezeichnet das Fortepiano, und wenn er an Sonntagsnachmittagen zuweilen mit Kraft und Leben die Ouverture zum „Figaro" oder zur „Entführung aus dem Serail" vortrug, ſo vortrug, daß oft die unter unſern Fenſtern vorbei nach dem Roſenthal wallfahrtenden Spaziergänger verweilten, und wenn dann lebhafte Geſpräche mit Rochlitz und den Meinigen über Muſik ſich entſpannen, ſo war ich, ſo fern mir im ganzen noch dieſe Sachen lagen, doch immer ein aufmerkſamer Hörer. Nicht ſelten fanden ſich bei ſolchen Gelegenheiten auch noch die Herren Breitkopf und Härtel ein, die Beſitzer der großen Handlung, welche Mozart's Werke, die „Muſikaliſche Zeitung" und vieles andere kräftig in die Zeit Eingreifende zu Tage gefördert hat. Breitkopf, der Sohn von Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, dem berühmten Erfinder des beweglichen Notendrucks und vieler andern Vervollkommnungen der Buchdruckerei, iſt mir gleichfalls noch als ein jovialer, an allem geiſtigen Fortſchritt lebendigen Antheil nehmender Mann im Gedächtniß, während ſein Aſſocié Härtel — weit mehr berechnend und kälter — mir das Bild eines wohlüberlegenden Geſchäftsmannes mit der größten Beſtimmtheit darſtellt. Zähle ich nun noch zwiſchen dieſen mannichfaltigen Charakteren einen heitern, immer zu guten Humoren aufgelegten Rechtsgelehrten, Seifert,

welcher ſpäter im leipziger Magiſtrate einen bedeutenden Poſten bekleidete, damals aber faſt täglich in unſerm Hauſe geſehen wurde, ſo ſieht man einen Kreis entſtanden, wie er auf eine junge allmählich heranreifende Perſönlichkeit nicht anders als im guten Sinne anregend wirken mußte.

Ich ſelbſt, ſoviel ich mich meiner damaligen Eigenthümlichkeiten erinnere, hatte ſtets etwas mehr in mich Gekehrtes, faſt mitunter Verſchloſſenes und Scheues. Es wurde mir ſehr ſchwer, mich irgendeiner mir weniger bekannten Perſon vorſtellen zu laſſen, obwol ich auf meine Umgebungen gar wohl zu achten gewohnt war. Dabei regte ſich zeitig eine gewiſſe pedantiſche Ordnungsliebe. Es konnte mir Freude machen, wenn mir meine Mutter erlaubte, wenn ſie ausging und ich zu Hauſe blieb, ihr Zimmer auf das ſorgfältigſte aufzuräumen und zu ordnen. Mein eigenes Zimmerchen hielt ich gern ſehr rein und meine Bücher und ſonſtiges Eigenthum hatte ich meiſtens ſehr wohl aufgehoben. Ich lebte auch eigentlich mehr ſozuſagen in mich hinein als aus mir heraus. Die großen Weltbegebenheiten, die zu jener Zeit, von Frankreich ausgehend, Europa erſchütterten, der Tod Ludwig's XVI., die Waffenthaten der jungen Republik, der ſich entzündende Kampf mit England — es lag mir alles zu fern, und wenn auch das Unglück jener Königsfamilie mich in ſeiner menſchlichen Bedeutung rührte, wenn ich davon erzählen hörte, ſo war doch im ganzen mein Leben noch zu eng begrenzt, um mich an jenen Erſchütterungen beſondern Antheil nehmen zu laſſen.

Bedenke ich nun, daß, ſoweit ich mich meiner damaligen Zuſtände erinnere, doch zu jener Zeit ich mich unter die intelligenten Knaben meines Alters wohl zählen durfte, ſo geht mir aus dieſer beſchränkten Geſinnung in Bezug auf das Oeffentliche ſo viel hervor, daß es ſchwerlich wol als ein überall richtiger Weg gelten könne, wenn die Erziehung ſich

vorſetzt, durchaus ſchon in ſo jungen Jahren beſonderes Intereſſe für ein gewiſſes weiteres politiſches Leben zu entwickeln. Der junge Geiſt hat nämlich zuerſt noch ſo viel mit ſich zu thun, es iſt ihm ſo ſchwer, zuerſt nur in einem kleinern und verborgenern Kreiſe ſich einheimiſch zu machen und dort eine gewiſſe Stetigkeit und Kraft zu gewinnen, ſodaß es eben daher nothwendig ſtörend auf ihn wirken muß, wenn er ſehr frühe ſchon entſchieden gegen das Allgemeine gedrängt wird. Mindeſtens gehört dazu, daß der Geiſt mit dem Leben im allgemeinen anfangen und von da aus erſt zur Beſonderheit und Selbſtändigkeit vordringen könne, ein, ich möchte ſagen, mehr urſprünglicher, mehr naiver und auch ebendadurch doch gewiſſermaßen roherer Zuſtand eines Menſchheitſtammes, als ein ſolcher in unſern Tagen und unter uns vorhanden iſt. Das Kind einer Horde von Wilden, der Knabe der alten Deutſchen, ja ſelbſt noch der der griechiſchen und römiſchen Stämme zur Zeit der Republiken, ſie lebten von Haus aus mit im und vom Geſchick des ganzen Volks, bei ihnen war die frühe genaueſte Theilnahme am politiſchen Zuſtande der Maſſen ganz unabweisbar. Anders dagegen kann das nur ſein in unſern ſo viel künſtlichern, ſo weit verwickeltern, ſo ſchwer zu überſehenden öffentlichen Zuſtänden jetziger europäiſcher Menſchheit! Für uns iſt demnach in dieſer ſowie in ſo vieler anderer Beziehung die umgekehrte Entwickelung, nämlich die vom Beſondern ins Allgemeine, jedenfalls die naturgemäße und rechte; und ſo habe auch ich es denn nie beklagt, daß die Art und Weiſe meiner erſten Heranbildung mich gerade ganz in dieſem Gange hielt und mir hauptſächlich Raum gab, zuerſt in mir ſelbſt und in einer engen Welt mich zu kräftigen und zu ſichern, bevor ich mit Entſchiedenheit auf weiterm Kreiſe meine Theilnahme auszudehnen angeregt und verſucht wurde.

Daß übrigens bei meiner Erziehung irgendein beſon-

derer Plan befolgt worden wäre, oder daß ſchon früh über den Lebensberuf, den ich dereinſt ergreifen ſollte, eine Beſtimmung ſtattgehabt hätte, kann ich nicht ſagen. Meinem Vater, da ich das einzige Kind blieb, ſchwebte wol der Wunſch vor, daß ich dereinſt ſein Geſchäft fortſetzen möchte; indeß hörte ich ihn doch oftmals ſagen: ich ſolle nur recht viel lernen, ein vermehrtes Wiſſen werde auch dieſem Geſchäft gar ſehr zugute kommen. Da es nun ganz gewöhnlich war, daß junge Leute, auch ohne einem eigentlich wiſſenſchaftlichen Studium ſich zu widmen, einzelne und namentlich naturwiſſenſchaftliche Collegia an der Univerſität hörten, und da auch mir dergleichen ſpäterhin für zuträglich gehalten wurde, ſo ließ man mich um die Zeit meines zwölften Jahres in die Thomasſchule eintreten, damit, nach weiter verfolgten philologiſchen Arbeiten, ſpäterhin eine Inſcription bei der Univerſität möglich werden möchte.

Bis zu jener Zeit des Eintritts in eine öffentliche Schule hatte ich nur ſehr wenig mit andern Knaben verkehrt und wüßte ich denn davon auch nichts Beſonderes aufzuzeichnen, was Einfluß auf mein ſpäteres Leben gehabt hätte. Am nächſten meinem Herzen kam ein Knabe, Wilhelm, der Sohn eines leipziger Kaufmanns Fleiſcher, aber die Aeltern zogen mit ihm in den nächſten Jahren nach Jena, wo ich ihn denn auch einmal beſuchte und wol 12—14 Tage dort in ſeinem Hauſe lebte. Der Knabe hatte etwas Mildes und Sanftes, das meinem mehr ernſten Weſen wohlthat; das freundliche Geſicht mit blonden Locken umgeben war mir ſehr lieb geworden, und ſo intereſſirte mich nun auch die Oertlichkeit, in welcher er lebte, ja ſie hinterließ mir in mehrfacher Beziehung einen beſtimmten Eindruck in meiner innern Welt. Wir beſtiegen manchen Berg, wie ſie dort von den Ufern der Saale in vielfältigen Rücken und Kuppeln ſich erheben. Das Neue der Formation dieſer Kalkberge, die Ruinen der Kunitzburg,

Lobdaburg — das Ziel mancher Burſchenzüge — der abenteuerlich auf der Höhe gelegene Fuchsthurm, das eigene goldene Abendlicht in dieſem Salethaale — alles regte mich eigenthümlich an und iſt mir immer gegenwärtig geblieben. Zugleich beſchäftigte mich auch die Oertlichkeit der Stadt, deren hohe gothiſche Kirche und deren rinnende Waſſer in den Straßen mich auffallend an Mühlhauſen erinnern mußten; vorzüglich wirkte aber das renommiſtiſche Treiben der Studenten ſonderbar auf die Phantaſie des Knaben. Jena war damals noch ſehr ſtark beſucht, in hohen Kanonenſtiefeln mit mächtigen Schlägern ſah man oft Trupps der Landsmannſchaften auf dem Markte einherſchreiten; Zweikämpfe waren an der Tagesordnung, Fechtübungen wurden oft am Tage bei dem Marktbrunnen gehalten, und da mehrere Studenten in dem Fleiſcher'ſchen Hauſe wohnten, mit denen mein Wilhelm bekannt war, ſo wurde ich denn auch da mit eingeführt und beſah mir mit nicht geringer Aufmerkſamkeit die großen bequaſteten Pfeifen, die weiten ſteifen Fechthandſchuhe und die langen dreiſpitzigen Schläger mit ihren großen Stichblättern, denn man focht damals alles auf den Stoß, wobei es mitunter an den gefährlichſten und oft tödlichen Wunden nicht fehlte. Zwei Umſtände wirkten während dieſes Aufenthalts übrigens auch noch merkwürdig auf mein Gemüth: einmal, daß mir in unſerm Hauſe oben ein noch nicht wieder bewohnter leerer Alkoven gezeigt wurde, in welchem etwa ein Jahr zuvor ein junger Studirender nur mit einem Federmeſſer ſich ſelbſt getödtet hatte. Ein dunkler Fleck noch nicht ganz ausgewaſchenen Blutes war noch ſichtbar in dem öden Raume, und es trat mir zum erſten mal nahe, daß es ſo eigene Stimmungen der Seele geben könne, wo ſie mit Ungeduld die Schranken dieſer Exiſtenz zu brechen unaufhaltſam genöthigt ſein kann. Ein anderes war es, daß in jener Familie noch ein junges Mädchen — man nannte ſie Lottchen — erwuchs,

die immer sehr freundlich gegen mich war, und bei deren eben aufblühender Schönheit mir zum ersten mal die Ahnung kam, es könne dem Leben wol, im Gegensatz zu jenen schweren nächtlichen Stimmungen, auch ein mächtiges beglückendes Gefühl aufgehen.

Alle diese verschiedenartigen neuen Eindrücke verfehlten denn auch dort nicht mich in eine gewisse innere Zurückgezogenheit und äußere Stille zu versetzen, sodaß ich selbst auf gemeinsamen Spaziergängen immer mich abzusondern liebte und gegen die gewöhnliche Knabenart mehr allein als mit den andern ging; wie ich mich denn daher auch ganz wohl erinnere, daß einstmals einer der der Familie befreundeten Studirenden, als ich bei einem Spaziergange wieder so still vorausging, zu meinem Wilhelm halb ironisch sagte: „Laß ihn nur gehen, das ist der Philosoph!“

Es war nicht gar lange, daß ich, zurückgekehrt nach Leipzig, mich wieder in dem Kreise der Meinigen eingewohnt hatte, als wir die Nachricht bekamen, meinen Freund Wilhelm habe ein bösartiges Scharlachfieber hinweggerafft. Wie ich, war er der einzige Sohn seiner Aeltern gewesen, und so wie er denn diese in grenzenlosem Kummer zurückließ, so erfuhr auch ich hierbei zum ersten mal die ganze Herbheit des Verlustes, an welchem nun einmal unter tausendfachen Gestalten das Leben des Menschen sich heraufbildet. Verliert er doch sich selbst immerfort (wie Plato sagt, der Leib hört nie auf unterzugehen) und verliert er doch immerfort seine Außenwelt und nur zu oft gerade die ihm besonders lieb gewordenen Gestalten derselben! In früher Jugend, wo man noch gar nicht geeignet ist, zu dem Gefühl einer gewissen höhern Gegenwart in all diesem Wechsel durchzudringen, faßt aber ein jeder bedeutendere Verlust uns um so erschütternder an, und so war ich denn auch hier heftig und tief ergriffen, und sollte zum ersten mal rein fühlen, wie dem Menschen, so wie ihm das höchste Glück

aus dem Vereinleben mit einer andern Seele erwachsen kann, auch der gewaltigste Schmerz zugetheilt wird, wenn ihm die unmittelbare Wechselwirkung des Lebens mit einer in Liebe umfaßten Seele entrissen wird. Wenn ich unter andern war, so konnte ich ziemlich ruhig erscheinen, aber allein und mir selbst überlassen weinte ich viel und fand Erleichterung in diesen Thränen.

Dieser Tod trennte mich nach und nach auch von andern jungen Freunden, den Geschwisterkindern desselben, in der Familie des Buchhändlers Göschen. Die so nahe verwandten Familien Fleischer und Göschen bewohnten beide die Gebäude des Reichel'schen Gartens, in der letztern Familie waren auch mehrere Knaben, und so ergab sich denn früher Gelegenheit genug zu allerhand Spielen; Kinderkomödien wurden aufgeführt, wir lasen die Schlenkert'schen Ritterromane zusammen, Friedrich mit der gebissenen Wange war längere Zeit unser Held, und auch die Thaten des Wiprecht von Groitzsch wurden mit pappernen Helmen, hölzernen Schwertern und Schilden möglichst nachgeahmt. Dabei kamen denn auch in diesem Hause, dem Hause eines der ersten Buchhändler in Leipzig, manche Fremde und Gelehrte zusammen, deren Persönlichkeit auch mir zuweilen deutlich wurde und nicht ohne Einfluß auf mich blieb. Namentlich war Seume, der Spaziergänger nach Syrakus, schon vor diesem fast über Verdienst bekannt gewordenen Spazierwege immer in dem Göschen'schen Hause. Er hatte sich dort als Corrector in der Buchdruckerei anstellen lassen, und seine scharfe altsoldatische Persönlichkeit verfehlte nicht auch mir ein Interesse abzugewinnen. Ich erinnere mich eines ländlichen Festes in der Besitzung der Göschen'schen Familie in Hohenstädt bei Grimma, wozu meine Aeltern geladen waren. Abends war in dem hübsch angelegten terrassirten Garten bei lustiger Illumination eine Art von Jahrmarkt dargestellt, und Madame Göschen, als

Geburtstägerin, wurde denn durch alle dortigen Herrlichkeiten geleitet. Manch heiterer Scherz kam dabei zum Vorschein, aber die ernstesten Wünsche sollten dann als Schlußpunkt des Ganzen durch einen Einsiedler auf der untersten Terrasse in einer Grotte dargebracht werden. Diesen Einsiedler stellte Seume vor, und in seiner braunen Kutte mit dem langen Barte und alten treuherzig tüchtigen Gesicht nahm er sich ganz angemessen für diese Rolle aus. Auch Schiller ist in diesem Hause einmal an mir vorübergegangen. Ich erinnere mich seiner als eines ansehnlichen Mannes im blauen langen Oberrocke, der mir, als wir Knaben eben bei einem geselligen Spiel beschäftigt waren, freilich nur flüchtig gezeigt wurde. Von Künstlern machte damals in Leipzig noch Oeser ein gewisses Aufsehen; die biblischen Geschichten, welche er in der Nikolaikirche gemalt hatte, wurden uns Knaben als besondere Herrlichkeiten gezeigt, und obwol ich mich eben nicht dadurch besonders enthusiasmirt fand, so nahm ich es doch in gutem Glauben hin, daß hier wirklich etwas Außerordentliches geleistet sei. Im März 1799 starb Oeser, und ich erinnere mich noch gar wohl, daß ich von Göschens aus, welche gerade der alten Pleißenburg gegenüber wohnten, wo Oeser als Director der dortigen Kunstakademie gelebt hatte, sein stattliches Leichenbegängniß nicht ohne Rührung mit angesehen habe. Meine eigenen Kunstversuche waren noch sehr schwach; doch ließ ich's am Zeichnen und Illuminiren nicht fehlen, wunderte mich aber nicht wenig, als ich etwas später mit dem Sohne des Nachfolgers von Oeser, Schnorr, bekannt wurde, daß dieser — der gegen mich einige Jahre jüngere Knabe Julius (der nachmals so berühmte Maler) — mir eine nackte menschliche Figur schon mit solcher Festigkeit hinzeichnen konnte.

Zwei Ereignisse habe ich nun noch als für mein Leben von Wichtigkeit aus dem verflossenen Jahrhundert zu erwähnen;

das erſte iſt ein ſchweres Nervenfieber, welches ich als neunjähriger Knabe überſtand, und wozu vielleicht die gleiche Krankheit meines Onkels, des bei uns wohnenden jüngern Bruders meiner Mutter, die Veranlaſſung gegeben haben mochte. Merkwürdig genug hatte ich nämlich in jüngern Jahren immer einen großen Abſcheu vor Kranken; die liebſten Perſonen, wenn ſie erkrankten, konnte ich nur mit großer Ueberwindung ſehen, und in dieſer Beziehung ſchien in Wahrheit gar nichts den künftig ſo deutlich ausgeſprochenen Beruf zum Arzte vorzubedeuten. Ich erinnere mich noch recht gut des eigenen Gefühls, welches mich ergriff, wenn ich in ein Krankenzimmer eintreten ſollte: es war, als wäre ein magiſches Netz vor die Thür geſpannt, das mich zurückhielt. War es eine mir liebe Perſon, die dort krank lag, ſo entſtand ein eigener Kampf in mir: die Anhänglichkeit zog mich hinein und der Abſcheu hielt mich zurück! Und in wie viele Krankenzimmer bin ich ſpäterhin gern und freudig und oft als Hülfe bringender Arzt gegangen! Gewiß, dieſe eigenen ſcheinbaren Widerſprüche der menſchlichen Entwickelung geben viel zu denken und zu ſagen. Bei meinem kranken Onkel hatte man mich halb gezwungen, halb hatte ich's freiwillig gethan, daß ich zu ihm ging, und kaum erholte er ſich wieder, ſo legte ich mich ſelbſt, und hätte nicht abermals ein ſehr wackerer und ausgezeichneter Arzt, Dr. Koch, damals Director des Jakobhospitals, ſich meiner Pflege beſtens unterzogen, ſo möchte meine gute Natur allein wohl ſchwerlich ſich durch dieſe harte Kriſis hindurchgearbeitet haen. Meine Geneſung ging ziemlich langſam; ich mußte von neuem gehen lernen, ſo war ich angegriffen, aber ich hatte dabei auch eine beſondere Liebe zu meinem würdigen alten Arzte empfangen, und mit einer gewiſſen Ehrfurcht ſah ich ihm noch oft in den nächſten Jahren nach, wenn er früh in unſerer Nähe vorbei- und hinaus in ſein Spital zu gehen pflegte.

Das zweite Ereigniß, das manchen Einfluß auf mein ſpäteres Leben hatte, war der Umzug meiner Aeltern in daſſelbe Haus, in welchem ich geboren war. Dies Haus, genannt Zum blauen Lamm, hatte mein Vater, deſſen Geſchäft immer mehr einen erhöhten Betrieb gewann, im Jahre 1799 angekauft. Manches wurde dort gebaut, ein kleiner Garten ließ ſich ganz freundlich einrichten, und ich erhielt nun für meinen Theil eine ruhigere, bequemere Wohnung, welcher glücklicherweiſe auch hier nicht die Ausſicht auf meinen geliebten Eichenwald, das Roſenthal, fehlte. Daß ich nun noch abgeſonderter wohnte, gab meiner Liebe zur Einſamkeit neue Nahrung, und wenn ich dann im elften und zwölften Jahre mehr und mehr in meine Gedanken und meine Lieblingsſtudien der Naturgeſchichte, der Chemie, Phyſik und des Zeichnens mich vergrub, ſo legte das jedenfalls einen weſentlichen Grund für meine künftige Entwickelung.

II.

Nicht lange nachdem wir in dieſen neuen Räumen uns eingerichtet hatten, trat ich in die Thomasſchule ein. Nach den Kenntniſſen der alten Sprachen, die ich durch Privatſtunden erhalten hatte, konnte ich in Secunda aufgenommen werden, und ſah mich nun auf einmal aus meinem einſamen ſtillen Zimmer unter eine lärmende Menge bald älterer, bald jüngerer Knaben verſetzt, und entſchiedener der alten Welt Roms und Griechenlands gegenübergeſtellt. Der Zuſtand in ſolchem Falle iſt ein eigener. Wir lagen in den Vorhallen der Philologie, wie die Kranken um den Teich Bethesda, und warteten auch, daß ein Engel herabkäme und die Waſſer bewegte, damit aus ihnen der Hauch des alten Heils aufſtiege und uns kräftige. Denke ich jetzt an dieſe Zeit zurück, ſo wird mir recht klar, wie viel im allgemeinen auf unſern Schulen noch fehlt, um dem jungen Geiſte aus den Schätzen der alten Sprachen die Anregung, die Begeiſterung zuzuführen, welche ihrer Natur nach daraus hervorgehen können. Gewiß, der Knabe kann unmöglich gleich in den vollen Sinn der alten Welt ſich eintauchen, aber welchen haben nicht die Geſchichten Homer's und Herodot's und Plutarch's, wenn er ſie zum erſten mal erfuhr, gleich in hohem Grade intereſſirt, welcher hat nicht für den Heldentod eines Curtius

oder Regulus geſchwärmt, welchen haben nicht die Heereszüge Alexander's begeiſtert! Man laſſe alſo die Schwierigkeiten des Sprachverſtändniſſes immer mit der Ausſicht überwinden, damit auch die Früchte zu ernten, welche jene großen Erſcheinungen dem Geiſte zu bieten im Stande ſind, man mache es im voraus fühlbar, welcher Reichthum und welche Herrlichkeit hinter der Qual der Grammatik und der Wörterbücher verborgen liegt, und es wird das vermieden werden, was jetzt die meiſten erfahren, von denen gelehrte Gymnaſien beſucht wurden, nämlich daß ihnen durch dieſelbe Schule, welche ihnen die Alten nahe zu bringen beſtimmt war, ſie gerade von ihnen entfernt und entfremdet worden ſind.

So quälte denn auch ich mich durch die Alten hindurch, ich betrachtete es wie eine nothwendige aufgegebene Arbeit, aber keine Freude ging mir dabei auf! Eben darum darf ich auch ſagen, daß, als mehrere Jahre ſpäter ich dieſe Studien für mich erneuerte, um dadurch eine eigentliche Facultätswiſſenſchaft vorzubereiten, mir in weit kürzerer Zeit gelang, was auf der Schule in einigen Jahren nur unvollkommen vorwärts gebracht worden war, nämlich leicht und bequem mich lateiniſch auszudrücken und den Homer im Griechiſchen zu leſen. Im ganzen hat mir überhaupt das Leben auf der Schule weder einen angenehmen noch einen anregenden Eindruck zurückgelaſſen, und es war mir ganz recht, als gegen das Jahr 1804 mir erklärt wurde, für die naturhiſtoriſchen und chemiſchen Studien, die ich damals allein auf der Univerſität zu verfolgen beabſichtigte, habe ich nun claſſiſche Nahrung genug eingeſammelt und ich könne denn unter die Zahl der akademiſchen Bürger jetzt aufgenommen werden.

Am 21. April 1804 alſo inſcribirte mich der damalige Rector, Domherr Keil, und von da an begann ich die Vorleſungen über Chemie, Phyſik, Botanik u. ſ. w. eifrig zu beſuchen. Eine neue Welt dämmerte mir jetzt herauf. Die

größere Freiheit in Verfolg dieſer Studien, anſtatt mich zur Nachläſſigkeit zu führen, entzündete nur regern Eifer, und abermals muß ich hier, wenn ich an dieſe Zeiten zurückdenke, mich überzeugen, wie ſehr diejenigen im Irrthum ſind, welche durch irgend eingeführten Zwang die höhere akademiſche Freiheit des Lebens und Lernens auf Univerſitäten beeinträchtigt wiſſen wollen. Wie in der menſchlichen Natur überhaupt mannichfaltige Widerſprüche vorkommen, ſo iſt der Geiſt des Widerſpruchs namentlich in der Jugend lebendig, und weit entfernt daher, durch irgendwie zwingende Maßregeln das größere Geiſtesſtreben des Schülers zu heben, wird man bald finden, daß dadurch nur lähmend und hemmend eingewirkt wird. Angeregt will der junge Geiſt ſein, ein höheres, ja ein im ganzen Sinn unerreichbares Ziel will er ſich geſteckt ſehen, und dann wird das Ringen, jenes lebendige feſte Streben anheben, wodurch die Entwickelung des vollendetern Wiſſens und Könnens allein ermöglicht und endlich verwirklicht werden kann.

Ich verfehlte aber nicht, neben dieſen naturwiſſenſchaftlichen Studien auch die Individualität eines Mannes auf mich wirken zu laſſen, welcher zu jener Zeit als einer der beliebteſten Profeſſoren von den meiſten Studirenden gehört wurde, und welcher, obwol in einer geringern Höhe auf dem Felde der Philoſophie ſich bewegend, doch durch ſeine Leichtigkeit des Vortrags und eine gewiſſe ſcharfe Dialektik ganz geeignet war, einen Sinn für das Philoſophiren in dem Neulinge zu erwecken. Dieſer Mann war Ernſt Platner, verfolgt in den „Xenien“ ob mancher flachen Anſicht und lächerlichen Eitelkeit, und von den Philoſophen vom Fach ob ſeines Skepticismus mit Recht verdächtigt, deſſenungeachtet aber von der Menge mit Luſt gehört. Unter den übrigen Profeſſoren hatte jedenfalls Schwägrichen den meiſten Einfluß auf meine Beſchäftigungen; die milde Einfachheit ſeines We-

ſens, die völlige Anſpruchsloſigkeit des ſtillen Gelehrten, wie ſie ſich mir in ihm darſtellte, ſie trugen weſentlich bei, mich an ihn zu ketten. Ich ergriff die Botanik, die er vortrug, mit Leidenſchaft, ich war der Eifrigſte im Collegium und bei den Excurſionen, die Vergleichung verwandter Formen übte den Verſtand, die genauere Kenntniß deſſen, was mich im ganzen als Wald und Wieſen ſchon längſt heftig angezogen hatte — es ſprach mir nun auch im einzelnen immer mehr zu Herzen. Wie irrig es ſei, daß das ſchärfere Wiſſen die poetiſche Wirkung im ganzen ſtöre, erfuhr ich ſchon damals. Nach Meinung derer, welche nur auf dem Dunkel der Unkenntniß den Regenbogen der Kunſt und Poeſie leuchtend glauben, hätte mir ſollen Flur und Hain verleidet werden, nachdem ich gelernt hatte, in welche Klaſſe die Gräſer und Büſche und Bäume gehörten und wie ihre Blüten gebaut waren, und wie ſie keimten und reiften, ſie, die ich ſonſt nur maſſenweiſe aufgefaßt hatte; aber es war keineswegs ſo: ſie behielten nicht nur die Wirkung ihrer geſammten Schönheit, ſondern die Bewunderung der Geſetzmäßigkeit ihrer Gliederung und der Reihenfolge ihrer Entwickelung ließ mich ſie nun auch im ganzen noch weit ſchöner und anziehender finden als vorher.

Damit es übrigens auch an dem Charakter des pedantiſchen veralteten Profeſſors nicht fehle, erſchien ferner an meinem akademiſchen Horizonte Ludwig, der die „Naturgeſchichte der Menſchenſpecies“ ſonderbar genug vortrug und an welchem, als einem ſelbſt originellen etwas trockenen Exemplar der Menſchenſpecies, die Studirenden manche ſchwache Seite aufzutreiben und ſich damit zu erluſtigen wußten. Nahe verwandt in ſeinen Formen war demſelben auch der Profeſſor der Chemie Eſchenbach, welcher in ſeinem gewölbten Laboratorium der Pleißenburg, und umgeben von einigen weißen Spitzhunden, ebenfalls manchen Muthwillen der Studenten zu erdulden hatte.

So huben denn alſo meine Studien an, die von hier an ſo einige Jahre in gleichem Sinne und mit um ſo größerer Freiheit fortgeführt wurden, dieweil ich damals noch immer nur für Fortſetzung der Geſchäfte meines Vaters alle dieſe Kenntniſſe einzuſammeln die Aufgabe zu haben ſchien. Schon jetzt kam mir freilich oft der Gedanke, ob es mir nicht gar ſchwer werden würde, aus den Vorhöfen der Wiſſenſchaft ſpäter wieder zu einer Beſchäftigung zurückzukehren, welche doch großentheils mechaniſcher Art war und als eigentliches Fabrikweſen doch ganz andere Speculationen als jene ſcientifiſchen, denen ich mich jetzt hinzugeben anfing, erforderte? Ich vermied indeß dieſe Gedanken möglichſt, ich fürchtete meinem Vater wehe zu thun wenn ich ſie äußerte, ich glaubte auch mitunter, es möge ſich ja gar wohl mit einem Geſchäft, welches ganz auf chemiſchen Principien ruht, vereinigen laſſen, daß dabei fort und fort ein geiſtiges höheres Ziel angeſtrebt werde, kurz ich ließ dies alles noch einſtweilen auf ſich beruhen und ſammelte wie eine Biene im Frühjahr allen Honig des Wiſſens fleißig ein, den mir die Alma mater eben darbieten konnte.

Um dieſe Zeit fing ich auch an das Zeichnen ernſthafter zu betreiben, und weſentlich fand ich mich darin gefördert durch einen Lehrer, den bereits während meiner Schulzeit mein Vater für mich angenommen hatte. Dieſer Mann, mit dem ich eine lange Reihe von Jahren in naher Beziehung geblieben bin, hieß Julius Dietz. Er hatte ſich theils auf der leipziger Kunſtakademie, theils bei einem görlitzer Landſchaftsmaler Nathe heraufgebildet, und wenn auch von ihm nicht zu ſagen iſt, daß er als Künſtler ſelbſt irgendetwas wahrhaft Bedeutendes hindurchgeführt und vollendet habe, ſo lebte dagegen ein eigenthümlicher ſcharfer und regſamer Geiſt in ihm, welcher ihn theils antrieb zugleich neben dem Zeichnen mit ſchöner Literatur und ernſter Wiſſenſchaft ſich zu beſchäftigen,

theils seinem Gespräch und ganzen Wesen etwas Pikantes und Anregendes gab, was nicht anders als höchst wohlthätig auf den Schüler wirken mußte, zumal wenn diesem selbst schon ein lebendiges Streben einwohnte, welches nur oft an einer gewissen, mitunter zu großen Weichheit und Reizbarkeit des Gemüths ein Hemmniß fand. Dabei war der Lehrer vielleicht nur acht bis zehn Jahre älter als der Schüler, auch er strebte immer noch zu werden und rang nach einer künstlerischen Ausbildung, welcher jedoch weder das äußere Verhältniß der Zeit noch die damalige Kunstperiode an und für sich günstig genannt werden konnte, und auch dieses alles brachte ihn dem Schüler immer näher. Er hat mich jedenfalls besonders dadurch gefördert, daß, sowie ich nur einigermaßen in Führung von Stift und Pinsel fester und fertiger geworden war, er mich mit hinausnahm in's Freie, und mich veranlaßte, anhaltend im Zeichnen nach der Natur mich zu versuchen. Viele dieser Wege sind mir noch jetzt in heiterer Erinnerung! Es waren oft schöne Sommerabende, da wir tief in die leipziger Waldungen eindrangen, auf irgendeinem freien berasten Platze unser kleines Lager aufschlugen, gegen die uns übermäßig belästigenden Mücken aus dürren Blättern ein kleines Rauchfeuer entzündeten und nun bald einen malerischen alten Stamm, bald einige volle Eichenpartien, bald eins der jäh abstürzenden Ufer des den Wald durchziehenden Flusses mit Pinsel oder Stift eifrig verfolgten. Sank die Sonne, so wanderten wir auf eins der nahen Dörfer zum einfachsten Imbiß, und bei alle diesem ergingen sich denn die Gespräche über manch tüchtigen Gegenstand des Gefühls oder der schärfern Geistesrichtung. Es kam da wol vor, daß ich mit Heftigkeit irgendeinem Gedankengange mich hingab, welcher mehr von einem heißen Gemüth als umsichtigen Verstande erregt war, und dann fehlte es nicht, daß ein schlagendes Wortspiel oder ein ironischer Scherz meines ältern Freundes dazwischen-

fuhr und mich einestheils verletzte, anderntheils aber gerade am sicherſten beitrug, mich auf richtigere Vorſtellungen zu leiten. Auch kleine Reiſen wurden zuſammen ausgeführt; die ſchönen Saalufer bei Naumburg und die Muldenthäler von Grimma ſind ſo von mir zuerſt zeichnend durchwandert worden, und wie ich auf dieſe Weiſe etwas ſpäter auch Dresden zuerſt geſehen habe, davon werde ich weiter unten erzählen.

Es iſt jedenfalls ein beſonderes Glück für den ſich entwickelnden Geiſt, wenn zeitig ihm ein anderer begegnet, welcher, gewiſſermaßen ihm Widerpart haltend, und doch ihm mit Neigung zugethan, ſeine Kräfte übt und ſeinen Ueberblick der Welt erweitert. Als ich in ſpätern Jahren las, in welchem Verhältniß Goethe während ſeiner frühern geiſtigen Entwickelung zu Merck geſtanden habe, wurde ich oft an mein Verhältniß zu Dietz einigermaßen erinnert.

Die Kunſt that übrigens meinen naturwiſſenſchaftlichen Studien nicht nur keinen Eintrag, ſondern ſie ging mit ihnen Hand in Hand und brachte ſogar mannichfaltige Vortheile; denn einestheils gab es bei Botanik, Zoologie und Geologie manche Gelegenheit, wo bildliche Darſtellungen höchſt erwünſcht und nützlich waren (ſo zeichnete und colorirte ich Pflanzen für Schwägrichen, und malte ſauber in Quache faſt ſämmtliche in Leipzigs Flora vorkommenden Pilze), anderntheils übte das Zeichnen den Sinn für Formen ganz außerordentlich, und es wurde mir ſomit immer leichter, im Geiſte Geſtaltungsverhältniſſe feſtzuhalten und den Metamorphoſen derſelben mit regſamer Phantaſie nachzugehen, während dieſelben von andern nur mit Mühe deutlich erkannt und nur unvollkommen begriffen zu werden pflegten. Werde ich doch ſpäterhin noch oftmals auf das ſeltſame Verhältniß der Kunſt und Wiſſenſchaft zurückkommen, welches durch mein Leben immerfort ſich hindurchgezogen hat — ein Verhältniß, über welches ich heimlich und öffentlich mit vielfachem Tadel oft genug angegriffen

worden bin, und welches doch allein im Stande war, gerade in derjenigen Weiſe mich entwickeln zu laſſen, in welcher ich endlich mich doch entwickelt habe. Allein wer wüßte nicht, daß die Menge überall gern nach einem gewiſſen feſten angeerbten oder anerzogenen Maßſtabe urtheilt, und daß dieſer Maßſtab weniger von einer oder der andern prägnanten Individualität, als größerntheils von einem gewiſſen Mittelgute der Menſchheit entnommen zu werden pflegt.

Es iſt übrigens hier der Ort auch, noch einmal ausführlicher auf unſere damaligen häuslichen Verhältniſſe zurückzukommen; denn wenn ich es überhaupt unternehme, in dieſen Blättern denen, welche an meinem Daſein Antheil nehmen, ein möglichſt deutliches Bild der ganzen Art meiner Entwickelung darzulegen, ſo ſcheint es mir vorzüglich wichtig, vor allen Dingen die Baſis, von welcher die Entwickelung ausging, ſo beſtimmt als möglich zu zeichnen.

Recht erwogen können wir indeß im Lebensgange jedes irgend weiter gekommenen Menſchen einen zwiefachen Boden ſeines Wachsthums unterſcheiden. Wir können den erſten den für das unbewußte, den andern den für das bewußte Leben nennen. Der erſte umfaßt die Verhältniſſe, unter welchen der Menſch geboren wird, die Einflüſſe, welche in früheſter Zeit die Ausbildung ſeines Körpers und die Erweckung ſeines Geiſtes bedingen, er umfaßt den Stamm, dem er entſproſſen, die Oertlichkeit, in welcher er zuerſt gelebt hat, kurz alles, wodurch ſeine Individualität zuerſt im ganzen und allgemeinen befeſtigt worden war. Was dagegen den zweiten betrifft, ſo gehört zu ihm alles, was in der Periode dieſes Lebens irgend bedingend und mächtig einwirken konnte, in welcher zuerſt ein kräftiges Wiſſen von ſich ſelbſt, ein beſtimmtes Fühlen der gerade dieſer Individualität beſtimmten Lebensrichtung, und das ernſtere Wollen, einem gewiſſen Ziele mit Entſchiedenheit

nachzuſtreben, begonnen haben. Dies iſt dann die Periode, wo der erwachte Geiſt gleichſam zum erſten mal ſich umſchaut und ſich beſinnt, dies iſt die Periode, von welcher an der Menſch nicht mehr ſein Leben nur ſo hinnimmt als ein gegebenes, die, wo er die Geiſter, welche auf ihn wirken, beſtimmter und freier aufzufaſſen anfängt, und von welcher an nun erſt die reichere und eigenthümlichere Zeit des Daſeins gerechnet werden kann.

Die Periode meines Lebens, welche ich im Vorhergehenden zu ſchildern angefangen habe, ſie darf ich nun als diejenige allerdings bezeichnen, mit welcher ich in den genannten zweiten Lebensabſchnitt einzutreten begann, und gerade darum iſt es angemeſſen, hier den Boden, von welchem aus eine weitere Entwickelung ſich erheben ſollte, mit größerer Ausführlichkeit zu ſchildern. So ſei es mir denn erlaubt, hier zuvörderſt noch einmal auf meine Aeltern zurückzukommen, denn es iſt wol nicht zu leugnen, daß von der Periode des beſtimmten erwachenden Geiſtes an, ſelbſt die uns zu allernächſt ſtehenden Perſonen erſt mit klarem Bewußtſein angeſchaut wurden. — Mit den Aeltern zumal iſt es eine eigene Sache! Man könnte ſagen: in der frühern Zeit unbedingt, und oft noch lange über dieſelbe hinaus, ſind Vater und Mutter für das Kind gewiſſermaßen mythiſche Perſonen, ſie haben dem Kinde eine gewiſſe allgemeine Färbung, das Specielle, Individuelle, iſt in ihnen mehr verwiſcht, und faſt erſcheint es in jener Zeit dem kindlichen Gemüth als ein Vergehen, ein beſtimmteres Eingehen in die Eigenthümlichkeit des Charakters und die Perſönlichkeit der Aeltern verſuchen zu wollen. Mögen alſo daher auch erſt hier noch einige Worte folgen, deren Ziel und Endpunkt es iſt, dem Leſer dieſe Individualitäten zu einer deutlichern Anſchauung zu bringen, und möge es nun gerechtfertigt erſcheinen, daß ich dieſes Bild, von welchem ich früher gleichſam nur die Umriſſe entworfen habe, erſt gegen-

wärtig zu weiterer Ausführung bringe, gegenwärtig, wo wir bei der Periode angekommen ſind, in welcher mir ſelbſt zugleich mit vielen andern auch dieſe Eigenthümlichkeit recht gegenſtändlich werden konnte.

So ſage ich denn zunächſt von meiner Mutter, daß jedenfalls ihr Weſen von ganz beſonderm Einfluſſe auf mich ſich erzeigt hat. In ihr verband ſich mit einer feinen und regelmäßigen Organiſation jene liebenswürdige Entwickelung des Geiſtes, welche an Frauen uns immer ſo ganz beſonders zu gefallen pflegt, jene gewiſſe poetiſche Weichheit des Gemüths, bei einer Fähigkeit, ſchnell und lebendig aufzufaſſen und mit Leichtigkeit ein richtiges Urtheil über die Vorkommniſſe des Lebens ſich zu bilden. Sie hatte, wie das in jener Zeit an einem Ort wie Mühlhauſen und in ihren Verhältniſſen nicht anders möglich war, nur eine ganz einfache Erziehung erhalten, aber ſie bildete ſich ſelbſt fort; die Liebe zu ihrem Bruder, der wiſſenſchaftlich entwickelt war und vielfach in kleinen Poeſien ſich verſuchte, hatte beigetragen, ihr am Leſen Freude zu geben und ſie gegen Schönes empfänglich zu erhalten, und ſo ergab es ſich denn, daß unbeſchadet einer unausgeſetzten häuslichen Thätigkeit, ja regſter Geſchäftigkeit, ſie doch von nichts unberührt blieb, was in der damals unter Goethe und Schiller neu aufblühenden Literatur Deutſchlands Vortreffliches hervortrat. Es iſt leicht zu denken, daß ſie mit ihrem lieblichen, das innigſte Vertrauen erweckenden Weſen mir ſchon zu jener Zeit beſonders nahe treten mußte, ich konnte alles, was mich von Gedanken über meine künftige Lebensrichtung oftmals beſchäftigte, mit voller Unbefangenheit mit ihr beſprechen, und die liebevolle Art, wie ſie mir dann vieles mehr abfühlte, als daß ich nöthig gehabt hätte es ihr ganz auszuſprechen, erwarb ihr mein Herz und ſie hat es bis in ihr höchſtes Alter mir treulich bewahrt.

Es war übrigens auch merkwürdig, wie lange ſie in

ihrem Aeußern eine gewiſſe Jugendlichkeit ſich erhielt. Gingen wir beide zu jener Zeit zuſammen aus, ſo ſchien ſie oft mehr eine ältere Schweſter als meine Mutter, auch habe ich mich immer gern daran erinnert, daß von ihr, in noch viel frühern Jahren, als Perrüken unter den Frauen ſehr in Gebrauch gekommen waren, aus meinen eigenen abgeſchnittenen Locken eine Perrüke längere Zeit hindurch getragen worden iſt, welche ihr ganz zierlich zu Geſicht ſtand. Ich ſelbſt nämlich konnte als kleiner Knabe faſt niemals Kopfbedeckungen leiden, und war auch im Winter ſchwer an Mütze oder Hut zu gewöhnen; dafür ließ man mir denn mein weiches blondes Haar in langen Locken wachſen, die, als ſie endlich doch abgeſchnitten wurden, meine Mutter veranlaßten, der damaligen Mode zu huldigen und über ihr an ſich reichliches dunkelbraunes Haar eine Zeit lang eine Perrüke zu tragen, welche aus dem blonden Haar ihres geliebten einzigen Kindes gefertigt war.

So war ſie denn auch recht eigentlich das Herz unſers kleinen, von manchen Freunden belebten Familienkreiſes; alle gingen gern mit ihr um, freuten ſich an der liebevollen Heiterkeit, mit welcher ſie im Hauſe ſchaltete und waltete, und wie ſehr dieſe ihre Anmuth und freundliche Theilnahme noch in den ſpäteſten Jahren, als ſie ganz in meinem Hauſe lebte, noch dauernd zugenommen und ſich immerfort bewährt haben, davon werde ich in den künftigen Blättern nach manches nachzutragen Gelegenheit finden.

War ſonach meine Mutter ein recht liebes Bild feiner herzlicher Weiblichkeit, ſo mußte ich dagegen meinen Vater als Urbild einer kräftigen vollſtändigen Männlichkeit anerkennen. Unter mannichfaltiger Gelegenheit zu vergleichenden Beobachtungen darf ich doch ſagen, daß mir ſelten oder nie ein ſo rein athletiſcher Bau vorgekommen iſt als der meines Vaters. Seine Kopfmaße waren ſehr bedeutend, ſeine Muskulatur die kräftigſte, und noch ſpäter in ſeinem vierundfunf-

zigſten Lebensjahre, als ich für das Bild des Marius auf den Ruinen von Karthago ein Urbild ſuchte, konnte ich kein beſſeres finden als das ſeinige. Dabei war er ein in ſeinem Fache durchaus tüchtiger Mann, thätig wie wenige, und ohne voreilig nach Neuem zu ſuchen, doch gegen keinen Fortſchritt verſchloſſen, der aus den Bewegungen der chemiſchen Wiſſenſchaft für die Kunſt des Färbers irgend ſich ergeben konnte. In ſeiner Gemüthsart herrſchte das Choleriſche vor, und es war daher wol natürlich, daß, ſo lieb er mich auch hatte, doch gerade mein weicheres, mehr intellectuellen als materiellen Intereſſen zugewendetes Beſtreben mitunter ſeinen ſcharfen Widerſpruch hervorrief, ſodaß ich allerdings, nachdem ich hierüber zu klarern Anſchauungen gekommen war, nicht mit demſelben Vertrauen zu ihm wie zu meiner Mutter mich hinwendete. Nichtsdeſtoweniger habe ich die ſchöne Tüchtigkeit ſeines Weſens im ganzen und ſeine liebende Geſinnung für mich insbeſondere gewiß zu aller Zeit mit wahrer und treuer Anhänglichkeit anerkannt. Hatte ich ihm doch nicht allein zu danken, daß er ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ich künftig ſeinem Geſchäft untreu werden könnte, auf keine Weiſe meiner wiſſenſchaftlichen Entwickelung Schranken zu ſetzen verſuchte, vielmehr als offenbar fördernd derſelben ſich bewies, ſondern ich ſah auch ſchon damals ein, und habe ſpäterhin freilich es noch viel deutlicher gewahr werden müſſen, daß eine gewiſſe höhere Kraft meiner eigenen Organiſation ganz und gar als eine Abſpiegelung der ſeinigen angeſehen werden durfte, und daß ich ihm demnach ganz vorzüglich zu danken hatte, was der Menſch ſchwerlich je dankbar genug anerkennen kann: eine beſſere und ausdauernde Energie des Lebens und der Geſundheit.

Um die Zeit, die ich oben geſchildert habe, war übrigens unſer Hausſtand noch inſofern verändert worden, als der jüngere Bruder meiner Mutter uns verließ und ſich ſelbſtändig machte, nachdem er bis gegen das Jahr, wo wir in das

neuerkaufte Haus zogen, bei uns gewohnt und meinem Vater beigeſtanden hatte. Jene Färberei am Roſenthal, in welcher wir vorher wohnhaft geweſen, ſie war nun von ihm übernommen worden. Dieſer jüngere Onkel Jäger hatte mir vorher wirklich recht nahe geſtanden, auf Wegen und Stegen in freier Natur waren wir viel zuſammen gewandert; nun hatte er gleich meinem ältern Onkel, meinem Erzieher, eine Frau genommen, ich hatte der Hochzeit beigewohnt, welche bei ſchönſtem Wetter auf einem Dorfe, man nannte es Lindenthal, und zum Theil in einem reizenden kleinen Wäldchen bei demſelben, unter manchen poetiſchen Scherzen für die damals wirklich recht hübſche Braut gefeiert worden war, und von da an ſahen wir uns nun weit ſeltener. Gleichſam als ſollte daher dieſes Ausſcheiden durch ein Familienglied wieder erſetzt werden, machte es ſich, daß gegen die Zeit, wo ich die Vorleſungen der Univerſität zu beſuchen anfing, mein Vater eine weit jüngere Stiefſchweſter zu uns rief und ſie der Liebe meiner Mutter, faſt an die Stelle einer ihr fehlenden Tochter, übergab.

Dies junge Mädchen, wenige Jahre älter als ich und Karoline genannt, war die Tochter der dritten Frau meines Großvaters Carus in Dahme, ſo wie mein Vater das Kind ſeiner erſten. Bald nach der Geburt dieſes Töchterchens ſtarb jener Großvater und auch ſeine Witwe verheirathete ſich wieder, ſodaß dies Kindlein dann im Hauſe eines Stiefvaters erwachſen mußte, aus welchem es nun eben meine Aeltern in ihren eigenen häuslichen Kreis zu verſetzen wünſchten. So war mir denn mit einem mal gleichſam eine Schweſter gegeben! Das freundliche hübſche Mädchen wollte niemand recht als eine Tante von mir gelten laſſen, und bald hatten wir jungen Leute uns recht aneinander gewöhnt; wir laſen abends, wenn ich mit meinen Arbeiten fertig war, und ſie für meine Mutter die Wirthſchaft beſorgt hatte, manches zuſammen, und wir mochten uns in kurzem recht gern, obwol ich

damals noch nicht ahnte, daß mir in ihr dereinſt eine ſo vieljährige treue und liebende Lebensgefährtin erwachſen ſollte.

Auch dieſes Verhältniß mußte übrigens für meine künftige Richtung von Wichtigkeit ſein, denn wenn ſchon die vorherrſchende Liebe zu meiner Mutter mich mehr zu einem weiblichen Herzen hinzog, ſo gewann bei meinem ſonſtigen Hange zur Einſamkeit die Neigung, mehr der gemüthvollen Seele einer Frau mich zu offenbaren, entſchiedene Nahrung darin, daß ich mich jetzt zugleich einem an Jahren mir näher ſtehenden weiblichen Weſen vertrauen durfte.

Will man ſich nun deutlich machen, daß auf gleiche Weiſe, wie in körperlicher Bildung in mir eine gewiſſe Stärke und Friſchheit des Lebens mit entſchiedener Weichheit und vorherrſchender Senſibilität — als Erbtheil von Vater und Mutter — Hand in Hand gingen, ebenſo auch geiſtig eine große Ausdauer, ein eiſerner Fleiß und heftige Willensregungen mit lebhafter Phantaſie, Leichtigkeit der Combination und Schärfe der Auffaſſung ſich verbanden, ſo wird man an den obgedachten Verhältniſſen ziemlich alles das vor ſich haben, was ich im Vorigen die zweite Baſis für weitere Lebensentwickelung, oder die Baſis für das bewußte Leben genannt habe. Wirklich ſo ſtand ich alſo damals in den Vorhallen der Wiſſenſchaft! Noch war mein Horizont ein ziemlich beſchränkter, die nächſt zu bewältigenden Studien zogen mich in ihren Einzelheiten unbedingt an, und bei alledem fühlte ich doch etwas in mir, das über alles Palpable und Reale hinaus, immer noch auf ein Ueberſinnliches, Höheres, Göttliches blickte und mit ungeſtillter Sehnſucht danach verlangte.

Dergleichen geiſtige Anlage, wenn ſie in einem auf ein äußerlich ſtilles und einförmiges Leben angewieſenen jungen Manne hervortritt, pflegt in der Regel zweierlei beſondere Folgen zu haben: einmal wirkt ſie dahin, daß in der nach außen gehenden Lebensrichtung eine große Beſchränkung und

beſondere Zurückgezogenheit mehr und mehr platzgreift, anderntheils regt ſich wol aber auch im Innern dergeſtalt ein höheres Bedürfniß, daß, da daſſelbe ſchwer oder ſelten wahrhaft befriedigt werden kann, nun eine Neigung zu trüben melancholiſchen Stimmungen oft unaufhaltſam hervorbrechen wird. Beides fand ſich bei mir vollſtändig beſtätigt. Die Vergnügungen, welche angehenden Studirenden beſonders lockend zu erſcheinen pflegen, das Beſuchen öffentlicher Vergnügungsörter, der Tanz, das Commerſiren der Burſchen- oder Landsmannſchaften — ſie exiſtirten für mich gar nicht, ich hatte keine Art von Verlangen danach, ich fand auch gar keine Verſuchung dazu; denn in meinen Collegien war ich aufmerkſam auf die Sachen geſpannt, mit meinen Commilitonen war ich freundlich, aber da ſie fühlten, ich bedurfte ihrer nicht, ſo bekümmerten ſie ſich auch nicht um mich, und überließen mich ruhig meinem ſtillen Treiben. Was dagegen die gewiſſe ſchwermüthige Stimmung betraf, deren Grund ich oben berührt habe, ſo fehlte ſie mir auch keineswegs. Sehr bald fand ich, daß dem Geiſte Endziele vorſchwebten, welche nur einigermaßen zu erreichen ich oftmals völlig verzweifelte. Ich fand die Wiſſenſchaften von einem Umfange, zu welchem meine Kräfte mir unzulänglich erſchienen, dabei waren mir meine Verhältniſſe ſelbſt zweifelhaft, ob ſie jemals mir ein vollkommenes Sichhingeben an die Wiſſenſchaft geſtatten würden, und ſo kam es, daß mich oft ein Gefühl von verfehlter Lebensrichtung anwehen konnte, welches, wenn es bei einſamen Spaziergängen im Walde oder an den ſtillen Flußufern der leipziger Umgegend mich befiel, mir eine Trübheit der Seele herbeiführen mußte, welche nicht ſelten in eine dunkle Sehnſucht nach dem Tode ſich endigte. Lange dauerten jedoch damals dieſe Stimmungen noch nicht. Das Leben war im ganzen noch zu friſch und die Abwechſelung der Gegenſtände, welche mich beſchäftigten, war noch zu

groß, als daß nicht immer bald wieder jene Wolken verſcheucht worden wären.

So gingen denn alſo in den Jahren 1804—1805 bis zum Anfang des Jahres 1806 meine Univerſitätsſtudien ihren einfachen Gang fort. Botanik, wie geſagt, beſchäftigte mich ganz beſonders; Herbarien wurden angelegt; wie der Schnee ſchmolz, forſchte ich und ſammelte die kleinen dann hervortretenden Mooſe; die erſten Frühlingsblumen wurden mit beſonderm Eifer eingelegt, auch wol gezeichnet, und die leicht verderbenden Pilze ſauber in Quache gemalt (Zeichnungen, von welchen ich noch eine ziemliche Anzahl bewahre), und eine beſondere Stütze dieſer Studien war dann noch eine angeknüpfte Bekanntſchaft mit einem wohlhabenden jungen Manne, Namens Kaulfuß (er wandte ſich ſpäterhin nach Halle und hat ſchöne Arbeiten über die Farrnkräuter herausgegeben), welcher, mit reicher Bibliothek und hübſchen naturhiſtoriſchen Sammlungen ausgerüſtet, Botanik mit beſonderer Vorliebe trieb und ſomit mir vielfach nützlich geworden iſt. Als wir ſpäterhin auch Zoologie zuſammen hörten, lieh er mir zuerſt das damals neu herausgekommene „Handbuch der vergleichenden Anatomie“ von Blumenbach, und erſchloß mir damit eine Welt, welche mich ſpäterhin ganz beſonders für ſich gewonnen hat und der Botanik mich endlich ganz abwendig machte. Ich brachte manche Stunde bei ihm zu; er hatte auch, da er oft auf die Jagd ging, eine Sammlung von Vogelköpfen und Vogelſkeleten angelegt, und alles dies verſchlang ich mit den Augen und eignete mir das meiſte geiſtig an. Die Chemie, für welche ich eigentlich, durch meinen Onkel und durch das Geſchäft meines Vaters veranlaßt, eine beſondere Vorliebe hätte gewinnen ſollen, wurde damals ſehr geiſtlos von dem obenerwähnten alten Profeſſor Eſchenbach — ganz in pharmaceutiſcher Weiſe — vorgetragen und gewann mir ebendeshalb nur geringe Theilnahme ab. Etwas beſſer war es mit der

Physik bestellt; Hindenburg, zwar auch ein alter fast abgelebter Mann, trug diese wichtige Wissenschaft vor, und auch hier zwar vermißte man eine höhere und lebendigere Mittheilung; allein mindestens gelangen die verschiedenen Experimente, durch welche das eigene stille bewußtlose Leben der tellurischen Stoffe dem Schüler vor Augen gebracht werden soll, fast allemal vortrefflich, und es blieb auch auf mich nicht ohne eine besondere Wirkung, als mir so die Gesetze des Falles und Stoßes, die strahlenden Erscheinungen der Elektricität, die Eigenschaften des Luftdrucks, die wunderbaren Phänomene der Farben, und so vieles andere leibhaft sinnlich vorgeführt wurde, zu welchem ich mir dann zum Theil erst späterhin den erklärenden Text durch eigenes Studium verschaffen mußte. — Am Ende sahen wir aber doch alle ein, ich müsse nun bei diesen fortrückenden Studien mir irgendein bestimmteres Ziel setzen, ich müsse mir deutlich machen, zu welchem Ende ich dereinst diesen Eifer für die Naturwissenschaften verwerthen, wohin ich diese Lust an Naturbetrachtung wol lenken möchte. Im Winter 1805—6 kam dies mehr und mehr zur Sprache, und mein Vater drang jetzt auf bestimmtere Entscheidung.

Dergleichen wird nun einem jungen Gemüth allemal schwierig! Der Plan des Lebens liegt zu sehr noch unter den Nebeln der Zukunft verborgen, die einzelnen Lebensverhältnisse, die Vortheile und Nachtheile eines jeden Berufs — sie sind dem jugendlichen Verstande noch nicht klar, und so ist es denn gewöhnlich mehr irgendein äußerer Einfluß als eine feste innere Bestimmung, wodurch zuletzt die Entscheidung gegeben wird. Die erstere Frage blieb allerdings: ob ich zurückgedenke in den engen Kreis des väterlichen Geschäfts? und hierüber kam ich denn am ersten zum festen Entschluß: „das sei unmöglich!“ Der Gedanke, mich der Besorgung eines Fabrikgeschäfts zu unterziehen, jetzt, nachdem ich die Freudigkeit der Wissenschaft, der freien Geistesübung an der Natur

gekoſtet hatte — es hätte mich unglücklich gemacht, ich konnte es nicht! Schwerer war es zu beſtimmen, was an deſſen Stelle geſetzt werden dürfe. Hin und her ſchwankten die Plane, zuletzt ſchien mir aber doch der Stand des Arztes der wünſchenswertheſte, deshalb namentlich wünſchenswerth, weil er die reichſte Gelegenheit darböte, mit allen Zweigen des Naturſtudiums ſtets in innigſter Berührung zu verbleiben. Im ſtillen mochten dann auch die Beiſpiele der uns verwandten Aerzte, unſers Dr. Altenburg, Tileſius und ihres Ahnherrn des Profeſſors Reichel, mitgewirkt haben, meinen Aeltern dieſe Wahl erwünſcht zu machen; mich ſelbſt aber hatten die angeknüpften Bekanntſchaften mit Studirenden der Medicin, beſonders die erſten Stamina der Anatomie, zu denen ich bei Kaulfuß geführt wurde, bereits mehr und mehr mit dieſem Gedanken vertraut gemacht.

Bei dem allen ſollte die Entſcheidung nicht erfolgen, bevor eine gewichtige Stimme noch gehört worden ſei. Wir wählten hierzu den Profeſſor Carus, und ich hatte denn mit ihm eine lange Unterredung, welche damit ſchloß, daß er mein Unternehmen billigte und nur ein ernſtes Nachholen der auf der Schule unbeendigt gelaſſenen philologiſchen Vorbereitungen mir zur Pflicht machte.

Denke ich an dieſe Unterredung zurück, ſo iſt mir gar wohl erinnerlich, daß ich für meine Wahl auch das beſonders in die Wagſchale legte: „dieſe Wiſſenſchaft ſei noch ſo wenig abgeſchloſſen und beendet, daß man viel Hoffnung hegen dürfe, hier könne es gelingen, manch Neues zu erfinden, manches Alte zu verbeſſern und manche unentdeckte Wahrheit aufzudecken.“ Dieſe Aeußerung, welche damals nicht ohne ein leichtes Lächeln aufgenommen wurde, iſt mir übrigens ſpäterhin nicht ſowol deshalb merkwürdig geblieben, weil ich wirklich hier und da einiges Neue aufgefunden habe, ſondern vielmehr deshalb, weil ſie mir den damaligen Drang nach ſelbſt-

thätiger Forſchung, und überhaupt einen nach allen Seiten regen Productionstrieb recht gegenſtändlich ausſpricht, der ſich alſo ſchon damals hervorzuthun begann und ſpäterhin ſo mannichfach ſich bewährt hat.

Ich habe nun auch im weitern Gange des Lebens oftmals hören müſſen: wie es doch gekommen ſei, daß ich nie an eine Künſtlerlaufbahn gedacht habe, da ein gewiſſes zeichneriſches und maleriſch-erfindendes Talent mir allerdings nicht abgeſprochen werden konnte? — Ich geſtehe aber, daß ich eine beſondere Antwort auf dieſe Frage durchaus nicht zu geben wüßte! Ich ſage daher nur ſo viel: „es ſei mir auch nie im entfernteſten beigekommen, daran zu denken, mich der Kunſt als einem Lebensberufe zu widmen.“ Einestheils mochte wol der gewaltige Vorſchlag, den das Wiſſen als Wiſſenſchaft immer in meinem Geiſte gehabt hat, davon die Urſache ſein, und anderntheils wäre mir auch, gerade bei einer feinen Verehrung für die Künſte, es immer etwas Widerſtreitendes geweſen, wenn ich meinen materiellen Lebensunterhalt gerade ihnen hätte verdanken müſſen. Poeſie und Kunſt waren mir immer als etwas ſo Reines und Aetheriſches erſchienen, daß es mir ganz fern lag, daran denken zu dürfen, man könne davon wol auch ſich nähren und kleiden. Zu dem ſo lag im Anfange dieſes Jahrhunderts die Kunſt in Deutſchland noch gleichſam gebunden, ſie war noch faſt unbeachtet, und es bedurfte ſpäterhin ſo langer tiefer Friedensjahre, um ein lebhaftes Bedürfniß nach dieſen geiſtigen Spiegelbildern der Wirklichkeit erwachen zu laſſen; ja man dürfte wol ſelbſt jetzt fragen, ob dieſes Bedürfniß wahrhaft erwacht ſei, und ob die Kunſt nicht immer noch mehr als eine eigene Art von Luxus gepflegt werde?

Uebrigens war allerdings noch im Sommer zuvor, ehe jene Entſcheidung über meinen künftigen Lebensweg erfolgte, meine Liebe zur Kunſt beſonders genährt worden durch eine

Reiſe nach Dresden, die ich mit meinem Freunde und Lehrer Dietz rüſtig als Fußwanderer ausgeführt hatte. Auch dabei jedoch trat in mir nicht die leiſeſte Regung eines Verlangens hervor, ſelbſt der Laufbahn des Künſtlers mich zuzuwenden.

Einige Worte von dieſer kleinen Reiſe hier beizufügen will ich indeß um ſo weniger unterlaſſen, als es ſchien, daß mir hierdurch gleichſam vorahnend und traumhaft eine Oertlichkeit gegenſtändlich gemacht werden ſollte, in welcher mir ſpäterhin eine Weite des Lebens aufgegangen iſt, für welche damals auch noch nicht die mindeſte Wahrſcheinlichkeit vorhanden ſein konnte.

Von der Wanderung ſelbſt ſchweige ich, aber ſie war auf den langen meiſt baumloſen Wegen in heißen Sommertagen beſchwerlich genug. Es hat mir ſpäterhin, wenn ich unter den günſtigſten Verhältniſſen auf das bequemſte reiſte, manchmal eigene Gedanken gemacht, wenn ich hier und da ein paar müde Wanderer am Rande der ſtaubigen Heerſtraße liegen und ausruhen ſah, und ich zurückdachte, wie bei jener Reiſe ich manchmal ebenſo gelegen hatte! Die Mühen waren damals gewiß größer, aber auch die Unabhängigkeit und die Freiheit! Iſt doch alles im Leben, was uns Glück verheißend, ja Glück gewährend entgegentritt, auch immer in irgendeinem Maße uns Feſſeln anlegend! und wahrhaft beglückt bleibt nur der, dem die Feſſeln, welche die göttliche Tyche ihm bietet, zu einer Art von Naturnothwendigkeit werden, wie die unſers ganzen organiſchen Seins und Lebens.

Der erſte anregende und belohnende Punkt der Reiſe war Meißen mit ſeinem Schloß und ſeinem ſchönen gothiſchen Dom. Das Bedeutende dieſer ganzen Situation, die Reinheit und Größe dieſes Bauſtils — ſie wirkten doch ganz anders auf mich als früher die alterthümlichen Bauten von Naumburg und Jena. Ich zeichnete ſchon damals die

Verzierung über der nördlichen Thür des Doms, wo die gekrönte Madonna mit dem Kinde, umgeben von Heiligen, steht, und konnte mich nicht satt sehen an der Schönheit des Blätterwerks, an den Knäufen der Säulen und den Gesimsen im Chor, und an der Schönheit der Aussicht von dem alten durchbrochenen Thurm, dem einzigen vollendeten der Kirche.

Am Morgen des dritten Reisetags verließen wir Meißen und wanderten die schönen Elbufer bequem hinauf bis nach Neudorf, nahe vor Dresden, wo die Stadt in so guter Zeichnung über den breiten Spiegel der Elbe sich heraufhebt; aber anstatt nun eilig nach der Residenz hineinzuziehen, schlug in uns beiden dergestalt die Liebe zur freien Natur vor, daß wir sofort, begierig die vielgerühmten Reize des Plauenschen Grundes kennen zu lernen, in einem Kahn uns über die Elbe setzen ließen und quer durch die Reihen alter Linden des Geheges, hier und da fragend, um Friedrichsstadt herum gerade auf das Dorf Plauen zusteuerten. Der Grund, welcher dahinter sich eröffnet, enthält nun allerdings ganz eigenthümliche und wahrhaft große Schönheiten, allein wer so blos der Heerstraße folgend zuerst in ihn eindringt, dem bieten sie sich nur sehr unvollkommen dar. Was wunder also, daß wir, die wir nur eben auf diesem Wege, und mit ganz besondern Erwartungen, dort ein Stück hineingingen, uns nur wenig befriedigt erklärten. So kehrten wir denn um, traten durch den altfranzösischen Zwinger in die Stadt ein, erfreuten uns dann der schönen Brücke, und fanden in Neustadt für die erste Nacht Zur Stadt Leipzig, und dann für die folgenden Tage bei ein paar alten gutmüthigen Leuten, welche neben der Brücke eine kleine Wirthschaft hielten, ein bequemes Unterkommen. Die Galerie war das, was uns am meisten gezogen hatte, und durch einen, meinem Freunde bekannten Maler erhielten wir denn auch bald freien Zutritt zu diesen Schätzen.

Ich erfuhr dort, was die Jugend gewöhnlich erfährt und auch ganz eigentlich erfahren ſoll, nämlich zuvörderſt nur die Freude an treuer, nie zuvor ſo geſehener Widerſpiegelung der Natur, und nächſtdem das Ergriffenſein durch eine gewiſſe warme Sentimentalität und irgend energiſche ſinnliche Anregung eines erhebenden Gedankens. Da waren denn alſo die Niederländer von Gerhard Dov an bis zu Mieris und Oſtade und zu Netſcher und Metzu, was ich zuerſt zu bewundern nicht müde wurde, dann aber rührte mich der ſentimentale Ausdruck der Madonna des Grafen Rotari, und ſo wie einiges von Rubens mich beherrſchend erfaßte, ſo ſtand ich auch lange vor dem Genius des Ruhms von Rafael Mengs, und wüßte ich freilich jetzt kaum noch zu ſagen, ob mich dabei mehr der aufſtrebende Blick des Genius ſelbſt, oder der brennende Wunſch, dereinſt einen der Kränze zu erlangen, welche ihm am Arme hingen, bewegt hatte.*) Die ganz großen Sachen von Rafael, Tizian und ähnlichen — ſie lagen mir noch zu fern und blieben mir zu jener Zeit noch großentheils fremd.

Außer der Galerie habe ich denn damals auch wenig von Dresden geſehen. Der reizende Blick auf Brücke und Umgegend von der jetzt längſt zerſtörten Bastio solis **) und dann die Oertlichkeit des Zeughofs mit der alten ſonſt dahinterliegenden Baſtion, deren Seiten mit wilden Weinreben

*) Ich kann doch hier nicht umhin aufzuzeichnen, daß das Bild noch in viel ſpätern Zeiten mir bedeutungsvoll geblieben iſt. Ich finde in einem alten Tagebuche verzeichnet, daß im Jahre 1827, als ich ganz unerwartet die Berufung zum Leibarzt, Hof- und Medicinalrath erhielt, mir in der Frühe jenes Tages eine anmuthige Frau im Morgentraume erſchien, faſt in derſelben Haltung dieſes Genius mit drei Kränzen am Arm. Die Traumdeutung war da leicht genug! Ich ſowol als meine Mutter, wir haben mehr Beiſpiele ſolcher Träume erfahren.

**) Sie lag da wo jetzt das Hôtel Bellevue ſteht und war die Fortſetzung des Zwingerwalles.

überzogen waren und deren alte große eisernen Kanonen mir um so sonderbarer vorkamen, weil — ein wahres Bild des damaligen langen Friedens für Dresden —, wir an der einen, vorn zwischen Rohr und Lafette, ein kleines Vogelnest entdeckten — sie sind mir am meisten im Gedächtniß geblieben. Ich ahnte dazumal freilich nicht, daß gerade ein Gebäude des Zeughofs, dicht vor jener Bastei, der Ort sein sollte, wo ich späterhin dreizehn Jahre lang in stiller Thätigkeit zu verweilen die Aufgabe haben würde!

So hatte ich denn nun nach meiner Rückkehr nach Leipzig alle Hände voll zu thun, daß ich in den alten Sprachen mich hinreichend befestigte; einen Cursus über Mathematik richteten wir uns auch mit einigen Freunden und Studirenden, bei einem wackern alten leipziger Magister ein; die Psychologie hörte ich bei unserm Verwandten, dem Professor Carus, welchen übrigens bald darauf die Universität durch den Tod verlor; ich hörte ferner den trefflichen Philologen Hermann den „Oedipus auf Kolonos" vortragen und erklären, namentlich um an seiner Latinität mich zu erfreuen, und so, nachdem ich die Jahre zuvor in den Naturwissenschaften leidliche Kenntnisse mir erworben hatte, glaubte ich um Ostern 1806 mich sattsam vorbereitet, die eigentlichen medicinischen Wissenschaften mit dem Studium der Anatomie beginnen zu können.

Denke ich nun an diese damaligen Zustände zurück, so veranlaßt es mich zu den sonderbarsten Betrachtungen. Fast möchte in dieser Beziehung das Treiben und Suchen eines jeden jungen Menschen, und so auch mein eigenes, ein halb unbewußtes genannt werden. Denn wie der Organismus selbst so zuerst als ein durchaus Unbewußtes sich heranbildet, wie er die einzelnen Systeme und Organe in sich entwickelt, schlechterdings ohne davon zu wissen, bis dann die gesammte Bildung ihre schöne Vollendung erreicht hat, und nun das Auge und der Geist sich erschließt, und der Mensch erstaunt

und verwundert um ſich blickt — ſo auch ergreift und lernt ſolch eine junge Natur raſtlos ſammelnd und aufſpeichernd eine Menge Sachen und Begriffe, wirklich zuerſt nur faſt wie ein Nachtwandler, immer weiter und weiter auf dem Gebäude der Wiſſenſchaft hinanſteigend, ohne eines beſtimmten Willens dabei recht inne zu werden, bis denn endlich die größere Reife erlangt iſt, bis das wahre Bewußtſein erwacht, und nun erſt der Wiſſende erkennt, wozu das Gewußte in die Seele gedrungen ſei und wie man eigentlich damit zu höhern Zwecken wirklich zu gebaren vermöge.

Eine ſeltſame Fügung war es übrigens, daß gerade, als ich nun der größten äußern Ruhe und Sammlung bedurft hätte, um in die Flut der neuen Studien ſo recht tief und nachhaltig einzutauchen, die erſten Unwetter des Krieges Leipzig überzogen. Die kriegeriſchen Rüſtungen Preußens, welche ſchon im Sommer 1806 auch in Sachſen vermerkt wurden, hatten mich zwar noch wenig in meinen Kreiſen ſtören können, nur kleine Truppenzüge hatten wir in Leipzig erblickt, man war dort den Frieden ſo gewohnt worden, und wie es denn geht, man hält gewiſſermaßen das Nahen des Krieges für unmöglich, ſoviel man auch aus entferntern Gegenden davon lieſt oder erzählen hört. Am 14. Oct. jedoch fand ich mich an einem ſchönen ſonnigen Herbſttage im Roſenthal, hatte im Walde nach der Natur gezeichnet und ſaß dann umſchauend auf dem welken Raſen der großen mittlern Wieſe, als öfters wiederholte dumpfe Klänge, gleichſam wie aus der Erde aufſteigend, deutlicher und deutlicher mir zu Ohren drangen. Es war, wie es ſich ſpäter ergab, der Kanonendonner der Schlacht von Jena geweſen. Den andern Tag liefen dann ſofort die widerſprechendſten Gerüchte in der Stadt um, und den darauffolgenden ſah man ſchon die Avantgarden des Davouſt'ſchen Corps von den Thürmen. Eine unheimliche Stille herrſchte in der Stadt, noch wußte niemand, wie die

Dinge ſich wenden würden, da rückten plötzlich in dichtgedrängten Maſſen die fränkiſchen Truppen durch unſere Vorſtadt herein und alle Häuſer waren bald mit Einquartierung überfüllt. Der Anblick dieſer Züge hatte für mich einen welthiſtoriſchen Charakter. Es war gleichſam eine Neuzeit, die auf einmal hier durch die Straßen hereindrang. Wie ganz anders dieſe Völkermaſſen gegen alles das, was ich bisher als Militär hatte kennen lernen. Das waren noch die durch den Sturm der Revolution geborenen Heere, noch waren ſie nicht niedergemäht von den unausgeſetzten Kriegen ihres Kaiſers, noch ſah man in ihnen die Frucht einer ganzen, von einer großen Aufregung erfaßten Nation; es waren überall in den Vorderreihen der Regimenter markige gebildete Phyſiognomien, ſelbſtthätige Mitwirkung und nicht blos maſchinenmäßiges Gehenlaſſen ausdrückend und verſprechend. Dabei das Große der Taktik im ganzen und das Freie in der Haltung des einzelnen. Scheinbar faſt regellos drangen die Maſſen daher, zum Theil in ſonderbarſten Aufzügen. Statt der gewöhnlichen ſoldatiſchen Capots, Röcke von allen Farben übergeworfen, zinnerne oder blecherne Löffel auf die gekniffenen dreieckigen Hüte geſteckt, oft ein Brot oder andere Lebensmittel über den Torniſter gebunden oder an die Bajonnete geſpießt, kurz auch hier ganz das, was (wie ich freilich erſt viel ſpäter einſehen lernte) alle Kunſtvollendung charakteriſiren muß, nämlich die Durchdringung eines im weſentlichen Rationalen von einem bis zu gewiſſem Grade Irrationalen.

Ich kam bald in manchen meiſt unangenehmen Verkehr mit dieſen Leuten. Unſer Haus ward mit Gäſten ſolcher Art reichlich bedacht, und meine Uebung, franzöſiſch zu ſprechen, machte mich hier faſt zum alleinigen Mittelsmann. Der einzige Vortheil erwuchs mir daraus, dieſe Individuen etwas näher beobachten zu können. Ich fand darunter Männer, die früher ihre Studien gemacht hatten, andere, die Kaufleute

gewesen, andere auch, die gleich in erster Jugend das Feuer der Revolution unter die Waffen getrieben hatte. Eine gewisse Bildung war fast allgemein sichtbar, liegt doch eine Art von Politur schon im Blute der Franzosen; und gerade dadurch wurde am Ende auch das Lästige dieses Verkehrs nicht in dem Maße fühlbar, als ich es später noch, unter ähnlichen Verhältnissen, mit Deutschen oder Russen zu erfahren die widerwärtige Gelegenheit haben mußte.

Zuletzt gewöhnte man sich indeß doch an all diesen Kriegslärm, und meine Studien schritten auch so ihren einfachen Weg immer weiter. — Der Lehrer, zu dem ich mich jetzt am eifrigsten hindrängte, war Rosenmüller, der Anatom, eine stille einförmige Natur, mit seinem Fache, wie es damals noch so sehr aus dem Ganzen genommen wurde, sehr vertraut, aber ohne alle höhere wissenschaftliche Begeisterung. Er war mit meinem Verwandten Tilesius sehr befreundet, und trat auch uns deshalb etwas näher, doch könnte ich nicht sagen, daß ich ihm eigentlich eine besondere Förderung zu danken gehabt hätte; er wirkte wie das Lesen eines ausreichenden Lehrbuchs, aber nicht wie das Hören eines begeistigten und begeisternden Menschen. Glücklicherweise bedurfte ich keiner besondern Anregung, um mit lebendigstem Eifer alle mögliche dargebotenen Erkenntnisse einzusaugen: ich schwärmte völlig für meine Wissenschaft. Ueber Osteologie hatte ich mir schon im Sommer ein Heft angelegt, in welches ich alle Knochen des menschlichen Körpers sauber mit Bleistift gezeichnet, und mit den ausführlichsten beigeschriebenen Erklärungen versehen hatte. Der Winter eröffnete mir die Lehren über den Bau der Weichtheile, und wie sehr ich danach strebte, für den nächstkünftigen Winter mich selbst auf dem Theatrum anatomicum im Zergliedern üben zu dürfen, mag man aus folgender kleinen Geschichte abnehmen:

Es war nicht lange, nachdem das französische Armeecorps

des Marſchall Davouſt in Leipzig ſein Hauptquartier genommen, daß zwei als Marodeurs ergriffene Soldaten, Italiäner, vor ein Kriegsgericht geſtellt und zum Tode verurtheilt wurden. An einem trüben regneriſchen Morgen zog früh eine kleine Abtheilung Truppen mit den Delinquenten vor unſerm Hauſe vorüber, und unweit der hohen Brücke an der Lindenauer Chauſſee erſchoß man die Verurtheilten und ließ ſie dort einſcharren.

Einer von den Leuten meines Vaters, einſt ſelbſt Soldat, hatte der Execution beigewohnt, gab uns Bericht darüber und erweckte in mir und einem andern befreundeten Studirenden unwiderſtehliches Verlangen, in Beſitz eines dieſer Körper behufs anatomiſcher Studien zu gelangen. Die Sache ſchien leicht ausführbar und in der nächſten Nacht beluden wir unſern Arbeiter mit dem nöthigen Geräth zum Ausgraben und Abtrennen etwa eines Kopfes und einiger Glieder, und zogen bei falbem Mondſchein dahinaus, im vollen glühenden Eifer für unſere Wiſſenſchaft, wenig daran denkend, daß uns in ſo rauher Zeit ein Unternehmen dieſer Art doch leicht ſehr übel hätte bekommen mögen.

Als wir der Brücke uns näherten, in deren Gegend die Opfer des Kriegsgerichts gefallen waren, ſahen wir im ungewiſſen Mondenſchimmer auf der andern Seite der Straße einige Männer mit einer Bahre uns entgegenkommen und vorüberziehen. Wohl denkend, daß man vielleicht ſchon mit einer Leiche uns zuvorgekommen ſei, eilten wir um ſo mehr, an den bezeichneten Platz zu gelangen, und ließen anfangen nach der andern zu graben. Die Stelle aber war leer: ſchon hatte unſer nicht minder eifriger Profeſſor Roſenmüller, jedoch mit Erlaubniß der franzöſiſchen Behörde, beide Leichen auf das anatomiſche Theater entführen laſſen, und wir fanden nur die Tſchakos, von deren einem, zum Zeichen dieſer ſonderbaren Kreuzfahrt, ich das blecherne Schild mit dem Chaſſeur-

horn und der Regimentsnummer abnahm und es lange bewahrt habe.

Ein paar Tage ſpäter wurden uns Studirenden die Muskeln des Rückens und der Glieder an dieſen beiden Körpern demonſtrirt, und ich habe nie wieder ſo treffliche Präparate einer ſo vollendeten und kräftigen Muskulatur als an dieſen jungen, geſunden und ſchön gewachſenen Italienern geſehen. Der Univerſitätszeichner Schrödter mußte genaue Zeichnungen davon entwerfen, und ſo kam uns doch mindeſtens einiges von dem koſtbaren Falle zugute, an welchem wir freilich gern für uns ſelbſt unſern vorſchnellen anatomiſchen Beſtrebungen Genüge gethan hätten.

So weit denn dieſe kleine Begebenheit, welche inſofern mir immer merkwürdig bleibt, als ſie den damaligen, noch etwas ſtumpfen, aber durchaus ſtrebſamen und gerade ſo eigens für die Jugend unerlaßlichen Zuſtand recht lebhaft mir wieder ins Gedächtniß bringt.

Gewiß, es dürfte geſagt werden, der Menſch durchlebe inſofern die Geſchichte des Planeten, auf dem er ſelbſt einſt entſtand, metaphoriſch mit, als — gleichwie in jener Schöpfung das Reich der Lebendigen mit wunderlichen ungeheuerlichen Geſchöpfen beginnen mußte, denen erſt ſpäter die feiner und höher organiſirten gefolgt ſind — ſo auch in ſeiner geiſtigen Entwickelung das erſte Ergreifen und Produciren rein maſſenhafter Vorſtellungen und Willensregungen immer lange vorausgehen wird den feinern und bedeutendern Gedanken.

So rückte ich denn in den Studien aller im weiteſten Sinne zur Medicin gehörigen Lehren mit anhaltendem Fleiße vor, aber ganz beſonders war es das Geheimniß des menſchlichen, ja überhaupt des thieriſchen Baues, welches mit ſtärkern Feſſeln mich an ſich zog. Ich zergliederte Thiere mit Eifer, und ſuchte, wie es nur immer ging, deren mir zu verſchaffen. Es kam mir wol vor, daß wenn ich an der Straße

ein todtes Thier liegend fand, es entweder ſelbſt mit nach Hauſe zu nehmen, oder, wenn es größer war, es ſofort durch einen von unſern Leuten mir holen zu laſſen. Mich, der ich ſonſt Reinlichkeit und Ordnung liebte und ſehr ekel ſein konnte, ſtörte dann das Widrige ſolcher Gegenſtände gar nicht. Es iſt das überhaupt das Merkwürdige einer tiefern Naturanſicht, daß nichts ſo ſehr den alten Satz bewahrheitet: „dem Reinen ſei alles rein", als ſie. Doch überraſchte es mich eigen, als ich ſpäter aus Goethe's „Divan" gewahr wurde, daß in der großartig ſittlichen Naturanſicht der Orientalen eigentlich ein ganz Aehnliches aus ſehr weſentlich andern Gedankenfolgen hervorgehe. Ich meine da die Stelle, wo es heißt: „Dem Aas eines faulenden Hundes verſteht Niſami eine ſittliche Betrachtung abzulocken, die uns in Erſtaunen ſetzt und erbaut." Es iſt hier die Parabel angezogen, wo Jeſus redend eingeführt wird, als er am Markte das Volk gewahr wird, um einen todten Hund ſich ſammelnd und den verweſenden mit Verwünſchungen überhäufend, da, während alles nur Schmähungen auf der Zunge hat, ſagt der Prophet in ſeiner milden Art:

Die Zähne ſind wie Perlen weiß!

und, beſchämt von ſolchem Vorzuge eines verachteten Geſchöpfes (da ſchöne Zähne namentlich im Orient ſehr werth gehalten ſind), kehren aller Gedanken ſich bald nach einer andern Richtung.

Aehnliches erfuhr ich denn vollends, als ich im Winter 1807—8 auf den Präparirſaal der Anatomie eintrat und ſelbſt nun mit der Unterſuchung und Zergliederung menſchlicher Leichen mich beſchäftigen konnte. So ſehr mir nämlich ſonſt ſchon die Luft eines Krankenzimmers zuwider geweſen war, und ſo ſehr ich, bei Liebe zur Kunſt und Poeſie, mich gern tief in das Reich des Schönen eintauchen mochte, der Leichen-

geruch dieſer kleinen, noch dazu geheizten Zimmer, wo oft drei und vier Cadaver, in Stücken vertheilt, theils aufbewahrt wurden, theils unter dem Meſſer der Studirenden ſich befanden — ich wurde davon durchaus nicht abgeſchreckt, ja ich bemerkte ihn wirklich kaum. Ich darf ſagen, unter all meinen Commilitonen war keiner, der mit dieſer Tenacität an dieſen Uebungen feſthielt. Es war nicht ſelten, daß damals, wo überhaupt die Anzahl der Studirenden nicht ſehr bedeutend war, ich als der einzige in dieſem Reiche des Todes übrigblieb. Ich erinnere mich eines ſpäten Nachmittags, wo alles fortgegangen war, ſelbſt der Aufwärter hatte ſich beurlaubt, der Wind heulte durch die alten Kloſtergebäude des Pauliuums und graue Wolken ließen nur ein ſpärliches Licht zu den ſchlecht ſchließenden Fenſtern herein; ich aber ſaß feſt über einem Nervenpräparate, welches ich gern vollenden wollte, und als es nun tiefer dämmerte und ich doch aufhören mußte zu arbeiten, kam es mir allerdings eigen vor, aus allen Ecken dieſe zertrennten menſchlichen Fragmente mich anblicken zu ſehen, aber kein Schauder erfaßte mich und nicht eine Spur von Abſcheu wurde mir fühlbar.

Dieſer Eifer hatte dann allerdings die Folge, daß ich in den Kenntniſſen der Anatomie ſehr feſt wurde. Ich war überall genau bewandert, half mir noch mit vielfältigen Zeichnungen, die ich nach der Natur und nach guten Originalen ausführte, und ſo hatte ich denn ſpäter auch wirklich die Satisfaction, bei einem Examen beſſer in der feinern Anatomie bewandert zu ſein als mein Examinator. Weniger ging mir damals die Lehre vom Leben ſelbſt, die Phyſiologie, auf. Freilich waren die Vorträge darüber, wie ſie zu jener Zeit von Platner und von Kühn gehalten wurden, die troſtloſeſten, und wenn ich von dem gegenwärtigen Stande dieſer Wiſſenſchaft zurückblicke auf das ſogenannte Ganze dieſer Lehren, wie es uns dazumal auf der erſten Landesuniverſität

vorgetragen worden iſt, ſo fühle ich, daß es durchaus nicht möglich ſei, daß abermals in vierzig Jahren von jetzt an dieſe Wiſſenſchaft ſolche Fortſchritte gemacht haben könnte, als ſie in den vierzig Jahren von damals bis zum heutigen Tage im Jahre 1847, in Wahrheit gemacht hat. Unter meinen Arbeiten blieben jetzt auch die übrigen Naturwiſſenſchaften nicht zurück. Botanik ſetzte ich immer noch fort, obwol ohne in die ſo merkwürdige Geſchichte der Pflanze lebensvoll einzudringen; in die Mineralogie und Chemie führten mich die beſſern Vorträge von Weiß ein, der mir auch ſpäter, als er Profeſſor in Berlin geworden, immer ein geehrter theilnehmender Freund geblieben iſt, und nach und nach rückte ich nun auch dem eigentlichen ärztlichen Wiſſen näher und ging über zum Studium der Pathologie, Arzneimittellehre und zur Therapie.

Komme ich nun zu dieſen Fächern, ſo darf ich nicht unterlaſſen, gleich anfänglich zweier Lehrer beſonders zu gedenken, obwol deren Perſönlichkeit und Schriften immer mehr Einfluß auf mich geübt haben als ihre Vorträge; es waren Burdach und Heinroth. In dem erſtern wurde mir ſpäterhin die phyſiologiſche Richtung bedeutend und anregend (Leipzig verließ er übrigens ſehr bald), und der letztere hat mich in philoſophiſcher und pſychologiſcher Beziehung weſentlich und vielfach gefördert, obwol eigentlich immer mehr antagoniſtiſch, denn die meiſten ſeiner Anſichten ſchienen mir ſchon damals ſehr unzureichend; aber ſein joviales theilnehmendes Weſen und ſein präciſer klarer Vortrag regten mich doch an und gaben mir vieles zu denken, was allerdings weit ſpäter erſt zur eigentlichen Gedankenreife kommen konnte. Iſt es doch überhaupt um die Einwirkung der Lehrer auf Studirende eine eigenthümliche Sache! es gelten hier eigentlich nur zwei Momente: entweder der Lehrer muß ein mächtiges Licht der Wiſſenſchaft, ein Genius ſein, von dem eine neue Aera ſeiner Doc-

trinen anhebt; dann reißt er durch ſeine geiſtige Bedeutung ſelbſt den Trägen von ſeiner Stelle, und der Thätige und Intelligente ſieht ſich durch ein ſo großes Vorbild auf unberechenbare Weiſe gefördert; oder er muß, bei nur eben hinreichenden geiſtigen Mitteln, eine lebendige Verwandtſchaft zu jüngern ſich entwickelnden Seelen bethätigen. Der junge Geiſt iſt wie die noch ſchwankende Pflanze, welche der Stütze bedarf; er muß jemand vor ſich haben, der ihn theilweiſe anregt und ermuthigt und theilweiſe wieder bei vorherrſchend werdender Selbſtzufriedenheit zurückweiſt und widerlegt. In dieſem Sinne kann dann oft auch der minderbegabte Lehrer mächtig einwirken und Größere erziehen, als von Großen je erzogen worden ſind. Heinroth war ein Mann dieſer Art, und ich ſpreche es gern hier aus, daß ich vieles und mannichfaltiges ihm danke.

III.

Hier iſt nun auch der Ort, ausführlicher zu gedenken, wie die Art des Studiums der Krankheit zu jener Zeit einen vom Naturgemäßen in vieler Beziehung abweichenden Charakter großentheils, ja faſt überall zeigte. Die Mangelhaftigkeit und das halb nebelhaft rohe, halb ausgetrocknet Abſtracte damaliger Phyſiologie machte mit voller Gewalt ſich auch in der Pathologie geltend. Anſtatt daß dem jungen Geiſte zuerſt und hauptſächlich nur das Concrete dargeboten werden ſollte (denn eben dieſes Einzelne, dies den Sinnen ſcharf und unmittelbar Entgegentretende — es kann doch gefaßt, es kann auch von dem Kurzſichtigen erkannt werden), ſo liebte man es, gewiſſe abgezogene Begriffe aufzubauen und mitzutheilen und davon Befriedigung des Wiſſens zu verheißen! — Wir wurden mit viel Irritabilität, Senſibilität und Reproduction, und der Eintheilung der Krankheiten nach dieſen Momenten gequält, lange bevor wir wußten, wie im einzelnen eine Zelle entſtehe, ein Nerv reizbar ſei und eine Faſer ſich zuſammenziehe! Wir ſollten uns die Lehre von den ſogenannten nächſten Urſachen der Krankheiten, welche eigentlich die Krankheiten ſelbſt wären, einprägen, und doch waren die einfachſt ſinnlich wahrnehmbaren Elemente eines Krankheitsproceſſes uns noch fremd, und ſo vieles dieſer Art!

Mit großer Treue ſchrieb ich freilich alle dieſe Dinge in den Collegien nach, dachte auch darüber vielfältigſt, und glaubte allerdings zuweilen, die Schuld läge an mir, wenn mir aus dieſen Worten und wieder Worten nie ein lebendiges Bild der Sachen hervorgehen wollte! Ja, ich kann ſagen, daß mich zuweilen eine Art von Verzweiflung hierüber ergriff! Und noch finde ich manche ſchwermüthige Aufzeichnung damaliger Stimmungen in alten Tagebüchern. Gewiß, über das nahe liegende, ſinnlich Einfache hatte mich dieſe Behandlung meiner Wiſſenſchaft hinweggeriſſen, und zu dem größern Ueberblick des Lebens, in welchem das Einzelne wieder nothwendig zu einem höhern Allgemeinen zuſammenfließt, war ich noch nicht reif, und ſo wäre ich vielleicht in dieſer Zerwürfniß ganz und gar der Wiſſenſchaft entfremdet worden, hätte nicht zweierlei mich immer wieder zu Athem kommen laſſen, mich immer wieder gleichſam auf ſichern Boden geleitet, und dies beides war: das Studium der Naturgeſchichte und vergleichenden Anatomie, und dann die Liebe zur Kunſt und Poeſie. Hier tauchte ich bei dem einen immerfort in die Flut einer Maſſe nahe liegender Thatſachen ein, die meine Beobachtungsgabe und mein Urtheil ſchärften und erfriſchten, bei dem andern aber erhob ich mich ſelbſt in die freie ätherhafte Schönheit der Gedanken, welche mich erneute und in jedem Sinne des Wortes ſo mich wiederherſtellte, daß ich bald dahin kam, den Muth immer aufrecht zu erhalten, und dadurch dann ſelbſt auf den Feldern, die zuerſt am wenigſten mich anſprechen wollten, doch mit immer wieder erhobenen Kräften unausgeſetzt fortarbeiten zu können.

Von dieſen beiden Richtungen iſt gegenwärtig noch ausführlicher im einzelnen zu erzählen, wenn das Bild jener Entwickelungsperiode meines Lebens zu vollkommener Deutlichkeit gebracht werden ſoll: —

Was die Naturwiſſenſchaften betraf, ſo möchten ſie viel-

leicht nicht in dem Maße damals meinen Geist erfaßt haben, wäre nicht ihr Wesen selbst zu jener Zeit von einer tiefen Bewegung ergriffen worden, in deren Folge ein neues eigenthümliches und bedeutungsvolles Princip in ihnen geboren werden konnte. Dieses Princip war das einer höhern Einheit, hervorgegangen im Lichte der damals zuerst sich geltend machenden Naturphilosophie.

Es gibt nämlich wol Seelen und Geister, denen es wenig Bedürfniß zu sein scheint, von Erfassung irgendeiner Einheit, eines Centralpunktes besondere Notiz zu nehmen; alles Leben fließt ihnen vorüber, wie die Wolken am Himmel dahintreiben, wie Herbstblätter auf einem Strome fortgezogen werden, ohne daß irgendein Brennpunkt, irgendein vor allem einschlagender unwandelbar feststehender Gedanke diesem ununterbrochenen Wechsel zu Grunde gelegt werden müßte. Wenn Menschen dieser Art der Betrachtung und Erforschung der Natur sich widmen, so sammeln sie ein unendlich buntes Material, häufen Masse auf Masse, und können bei dem allen oft dem Ganzen der Wissenschaft sehr nützlich werden. Es fehlt uns auch nicht an geschriebenen Werken, welche auf diese Weise entstanden sind, und ich darf nur an die „Bibel der Natur" Swammerdam's, oder die Insektenbelustigungen eines Rösel von Rosenhof erinnern, um Kennern dieser Literatur deutlich zu machen, was wir hier im Sinn haben. Auf diese Weise sind ja ebenso oft auch große und später häufig sehr nützlich gewordene Sammlungen merkwürdiger Naturgegenstände zusammengebracht worden, rein aus Sammlerlust, ohne irgendein besonderes höheres Ziel.

Dergleichen aber hatte nun niemals eine entschiedene Gewalt über mich. Ich habe mich dessen niemals überhoben, aber es war mir geradezu gegen die Natur; und nehmen wir es ganz einfach, so ist auch jedes solches Aufhäufen ohne einen besondern geistigen höhern Zweck, seien es nun Kostbarkeiten,

die aufgehäuft, oder Geld, das um des Geldes willen gesammelt wird, oder seien es bunte Vögel oder bunte Muscheln (von denen man ja sonst mit großen Kosten ganze Galerien zusammenbrachte, weit entfernt von irgendeiner wissenschaftlichen Absicht), immer nicht viel mehr als ein etwas höherer thierischer Trieb, wie wir ihn längst an den Elstern kannten und wie ihn Gould neuerlich in noch viel merkwürdigerer Weise an den Satin birds von Neuholland beschrieben hat *), welche letztere sich sogar ein besonderes Vergnügungsnest (playing ground) zu bauen pflegen, das sie mit allem Glänzenden und Zierlichen, was sie gerade auffinden können, verzieren und aufputzen.

In nicht viel anderer Weise sah man nun seit Plinius das ganze Material der Naturgeschichte wirklich behandelt, bis der große und umfassende Weltverstand des Ritters von Linné zuerst versuchte, eine bestimmte Ordnung in diese Mannichfaltigkeit zu bringen, und einen Standpunkt zu finden, welcher diese ganze ungeheuere Masse einigermaßen in ein dem denkenden Geiste erfaßbares und genehmes Verständniß zu setzen vermöchte.

Bei dem allen fehlte es dem Systeme Linné's an einem höhern inwohnenden geistigen Princip völlig, es war ein nach scharfsinnig aufgefundenen Verstandesmerkmalen zu Nutzen und zur Erleichterung der Lernenden aufgeführtes großes Gebäude, aber es war weit entfernt davon, in sich selbst als ein belebendes und belebtes Ganzes zu erscheinen. Zu diesem wurde es eigentlich zuerst, als der bereits von vielen Philosophen des Alterthums geahnte Gedanke von der innern nothwendigen und unerlaßlichen Verbindung des Weltgebäudes zu einem einzigen unendlichen organischen Ganzen, mit einem Worte der Gedanke von der Weltseele, durch Schelling's damals groß und lichtvoll hervortretenden Geist zuerst wieder in die

*) S. mein England und Schottland, I, 215.

Wiſſenſchaft eindrang. Auf merkwürdige Weiſe klang dieſer Gedanke gleichzeitig in vielen Geiſtern wieder, wie es denn immer zu gehen pflegt, wenn die Menſchheit im Kreißen liegt und eine neue große Idee in ihr hervorzutreten berufen iſt; und ſo fehlte es denn durchaus nicht, daß ſehr bald die Folgen deſſelben in der Behandlung der Naturwiſſenſchaften ſich geltend machten. Dabei blieben denn freilich auch keineswegs aus vielfältige Ueberſtürzungen und Uebertreibungen! Wie keine Revolution im Politiſchen ſich macht, und wäre ſie auch an ſich beſtimmt, das ſo viel Beſſere und Höhere in das Leben der Menſchheit einzuführen, ohne daß mannichfaltige Unordnung und mancher arge Unfug dabei vorkomme, ſo drängten ſich auch hier neben den Berufenen viele Unberufene zu dieſem neuen Ideenkreiſe heran, und verfehlten dadurch nicht, allen Widerſachern jeder Neuerung hinreichende Blößen zu geben, welche dann benutzt wurden, um das Ganze möglichſt zu verdächtigen.

Unter denen jedoch, die als würdige Prieſter der neuen Aera zum Altar der Iſis traten, ſtand in Bezug auf Naturwiſſenſchaften oben an: Oken, ein Mann, dem ich erſt faſt zwanzig Jahre ſpäter im Leben zu begegnen Gelegenheit hatte, deſſen Geiſt aber ſchon damals mich ganz eigenthümlich erfaßte und anregte. Mit großen gewaltigen Zügen wagte er es zuerſt in die chaotiſche Mannichfaltigkeit von Natur-Formen und -Thatſachen einen einzigen Mittelpunkt, ein einziges neues belebendes Princip einzuführen, und dies Princip war *das genetiſche, das Princip der Entwickelung.*

Ausgehend von dem Geſammtbegriff des einen und ganzen Organismus des Menſchen, that er zuerſt den orphiſchen Ausſpruch: „*der Menſch iſt das Maß und der Meſſer der Schöpfung*“, und gleichſam wie mit *einem* Schlage war ſo die ganze ungeheuere und unermeßliche Mannichfaltigkeit der Welt gegenübergeſtellt dem *einen* menſchlichen Organismus

und ſeiner beſondern Geſchichte. Nichts war nun klarer, als daß, ſobald wir das Recht hatten, die Schöpfung ſelbſt gleichſam als den in allen ſeinen Phaſen und Formen auseinandergelegten Menſchen zu betrachten, ſomit auf einmal ein innerer Schwerpunkt, eine höhere Einheit für alle dieſe Formen als gefunden ſich darſtellte. Am unmittelbarſten aber traten dieſe Ergebniſſe bei der Betrachtung des Thierreichs hervor. Mit Ueberraſchung wurde man gewahr, daß eine gewiſſe allgemeine, nur nie zu weit ins einzelne auszudehnende Parallele zwiſchen der menſchlichen Entwickelungsgeſchichte vom mikroſkopiſchen Ei aus, durch den zarten weichen Embryo bis zu ſeiner vollkommenen Geſtaltung als reifer Menſch einerſeits, und zwiſchen den Stufenfolgen des Thierreichs vom mikroſkopiſchen Infuſorium an, durch das zarte weiche Molluskum bis zu den menſchenähnlichſten Thieren hinauf andererſeits, unverkennbar ſei, und hunderterlei merkwürdige Anwendungen hiervon, namentlich auch auf die Rückwärtsbewegung, welche die ſich wieder zum Thier hinneigenden menſchlichen Monſtroſitäten darboten, ſtellten ſich nun ſogleich deutlich heraus.

Dies alſo war es, was nun auch blitzähnlich in meinem Geiſte gezündet hatte! Ich durfte nicht mehr, wofür ich immer ein Grauen gefühlt hatte, die Natur und insbeſondere die Thierwelt, als eine zufällige ins Unendliche mannichfaltig gedankenlos variirte Maſſe mir vorſtellen, ſondern ich hatte den geiſtigen Schlüſſel zu dieſen Verſchiedenheiten gefunden; ich durfte nicht mehr nur den Leib der Schöpfung lieben, ich hatte ihre Seele erkannt und fand mich von ihr begeiſtert!

Indem nun ſo die vergleichende Anatomie noch weit mehr als Botanik und allgemeine Naturgeſchichte meinen Eifer erregt hatten, ſo war auch insbeſondere erwünſcht zu finden, daß die Erleuchtung, welche von jenen großen Gedanken ausging, recht insbeſondere der vergleichenden Geſchichte des innern thieriſchen Baues und der verſchiedenen Bildung einzel-

ner Organe in verſchiedenen Geſchöpfen zugute kam. Gerade zu jener Zeit (1807) erſchien das merkwürdige Programm Oken's, in welchem zuerſt ein Aperçu mitgetheilt wurde, welches früher, aber freilich nur im ſtillen, auch von Goethe gemacht worden war, nämlich: daß der Bau des Schädels im weſentlichen als der einer Wirbelſäule angeſehen werden müſſe. Dieſer Satz war wichtiger, als es auf den erſten Blick ſchien; und Oken's Schrift verfehlte deshalb ſchon zu jener Zeit nicht, eine große Senſation zu machen. In ihm nämlich wurde, gleichſam als in einem einzelnen ſchlagenden Beiſpiele für viele gleiche Fälle, die entſcheidende Frage an die Forſcher gerichtet: „Iſt es euch gegeben, durch den ewigen Wechſel der Erſcheinung, durch die raſtloſen Metamorphoſen der Geſtaltung hindurch das eine, all dieſer Mannichfaltigkeit zu Grunde liegende Geſetz, das weſentlich feſte Schema dieſer wechſelnden Formen zu erkennen oder nicht?" — Auch in ſolchen Dingen geht es nämlich ſo, daß die, denen das Palpable, das den Sinnen unmittelbar Vorliegende, ſchon als vollkommene Wirklichkeit erſcheint, keineswegs ſich bemühen, nach etwas Ueberſinnlichem, hinter dieſen Erſcheinungen Verborgenem zu ſuchen; ſie bedürfen eben nichts als dies Greifbare, und auch ſie ſind in dem obenbeſprochenen Falle, die Einheit der Welt, welche für die andern die alleinige wahrhafte Wirklichkeit iſt, nicht als höchſtes Ziel ihrer Erkenntniß anzuſehen, ſondern mit der Vielheit allein ſich für vollkommen befriedigt zu erklären. Was mich betraf, ſo fühlte ich ſehr bald, obwol damals nur noch dunkel, daß ich zu einem andern Glauben gehöre. Mir war es ſogleich eine beſondere Freude, daß ich in jenem Satze ein höheres Unveränderliches anerkennen durfte, daß ich nun einſah: ſo tauſendfältig auch die Geſtaltung des Schädels in ſämmtlichen höhern Thierklaſſen variiren möge, ihr liege doch überall ein ein-

faches durchaus bleibendes Geſetz und ein feſtes unveränderliches Zahlenverhältniß zu Grunde.

Zugleich war es jetzt für das Material meiner vergleichend anatomiſchen Studien wichtig, daß ich, der bisher nur aus dem ſkizzenhaften Blumenbach'ſchen Handbuche hatte ſchöpfen können, und dem gar wenig Mittel zu Gebote ſtanden mit Neuigkeiten mich zu verſehen, um jene Zeit durch die Güte eines Verwandten das ebenerſchienene Werk G. Cuvier's, „Leçons d'anatomie comparée", zum Geſchenk erhielt, und überdies ſämmtliche vergleichend anatomiſche Abbildungen d'Aubenton's aus der großen Naturgeſchichte Buffon's auf eine billige Weiſe ſelbſt erlangen konnte. Indem ſo nämlich die Mannichfaltigkeit der erkannten Formen ſich ſteigerte, ſteigerte ſich auch die Freudigkeit, alle dieſe Geſtalten als Glieder einer höhern Einheit nach und nach deutlicher zu bemerken, und ſo trat mehr und mehr diejenige Begeiſterung für die Wiſſenſchaft in mir hervor, welche einestheils hinwiederum den mediciniſchen Studien zugute kam, anderntheils mir ſchon jetzt den Gedanken näher brachte, mich künftighin insbeſondere für das akademiſche Lehrfach auszubilden. Dies alles nun trieb mich vorwärts, entflammte meinen Eifer, begeiſterte mich, und eben daß in irgendeiner höhern Richtung die rechte und wahre Liebe für Wiſſenſchaft vorhanden ſei, darauf kommt es ja überhaupt bei dem jugendlichen Geiſte an, wenn größere Reſultate erlangt werden ſollen, und ſo habe ich denn auch alles, was irgend ſpäterhin für ſcientifiſche Zwecke von mir erreicht worden iſt, zum großen Theil dieſer in der geſchilderten Weiſe erweckten und unterhaltenen Anregung zu danken.

Ich ſagte aber oben, daß, wenn eben dieſer Drang nach Erkenntniß und Vermehrung des Wiſſens mich einerſeits belebte und immer neu erregte, andererſeits auch die Liebe zur Kunſt und Poeſie beitrug, mein Leben, welches in ſeinen

äußern Verhältniſſen bei den vorrückenden kriegeriſchen Wirren der Zeit von mancherlei Noth mehr und mehr heimgeſucht wurde, immer wieder aufzurichten, zu kräftigen und ſelbſt rückwirkend in Beziehung auf wiſſenſchaftliche Aufgaben mich zu fördern. Welche Kunſt und welche Poeſie daher damals insbeſondere auf mich Einfluß geübt habe, davon möchte ſonach eine etwas nähere Darſtellung ebenfalls in dieſe Blätter aufzunehmen ſein. Iſt es doch gewiß niemals ohne eine beſondere Bedeutung für den Geiſtesfortſchritt des Menſchen, von welcher Art der Kunſt die Seite ſeines Gefühlslebens beſonders und zuerſt aufgeſchloſſen worden iſt! Ja wir finden ſelbſt in der Geſchichte der Menſchheit überall gewiſſe, gleichſam geſetzmäßig hervortretende Folgen der auf ihre Bildung einwirkenden Kunſt, Folgen, welche mich oft ſonderbar an das allmähliche Hervortreten verſchiedener Sinnesformen in der Reihe der belebten Geſchöpfe erinnert haben. Oder wäre es denn nicht etwa in Wahrheit ſo, daß, eben wie in der Thierwelt zu allererſt das taſtende Befühlen, weit ſpäter das erſt lichtvolle Auge, und nur zuhöchſt in ſeiner vollen Entwickelung der Sinn des Gehörs hervortritt, ſo auch in der Menſchheit als früheſte Kunſt die der Plaſtik auftreten mußte, die Kunſt, wo greifbar derb und ſteinern das Gebilde hingeſtellt wird, dem taſtenden Gefühl in ſeiner Vollendung faſt noch mehr zugänglich als dem Geſicht, daß dann erſt ſpäter ſich die Kunſt des Malers ausbilden konnte, die Kunſt, welche eine ſchon feinſinnlichere Täuſchung in lichtbrechenden oder rückwerfenden Medien durchgängig verſucht, daß aber am letzten, man darf wol ſagen erſt in der neueſten Zeit, die Muſik ſich vollkommener offenbarte und noch jetzt vielleicht für künftige Generationen manches Myſterium bewahrt, wenn dagegen wirklich die andern Künſte gegenwärtig faſt abgeblüht zu haben ſcheinen?

Was nun mein Leben betraf, ſo habe ich ſchon früher davon geſprochen, wie da die Kunſt des Zeichnens und Ma-

uns eigentlich allein jene Entwickelungsreihe begonnen hatte. Bei dem allen war diese Kunst dazumal noch fast ohne alle höhere poetische Richtung, sie war blos Lust am unmittelbaren Nachbilden der Natur, und sie kam gerade als solche, wie ich schon oben erwähnte, meinen naturwissenschaftlichen und ärztlichen Studien in vieler Beziehung zugute. Ich führte sie indeß redlich und nach besten Kräften fort, und besuchte auch über ein Jahr die Zeichenakademie auf der Pleißenburg, welche damals von Tischbein, und unter ihm von Schnorr (dem Vater des später berühmten Julius Schnorr) geleitet wurde, jedoch blos um für mich in einsamen Stunden nach den dort aufgestellten Abgüssen einiger Antiken zu zeichnen. Tischbein sah kaum nach mir, aber Schnorr kam öfters und lobte nicht selten meine Zeichnungen, obwol zuweilen in absonderlichen Redensarten; wie es denn ein Lieblingsausdruck von ihm war, wenn er mir einen Contour corrigirte, zu sagen: „dies ist um eine Idee zu groß.“ — Noch jetzt bewahre ich einige wohlgelungene große Studien in schwarzer Kreide mit Weiß gehöht, nach dem Borgheſischen Fechter, dem Laokoon, der Mediceischen Venus und Aehnlichem, als Früchte jener Studien.

Was dagegen die Kunst der Musik betraf, so lag sie mir, ihrem höhern Sinne nach, damals noch ganz verborgen. Zwar hatte ich, wie denn das so hergebracht ist, mich ebenfalls im Klavierspielen versucht; ein junger tüchtiger Musiker, Namens Berger, Sohn eines Cantors in Liebertwolkwitz bei Leipzig, mühte sich schon früher einige Zeit ab, mich zu einem einigermaßen leidlichen Pianisten zu erheben, allein seine Mühe hatte wenig gefruchtet, und wenn wir einmal auf das Land fuhren und bei seinen Aeltern einen idyllischen Sonntag zubrachten, so gefiel mir gewöhnlich seine artige Schwester viel besser als sein Spiel, und seine Mühe mich zu bilden ging darüber völlig verloren. Auch zu Hause hörte ich jetzt wenig Musik mehr; unser Verwandter Müller war als Kapellmeister nach

Weimar berufen worden, auch Rochlitz sahen wir selten, und so blieben denn die Noten für mich überall jene geheimnißvollen Charaktere, in welchen mir erst so viel später ein höherer Sinn aufgehen sollte.

Wichtiger für mich und bedeutend auf Geschmack und Nachdenken einwirkend war die dramatische Kunst. Ich rechne es weniger dahin, daß wir Jüngern früher mitunter versucht hatten, auf kleinen aus Leinwand und gemalten Pappen übel genug zusammengebauten Theatern ein oder das andere Lustspiel, selbst mehr zu unserer Ergötzung als zu besonderm Genügen der gepreßten Zuschauer darzustellen; ich rechne auch weniger dahin den im ganzen überhaupt nicht sehr häufigen Besuch der Vorstellungen der damaligen Seconda'schen Gesellschaft in Leipzig, bei welchen, obwol die Truppe einige wirklich ausgezeichnete Schauspieler zählte, das Princip einer höchst prosaischen Natürlichkeit durchaus vorherrschend war*), sondern am folgereichsten waren mir gemeinschaftliche Lektüren einer Reihe echt classischer dramatischer Werke, zu welchen ich mich mit mehrern andern Studirenden einige Jahre hindurch vereinigt hatte. Wir waren ihrer etwa sieben bis neun, die an solchen Dingen Freude fanden, und einige von diesen sind mir dadurch für einige Zeit auch im Leben näher verknüpft worden, von welchen ich zunächst hier nur gedenken will theils des durch seine gelehrten Herausgaben und Uebersetzungen des Rabelais und Bojardo bekannt gewordenen Gottlob Regis, theils des trefflichen Philologen Schneider, später Professor in Breslau.

*) Ich will indeß bei dieser Gelegenheit noch erwähnen, daß im August und September 1810 Iffland (damals die Spitze jener naturalistischen Richtung) in Leipzig eine Reihe von Gastrollen gab und nicht verfehlte, auch mir, der ich ihn mehrmals sah, großen Eindruck (namentlich im „Spieler", „Essighändler", in den „Hagestolzen" und der „Lästerschule" zu hinterlassen; er versuchte sich indeß damals auch in Rollen wie dem „Geizigen" und „Franz Moor".

Wir laſen ſo mit vertheilten Rollen an beſtimmten Tagen nach und nach ſämmtliche große dramatiſche Werke von Shakſpeare, Calderon, Goethe, Leſſing, Schiller und andern, wir theilten uns unſere Gedanken darüber mit, und wenn es auch wahr iſt, daß in höhern Jahren man in Bezug auf Mittheilungen dieſer Art an andere überhaupt ſchwierig wird, daß man alsdann nur den ganz verſtehenden Geiſt hierzu fordert und annimmt, und außerdem lieber auf eigenes Durchdenken ſich beſchränkt, ſo iſt dies dagegen anders bei dem jugendlichen, noch unreifen Geiſte; die Jugend iſt die Zeit der Aſſociationen, und daß ſie dieſes iſt, beweiſt, wie bei Zeitaltern, wo Aſſociation die Loſung des Tages wird, doch zuletzt allemal ein gewiß Ungenügendes und Unzureichendes der Individuen ſelbſt.

So wirkten denn alſo auch auf uns dieſe vielfältigen, gewöhnlich alle zwei Wochen ſich wiederholenden Zuſammenkünfte durchaus geiſtbildend und fördernd. Eine Reihe der außerordentlichſten Werke, welche für einſame Lektüre in der Jugend ſelten zur Aufnahme gelangen (ich will nur an die Reihe hiſtoriſcher Dramen Shakſpeare's erinnern, die wir alle in ihrer Folge und mit großer Aufmerkſamkeit durchnahmen), wurde auf dieſe Weiſe zeitig ein Eigenthum meines Geiſtes; ich gewöhnte mich an größere Anſichten des Lebens, ein höherer freierer Geiſt begann ſtufenweiſe zu reifen, und wenn ich bedenke, wie zwanzig und dreißig Jahre ſpäter viele derſelben Werke mir nun wieder in anderer und höherer Weiſe in den Vorträgen meines verehrten Freundes Tieck entgegengetreten, und dann noch ſo viel durchſichtiger geworden ſind, ſo finde ich abermals, wie in ſo vielem andern, Gelegenheit, einen gewiſſen großen, eigenthümlich periodiſchen Verlauf jedes weiter ſich ausdehnenden geſunden menſchlichen Lebens hier in ſeiner innern geſetzmäßigen Folge zu bewundern, ja verehrend anzuerkennen.

Gleichſam aber, als ſollte mir denn doch auch die Anſchauung nicht vorenthalten bleiben, auf welche Weiſe bedeutende dramatiſche Werke unter günſtigen Bedingungen durch ſceniſche Darſtellung wirklich neu erweckt, und ſozuſagen, vor unſern Augen belebt werden können, ſo geſchah es, daß im Jahre 1809 die weimariſche, damals noch unter Goethe's beſonderer Leitung ſtehende Schauſpielergeſellſchaft von Lauchſtädt, wo ſie gewöhnlich im Sommer Vorſtellungen gab, nach Leipzig kam und dort ganz neue Erſcheinungen, und dieſe auch auf durchaus neue, in einem höhern Sinne künſtleriſche Weiſe zur Anſchauung brachte. In Wahrheit! es wird mir jetzt ſchwer zu ſagen, in welchem Maße eine vollendete Aufführung, wie man damals dieſe Vorſtellungen von Goethe's „Iphigenia", „Taſſo", „Götz", „Egmont", den „Mitſchuldigen", ja ſelbſt der „Natürlichen Tochter" nennen durfte, auf einen jungen lebhaften Geiſt wirken mußten, der, obwol im weſentlichen ganz andern Bahnen zugewandt, doch mit großer Heftigkeit das Beſte, was große Dichter im Felde des Dramas uns hinterlaſſen haben, bereits ergriffen und ſich angeeignet hatte. Jedenfalls war die Wirkung bedeutend, und, wie denn nicht leicht in unſern Zeiten ein irgend lebhafter Sinn vorkommen wird, der nicht mindeſtens für eine kurze Zeit mit einer gewiſſen Leidenſchaftlichkeit vom Theater angezogen worden wäre, ſo darf ich ſagen, daß dieſe auch im nächſtfolgenden Jahre ſich wiederholenden Darſtellungen diejenigen waren und auch diejenigen geblieben ſind, welche mich mit einer wirklichen Schwärmerei für das Theater erfüllten und ergriffen, und deren ich noch jetzt mit beſonderer Vorliebe gedenke. Wer von meinen Leſern etwa noch das Glück gehabt hat, das treffliche Künſtlerpaar Wolff in großen Rollen zu ſehen, der wird hiervon die richtige Vorſtellung ſich zu machen gar wohl im Stande ſein. Frau Wolff erſchien mir als Ideal von allem Schönen und Edeln. Ich habe ſie perſönlich nie gekannt, will aber nicht

leugnen, daß ich ihr, als ſie Leipzig verließ, ein ſauber in Tuache gemaltes lorberumwundenes Bouquet mit ein paar Verſen zuſendete, von deſſen Autor ſie nie etwas erfahren hat. — Jedenfalls trug es übrigens weſentlich dazu bei, die Wirkung dieſer Aufführungen ſo mächtig zu erhöhen, daß hier im Aeußerlichen noch eine Einfachheit herrſchte, welche das ganze Gewicht derſelben auf die geiſtige Seite fallen ließ und dadurch jene Atmoſphäre noch ganz fühlbar machte, in welcher ſo außerordentliche Werke entſtanden waren, eine Fühlung, welche nothwendig ſich immer mehr verliert, je mehr Luxus der Decorationen, Ballete und Coſtüme faſt zum alleinigen Mittel werden, die ſchauluſtige Menge anzuziehen.

Bei dem allen darf ich ſagen, daß dieſe ſo wenig als andere Kunſtanſchauungen keineswegs mir die Luſt und den Eifer an meinen übrigen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen irgend zu beeinträchtigen im Stande waren; im Gegentheil, ich kehrte zu dieſen von jenen ſtets mit erfriſchtem Geiſt und erhobenem Gemüth zurück. Mit Ausdauer ſaß ich dann wieder tief in die Nächte hinein über den anatomiſchen Tabellen, die ich mir entworfen; über den phyſiologiſchen, pathologiſchen und morphologiſchen Schriften, die ich mir irgend verſchaffen konnte. Am Tage in Freiſtunden führte ich ſchwierige und feine anatomiſche Zeichnungen aus, ich unterſuchte und zergliederte, was ich nur immer mir für meine Zwecke zuſammenbringen konnte, kurz ich darf ſagen, daß ich mit voller Seele bei der Sache war, und daß ich mich tüchtig gerührt habe, um ein Material vorzubereiten und aufzuſpeichern, was mir dann allerdings in ſpätern Zeiten auf das wünſchenswertheſte zu ſtatten gekommen iſt.

Bevor ich indeß weiter verfolge, wie mehr und mehr die Kenntniſſe mir heranwuchſen vom Menſchen und der Natur, die ihn umgibt, von ſeinem innern Bau und Leben, und von dem Krankhaften, was in ihm ſich entwickeln kann, bleibt mir

übrig nachzudenken und darzuſtellen, auf welche Weiſe in jener Zeit das in mir zuerſt begründet und befeſtigt wurde, was man die Anſicht nennen darf von göttlichen Dingen. Je mehr wir nämlich Menſchen beobachten und bedenken, deſto deutlicher kann es uns werden, daß etwas ſei in der Seele des Menſchen, was man den wahren geiſtigen Schwerpunkt, den Lichtpunkt und recht eigentlichen Silberblick jeder ſolchen beſondern intellectuellen Welt zu nennen berechtigt iſt, den Punkt, von welchem aus zuhöchſt alles größere Thun und Streben der Seele bedingt wird, den Punkt, an deſſen Höhe eigentlich allein und vollkommen gemeſſen werden kann, was die Seele erſtrebt und was ſie endlich geworden iſt. Dieſes Etwas aber iſt: die Art der geiſtigen Anſchauung des Verhältniſſes alles Vergänglichen zum Ewigen, mit einem Wort, nach dem Selbſtbewußtſein — das Gottbewußtſein.

Der Verſchiedenheiten in der Art dieſer Anſchauungen ſind nun kaum weniger (wenn alle die feinern Nuancen beachtet werden ſollen) als die der Menſchengeiſter ſelbſt; denn wenn wir ſchon in ganz äußerlichen natürlichen Dingen finden, daß irgendeine beſondere Erſcheinung von jedem Sehorgan nur eben auch auf ſeine beſondere Weiſe aufgefaßt wird, ſo muß dies ſich noch mehr bei der Art, wie irgendeine geiſtige Individualität dem höchſten ewigen Myſterium gegenüber geſtellt iſt, der Fall ſein.

Was nun mich betraf, ſo habe ich aber ſchon oben erzählt, wie der erſte Gedankenzug, deſſen ich mich in meiner geiſtigen Entwickelung entſinne, wenn auch in ganz kindiſcher Weiſe, das Weſen der menſchlichen Seele zum Gegenſtand hatte, und ich möchte dies um ſo mehr faſt als ſymboliſch betrachten, da, je mehr ich mich in die Zeit zurückverſetze, welche ich in den nächſtvorhergehenden Blättern beſchrieben habe, um ſo mehr ich finde, daß bei allen Beſtrebungen, das ſinnlich Erkennbare feſtzuhalten, doch mich damals immerfort eine

ſtille Verzweiflung quälte, und zwar deshalb quälte, weil jenes eigentlich Urſachliche, das, was als ein Ueberſinnliches nothwendig doch (wie ich ſehr zeitig erkannte) allem Sinnlichen zu Grunde liegen mußte, mir niemals mit genugſamer geiſtiger Deutlichkeit innerlich aufgehen wollte. Allerdings war, was ich an philoſophiſchen Vorleſungen zu jener Zeit gehört hatte, wenig geeignet, mich hier in irgendeiner poſitiven Erkenntniß zu fördern, und von der ganzen Platner'ſchen Skepſis drang mir nur jenes eine gut ausgedrückte Anfangswort tief einſchneidend in die Seele: „Vorausſetzen möchte man, der Menſch lebe in ſtets wachſendem Kummer um das Räthſel der Welt und des menſchlichen Daſeins." In Wahrheit, dieſer Kummer war in mir eigentlich unabläſſig! Ein gewiſſer Zug von Ernſt und Schwermuth in der Tiefe meines Lebens wurde den meiſten fühlbar, die mir damals nahe ſtanden. Es war ein Suchen, ein Ringen nach innerer Gewißheit in mir, und das um ſo mehr, je mehr mir das Studium der Natur zeigte, in welchem ewigen Wechſel von Entſtehen und Vernichtetwerden alles vorübereilte, was dem minder erſchloſſenen Auge wol als ein Bleibendes und Feſtes für einige Zeit ſich darſtellen kann. Die ungeheuere Frage nach dem „Warum?" all dieſes Wechſels, all dieſer ſteten Vernichtung, ſie laſtete oft mit Centnerſchwere auf dem jungen Geiſte, und ich darf es wol als ein beſonderes Glück und als die Wohlthat einer geſunden und widerhaltenden Organiſation betrachten, daß dieſe entſchiedene Ueberzeugung von dem an ſich durchaus Vergänglichen und Eiteln alles Irdiſchen mich doch keineswegs abhielt, immerfort bemüht zu ſein, ebendieſes Irdiſche auf das möglichſt Vollkommene erkennen zu lernen.

In all dieſem innern Streben und Suchen und mitten unter ſo vielen Arbeiten, welche zunächſt nur die Bewältigung des Materials zur Aufgabe hatten, traten zwei Geiſter in ihren

Werken mir näher, welche auf meine weitere Entwickelung nicht ohne großen Einfluß geblieben sind: Kant und Schelling. Der erstere, in seinen „Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft", läuterte meine Gedanken über das materielle Substrat aller Erscheinung durch die Deduction der Materie, inwiefern sie allein begriffen werden könne als das „Bewegliche im Raume schlechthin". Der andere in seiner tiefsinnigen Naturphilosophie, deren mächtige begeistigende Einwirkung auf meine naturwissenschaftlichen Studien ich oben schon berührt habe, erweckte in mir den bestimmtern Gedanken einer Weltseele, und gab mir darin den Leitfaden, ein höchstes Göttliches — geistig die Materie, oder wie ich es später genannt habe, den Aether, fortwährend Bestimmendes und Gestaltendes — im Geiste allmählich deutlicher aufzufinden und mehr und mehr erkennen zu lernen. Aus solchen Elementen also entwickelte sich in mir nach und nach eine Ansicht von dem Verhältniß eines Vergänglichen zu einem Ewigen, bei welcher einmal jenes stete Vernichtet- und Verwandeltwerden erkannt wurde als die ganz nothwendige Folge der Wesenheit der Materie, eben als eines ewig Beweglichen an sich, während ein andermal doch bei all diesem nothwendigen Untergange sich wieder ein Trost und eine Beruhigung dadurch ergab, daß in jenem Höchsten und Göttlichen, ein von diesem Beweglichen an sich durchaus Unabhängiges klar wurde ja darin eine Wesenheit erschien, welche in ihrer ewigen Wahrheit und Schönheit durchaus frei war und blieb von Vernichtung und Veränderung. Wer diesem Gedankengang aufmerksam folgen will, dem wird es nicht entgehen, daß sonach in mir damals schon diejenige Anschauungsform der Welt und diejenige Art des Gottesbewußtseins vorbereitet werden mußte, welche dadurch, daß sie bei allem Wissen von der Nothwendigkeit steter Verwandlung, das entschiedene Bewußtsein eines Stetigen und Bleibenden enthält, doch zuletzt allein eine höhere

Befriedigung meiner Seele gewähren konnte. Freilich lag von damaliger Erkenntniß aus noch ein weiter Weg zu durchwandern bis zu jener innern Klarheit und Einsicht, wie ich sie so viel später in neuern Werken *) dargelegt habe; manche andere Geister mußten noch zu diesem Endziel von mir näher erkannt werden, und vielfältiges schmerzliches Ringen und Arbeiten blieb noch lange bis dahin meines Geistes Aufgabe; aber es galt ja doch auch nur hier den Versuch, den Leser zu einiger Deutlichkeit zu bringen, auf welchem Wege in mir diejenige Ansicht von göttlichen Dingen sich habe begründen können, welche mehr und mehr in mir zu vollenden und zu bethätigen ich späterhin immer als höchstes Ziel meines Geistes empfunden habe. Gelingt es mir übrigens in Zukunft, das Bild meiner innern Entwickelung nach und nach immer weiter zu zeichnen, so wird namentlich in diesen Beziehungen noch so manch Wichtiges nachzutragen sich reiche Gelegenheit finden.

*) Psyche, zur Entwickelungsgeschichte der Seele (1846); dann im Organon der Erkenntniß der Natur und des Geistes (1856), und endlich in meiner Naturphilosophie, welche zu Wien 1861 erschien unter dem Titel: Natur und Idee, oder das Werdende und sein Gesetz.

IV.

Für jetzt ist nun eine andere Aufgabe noch vorliegend, nämlich: mir deutlich zurückzurufen und darzustellen, wie und unter welchen innern Bewegungen mein Eintritt in das eigentliche Wirken des Arztes sich damals begab. Ich habe nämlich früher erzählt, daß die besondere sensible Natur in mir, welche vielleicht namentlich von meiner Mutter auf mich übergegangen sein mochte, mir eine gewisse physisch begründete Scheu gegen die Atmosphäre jedes Krankenzimmers gegeben hatte, eine Scheu, die mehr noch in einem besondern schmerzlichen Mitgefühl und dem unwillkürlichen Widerwillen eines innerlich Gesunden gegen Krankheit an sich begründet war, als in irgendeiner Furcht. Schon das wissenschaftliche Studium der verschiedenen Formen des Krankseins und ebenso die vielfältige praktische Beschäftigung mit Anatomie hatten nun freilich diese Apprehension sehr gemindert, dessenungeachtet war es aber immer auch in dieser Beziehung ein Ereigniß für mich, als ich mit dem Jahre 1809 zuerst unter Reinhold und dann unter Clarus in die Krankensäle des Jakobshospitals eintrat, und nun selbst anfing, an der Behandlung der Kranken Antheil zu nehmen.

Ich darf sagen, daß ich schon dazumal, wie sodann immerfort in meinem Leben, den Beruf des Arztes nur in einem

würdigen und großen Sinne gefaßt hatte; die Annäherung der Heilkunst an das Priesterthum, welche schon die alten Geschichten griechisch ärztlichen Tempeldienstes mir deutlich werden ließen, trat mir noch weit näher, indem sich mir jetzt ein lebendiger Blick in die unzähligen Formen menschlicher Leiden und menschlichen Elends eröffnete, und wie nun einestheils schon durch die Größe des Gefühls, zur Minderung dieser Leiden berufen zu sein, die letzte Spur jener ursprünglichen Scheu meines Wesens gegen Krankenatmosphären wirklich aufgehoben wurde, so trat anderntheils auch jetzt eine Stimmung hervor, welche von einer neuen Seite mich gegen diesen Beruf immer entschiedener hinzog. Indem ich mir nämlich einer großen innern Reizbarkeit und Empfänglichkeit gar wohl bewußt war, und mir auch ebendadurch nicht entgehen konnte, daß ich selbst der Mittheilung schädlicher Lufteinwirkungen in einem Spitale, welches gerade zu jener Zeit eine Menge typhöser Fieber umfaßte, immerfort weit offener als viele andere sein würde, so konnte es nicht fehlen, daß es mir alsbald groß und würdig erscheinen mußte, mich für ein so hohes Ziel gleichsam selbst als Opfer meines Berufs darzubieten. Ich entsinne mich daher noch ganz gut der eigenen Empfindung, welche ich hatte, als ich das erste mal, mit meinen Mitschülern dem Lehrer folgend, die Treppe hinanstieg zu den Krankenzimmern, welche die Typhuskranken enthielten, es war ganz das Gefühl eines jungen Kriegers, der für einen hohen Zweck muthig zur Schlacht geht; und doch ahnte ich damals noch nicht, daß vier Jahre später mich wirklich die Atmosphäre der Kriegslazarethe ganz an den Rand des Grabes bringen sollte! Bei dem allen focht damals der regelmäßige Besuch der Klinik meine Gesundheit durchaus nicht an, ich wurde allmählich vertrauter mit dem Umgang mit Kranken, und es war vielleicht für meine eigene Entwickelung in dieser Sphäre noch besonders günstig, da ich etwas

über ein Jahr ſpäter, noch außer den Krankenbeſuchen des Spitals, Gelegenheit erhielt, in die Behandlung von Kranken innerhalb ihrer Familien durch eine übernommene Famulatur eingeführt zu werden.

So wichtig es nämlich auch dem jungen Arzt iſt, bald durch Benutzung großer Spitäler möglichſt mannichfaltige Formen von Krankheiten kennen zu lernen, ſo wenig wird ihm doch eine bloße Spitalpraxis das eigentlich ſo ſchöne und echt menſchliche Verhältniß des Arztes, ſeinen Kranken gegenüber, aufzuſchließen im Stande ſein. Allzu leicht wird ihm, wenn außer der ärztlichen Unterſuchung und Anordnung gar keine Beziehung zu den Kranken eintreten kann, dieſer ſelbſt nach und nach blos zu einem Object ſeiner Kunſt, zu einem Phantom, an welchem man im Diagnoſticiren ſich üben, und zu einem Plaſtron, gegen welches man die verſchiedenen Arzneiwirkungen mehr oder weniger rückſichtslos verſuchen darf. Wie nachtheilig dies in manchen Staaten, wo junge Aerzte drei und vier Jahre hindurch blos im Behandeln der Kranken in Krankenhäuſern feſtgehalten werden, ſchon auf die öffentliche Uebung der Medicin gewirkt hat, darüber habe ich mich bereits an andern Orten ausgeſprochen und den Gegenſtand ernſteſter Berückſichtigung empfohlen.

Was mich betraf, ſo ſollten alſo auch in dieſer Beziehung zeitig ſchon günſtigere Verhältniſſe mir eröffnet werden. Dr. Jörg, damals ein junger ſtrebender Mann, der vergleichenden Anatomie beſonders zugethan und ſie für ſein eigentliches Fach, die Geburtshülfe, beſonders in Beziehung auf die Lehre von der Fruchtentwickelung vielfältig heranziehend, machte mir, dem ich aus ſeinen Vorleſungen und durch meine zootomiſchen Studien bekannt worden war, zu Anfang des Jahres 1810 den Vorſchlag, ihn in der Behandlung ſeiner Kranken zu unterſtützen. Ich nahm es an, und meine Ar-

beiten und meine Thätigkeit erhielt in dieſem neuen Felde dann abermals einen bedeutenden Zuwachs. Freilich kam es nun vor, daß eigene eifrig fortgeſetzte Arbeiten und gehäufte äußere Beſchäftigungen meine Zeit jetzt dergeſtalt in Anſpruch nahmen, daß ich manche Nacht daran geben mußte, und da mir außerdem nicht verborgen blieb, daß die Vermögensumſtände meiner Aeltern mehr ab- als zunahmen, und da ſofort manche Sorgen auch von dieſer Seite mich umdrängten, ſo erinnere ich mich denn wohl, daß damals mein körperliches Befinden wahrhaft zurückging und daß ich nach und nach in ein bleiches angegriffenes Ausſehen verfiel, von dem ich erſt ſpäter mich wieder erholen konnte.

Beſonders wurde mir nun aber auch klar, daß, wenn bei meinem erſten Eintreten in die von Contagien erfüllten Krankenſäle eine eigene Art von Todesverachtung von mir gefordert worden war, dagegen jetzt der Eintritt als Arzt in die Familien das Opfer der Zurückſetzung der eigenen Lebensgewohnheiten in vieler Beziehung gebieteriſch verlangte. Tritt doch hier das ſonderbare Verhältniß ein, daß der Arzt, ſowie er ſich einmal als ſolcher dem Publikum gegenüber darſtellt, gewiſſermaßen auf ſeine eigene menſchliche Freiheit Verzicht leiſten muß; und wer da weiß, was das Wort „Freiheit" inbegreift, wird dieſes Opfer ohne Zweifel nicht niedriger anſchlagen als die Gefahr des Todes.

Von dem Augenblick an nämlich, daß wir uns den Familien gegenüber als Arzt darſtellen, geben wir gewiſſermaßen einem jeden Kranken das Recht, über unſere Zeit zu gebieten. Es gibt keine uns noch ſo werthe und wichtige Beſchäftigung oder Arbeit, von welcher uns nicht, ſei es Tag oder Nacht, der Leidende abzurufen das Recht hat; wir hören bis auf einen gewiſſen Grad auf, uns unſere Lebensordnung ſelbſt vorzuſchreiben, wir können in allem unterbrochen, überall geſtört

werden, und wir ſind in dieſem Sinne wirklich, wie mir ſchon früher einmal ein alter Arzt ſagte, „unſers Lebens nicht mehr ſicher“.

Auf mich verfehlten denn allerdings dieſe Wahrnehmungen, die mir erſt nach und nach hervortraten, keineswegs eine eigene und anfangs oft bedrückende Wirkung zu machen; die ſchwermüthige Stimmung, die mir aus andern Gründen, wie ich ſchon anführte, oftmals kam, wurde durch dergleichen natürlich eher geſteigert als gemindert, und ich erinnere mich noch immer, wie ſchwer ſie mir einſt in einer Nacht hervortrat, als ich für Jörg bei einem gefährlich Kranken zu wachen berufen war. Das Bett des Leidenden nämlich war, wie man es oft einzurichten pflegt, mit einer ſpaniſchen Wand umſtellt und gegen Zug ſo geſichert. Ich ſelbſt befand mich auf meinem Seſſel mit einem Buche bei ſpärlicher Erleuchtung vor dieſem Schirme, um jede Regung des Kranken ſogleich hören zu können. Mitternacht war vorüber und die Augen brannten mir vom Leſen, denn eben hatte der Kranke etwas geruht. Ich legte das Buch weg und muſterte etwas das Zimmer; da fielen meine Augen auf die altfränkiſchen Malereien des Bettſchirms: allerhand Sinnbilder, jedes mit ſeinem Motto, waren in großen Ovalen daran angebracht; endlich haftete ich auf dem einen — es ſtellte einen Mann dar, der unter einer ſchweren Laſt nur mühſam daherſchritt; darum war geſchrieben: „Aliis inserviendo consumor“ *), und ſogleich trat mir die ganze Schwere des Berufs, dem ich mich gewidmet hatte, ihrem vollen Gewichte nach entgegen, prophetiſch genug! Denn unter vielem Guten und Schönen, das ich dankbar empfangend zu verehren niemals ermangelt habe, iſt mir denn doch auch dieſe Schattenſeite oft genug empfindlichſt fühlbar geworden.

*) „Andern dienend werde ich aufgerieben.“

Es konnte nun freilich nicht fehlen, daß Betrachtungen dieſer Art bei vielen Gelegenheiten ſich wiederholen mußten, und daß ich zuweilen wol nachzudenken anfing, ob es mir gerade bei dieſem lebhaften und ſchweren Empfinden einer ſolchen Freiheitsbeſchränkung wirklich ganz angemeſſen bleiben werde, mich unbedingt dem ärztlichen Berufe dahinzugeben? Hinzu trat das immer ſteigende Intereſſe für meine vergleichenden anatomiſchen Forſchungen, und die Ueberzeugung, daß ich, wenn die nach außen mich führenden Geſchäfte mehr und mehr ſich häufen würden, auf keinen Fall im Stande bleiben könnte, der tief in mir begründeten Neigung für reine theoretiſche Wiſſenſchaft in dem Maße nachzugeben, wie ich es doch für eigene innere Ausbildung dringend zu wünſchen alle Urſache hatte. Die Laufbahn des akademiſchen Lehrers war unter dieſen Umſtänden die, welche mich mehr und mehr anziehen mußte. Hier war es, wo eine freie und wenn auch anfänglich nur ſpärlich geſicherte Exiſtenz den Strebenden und Tüchtigen erwartete. Eine fortgeſetzte, aber nicht ausſchließlich praktiſch-ärztliche Beſchäftigung, die in anderer Beziehung doch auch mir ſehr werth war, ließ ſich, wie ich es bei mehrern Profeſſoren bemerkte, ſehr wohl damit verbinden, und von nun an hatte ich nichts Eifrigeres zu thun, als mich für dieſen zwiefachen Beruf durch möglichſt angeſtrengte Thätigkeit vorzubereiten.

Im Jahre 1811 war es daher, daß ich um die Würde mich bewarb, durch welche die erſte Möglichkeit gegeben werden konnte, mich im Beruf eines akademiſchen Lehrers zu verſuchen. Es beſtand damals auf der Univerſität, wie auch noch jetzt, der aus vergangenen Jahrhunderten herübergebrachte Gebrauch, den an ſich ſo bedeutungsvollen Titel eines Doctors der Philoſophie, als den erſten leichteſt erreichbaren, dem jungen Gelehrten hinzugeben. Gleichzeitig erhielt er dann auch die Bezeichnung eines Magister liberalium artium, und man

fand ſo manchen alt gewordenen Studioſus an der Alma mater, dem zeitlebens nur dieſer etwas verbrauchte und veraltete Lorber ums Haupt gelegt blieb. Nach einigen eingereichten Arbeiten und mündlicher Prüfung wurde denn auch mir durch ein Diplom unter Datum des Sonntags Lätare (24. März) 1811 dieſe Würde verliehen, allein um das in neuerer Zeit noch weit mehr beſchränkte Recht zu erlangen, Vorleſungen öffentlich anzukündigen und zu halten, genügte nun dieſer Titel nicht: ich mußte, wie man es nannte, mich habilitiren, d. h. eine Diſſertation ſchreiben und öffentlich vertheidigen.

Wenn nun in etwas die Jugend beneidenswerth iſt, ſo iſt ſie es namentlich in einem gewiſſen friſchen Muth und einer ruhigen Sorgloſigkeit, welche machen, daß ſo manches ihr durchgeht und ſo manches ihr gelingt, was eben nur auf dieſe Weiſe gelingen konnte. Denke ich jetzt daran zurück, wie ich damals mit noch ſo geringen Mitteln und in ſo jungen Jahren nicht zurückſchrecken konnte vor dem Gedanken, theils ſchon jetzt eine eigene gelehrte Abhandlung ans Licht zu ſtellen, theils Vorträge zu wagen, zu denen doch eigentlich eine ſoweit größere Reife und ſoweit reicheres Material nothwendig gehörten, als mir zu der Zeit zu Gebote ſtanden, ſo erſtaune ich faſt, daß ich dergleichen wirklich unternommen habe, ſegne aber zugleich den Muth, der es mich unternehmen und vollbringen ließ, indem ohne dieſe Zwiſchenſtufen das Gebäude meines weitern Lebens niemals hätte aufgeführt werden können.

Doch ehe ich nun dieſen ebengenannten Beſtrebungen weiter nachgehe, muß ich jetzt noch eines Ereigniſſes gedenken, welches ebenfalls folgenreicher für mein ſpäteres Leben geworden iſt, als damals ich es irgend zu ermeſſen im Stande war. Bis zu jener Zeit hatte es nämlich der Stadt und der Univerſität Leipzig an einer Anſtalt gefehlt, welche theils armen Gebärenden einen anſtändigen Zufluchtsort darbot, theils den

Medicin Studirenden Gelegenheit verſchaffen konnte, in einem der wichtigſten Zweige der Heilkunſt, in dem, der den Eintritt des Menſchen in dies Daſein zu bewachen und bisweilen zu befördern beſtimmt iſt, die nöthige Kenntniß und Uebung ſich zu verſchaffen. Jetzt war es endlich durch Vermächtniſſe Wohlwollender und Wohlhabender möglich geworden, unter dem Namen der Trier'ſchen Stiftung, ein Entbindungsinſtitut zu gründen, als deſſen Director Jörg ſofort angeſtellt wurde. Zugleich war denn auch ein Aſſiſtent des Profeſſors einer ſolchen Anſtalt unerlaßlich. Er hatte die Acten der Anſtalt zu führen und in Abweſenheit des Profeſſors Hülfe zu leiſten, wo es nöthig war. Mir, der ich Jörg, wie erwähnt, ſchon in ſeiner Privatpraxis beigeſtanden hatte, fiel denn nun auch dieſe Stelle zu, die, obwol mit nur ſehr ſpärlichen Emolumenten verſehen, mir dadurch doch zu großem Nutzen gereicht hat, daß ſie in einem Zweige der Heilkunde mich bald ſehr einheimiſch werden ließ, welcher ſpäterhin eine Reihe von Jahren hindurch faſt ausſchließend mich praktiſch beſchäftigen ſollte. Mochte mich doch das an ſich weichere und mildere Weſen meiner Natur wol beſonders geeignet erſcheinen laſſen, das zartere Geſchlecht in allen ſeinen Eigenthümlichkeiten tiefer zu verſtehen, ſeine Leiden angemeſſener zu begreifen und ihm insbeſondere die geeignete ärztliche Hülfe deshalb ſicherer zu bringen, weil gerade ein feiner Organismus, wie der weibliche, im geſunden und kranken Zuſtande, immer weit mehr von ſeiner pſychiſchen Individualität abhängig ſein wird, und weil dieſe Individualität ebendarum einestheils ſoviel leichter verletzt und zurückgeſtoßen werden muß, wenn ſie ſich nicht verſtanden und nicht begriffen empfindet, anderntheils aber auch der wohlthätigen Einwirkung weit entſchiedener zugänglich ſein wird, wenn dieſe Einwirkung von dem Verſtehenden und irgendwie Verwandten ausgeht.

Gewiß, es gibt immer zu eigenen Betrachtungen Anlaß,

wenn man ſo recht aufmerkſam verfolgt, wie aus den verſchiedenſten Elementen, und immer in unerwarteten Wendungen, ein menſchliches Leben ſo allmählich ſich heraufbaut! Es kann bei ſolchen Betrachtungen uns dann nicht entgehen, den feinen organiſchen Fortſchritt zu bewundern, nach welchem, ſcheinbar ganz unabſichtlich, und, wie wir dann zu ſagen pflegen, gleichſam zufällig, ſo Moment an Moment, Begegnung an Begegnung ſich reiht, und dies alles, ſolange es nur überhaupt ein geſunder und in ſich wahrer Lebensgang iſt, zu einem höhern Zwecke führt und einer höhern Abſichtlichkeit dient. Iſt denn doch auch nichts mehr geeignet, über einen weiter bevorſtehenden Lebensweg höhere Beruhigung und feſteres Vertrauen zu geben, als die gewonnene Ueberzeugung von jener tiefen Abſichtlichkeit vorhergegangenen Fortſchreitens bei aller ſcheinbar vollkommenen Zufälligkeit! Wir gewinnen gleichſam durch ſolche Betrachtungen die Verſicherung, daß, ſolange wir nur ſelbſt dieſen freilich mitunter überraſchenden und ſeltſamen Führungen mit Ruhe und Hingebung nachgehen, ſolange wir von jedem gewaltſamen Eingriff in dieſe auch wieder eigenthümlich organiſchen Vorgänge uns fern halten, ſo werden alle dieſe Entwickelungsbewegungen nicht verfehlen, zuletzt einem höhern Ziel uns entgegenreifen zu machen.

Was mich betrifft, ſo fühle ich mich unwillkürlich zu dieſem Ausruf gedrängt, wenn ich in ſoviel ſpäterer Zeit jetzt vollkommen deutlich erkenne, wie wichtig alle jene kleinen, damals ſo ganz unerwartet ſich folgenden Ereigniſſe für mein ſpäteres Leben geweſen ſind und nothwendig werden mußten.

So war es denn alſo mitten unter ſehr verſchiedenartigen Aufgaben und Arbeiten, daß ich daran ging, die Bedingungen zu erfüllen, unter welchen mir es geſtattet ſein ſollte, Vorleſungen an der Univerſität zu halten. Zuerſt hatte ich mir ein Thema zu einer lateiniſchen Abhandlung zu wählen, welche ich drucken laſſen und öffentlich vertheidigen ſollte. Verſchie-

denes wurde durchdacht und geprüft. Die großen allgemeinen Betrachtungen, zu denen die Naturphiloſophie die meiſten jungen und ſtrebenden Geiſter damals hindrängte, ſie waren es, die auch mich vielfach beſchäftigten, und aus ihnen griff ich alsbald das heraus, was mir ſelbſt insbeſondere neu und bedeutend erſchienen war, nämlich den Gedanken eines einzigen, allverbreiteten, nur in unendlich verſchiedenen Formen ſich offenbarenden Lebens. Daß die Bewegung der Weltkörper, der Umſchwung der Planeten und Kometen und Monde, in ebendem Maße eine Verkündigung eigenthümlichen Lebens ſei, wie die Verwandlungen der Pflanzen und das Umkreiſen der Blutkörperchen in den Säften der Thiere: in dieſer Erkenntniß hatte ich eine beſondere Befreiung meines Geiſtes aus dunkeln beengenden Vorſtellungen eines todten Mechanismus längſt empfunden, und den Triumph dieſer Erkenntniß öffentlich auszuſprechen und zur Anerkennung zu bringen, drängte es mich denn vor allen Dingen.

Bei dieſem Stoff alſo blieb ich ſtehen, unbeachtet deſſen, daß in mir ſelbſt noch lange nicht Reife genug vorhanden war, um einer ſo großen, aber noch vielfach angefochtenen Wahrheit allgemeinere Geltung verſchaffen zu können, ja auch nicht beachtend, daß mir, gleich der Fülle des Materials, ſelbſt der Reichthum der Sprache für ſolchen Gegenſtand keineswegs hinlänglich zu Gebote ſtand, ging ich unmittelbar auf die Sache zu und ſchrieb unter dem Titel „Specimen Biologiae generalis“ *) eine kleine Abhandlung, der es freilich an vielen Unvollkommenheiten und Irrthümern nicht fehlte, welche aber doch, ihrer innerſten Geſinnung nach, noch heute vor meinem Wahrheitsgewiſſen durchaus gerechtfertigt iſt.

Die öffentliche Vertheidigung derſelben hatte ſtatt am 15. Oct. 1811. Manchen gerechten Tadel, aber auch aller-

*) „Entwurf allgemeiner Lebenslehre.“

hand curioſe Einwürfe hatte ich zu beſtehen; wie ich mich denn noch erinnere, daß ein alter ſteifer Profeſſor, Namens Birkholz, von dem der Wiſſenſchaft nie etwas zugute gekommen war und der auch längſt keine Vorleſungen mehr hielt, mich damit aus der Vorſtellung allgemeinen Lebens herauszuſchlagen verſuchte, daß er mir, auf die von der Zeit gebräunten Bänke des Saales zeigend, zurief: „numne hoc scamnum vivit?“ *) worauf ich denn freilich leicht erwidern konnte, daß dies jetzt dürre Holz nur die Leiche eines einſt lebenden Baumes ſei und daß die Subſtanz deſſelben nach allmählichem Zerfallen ſchon die Bedeutung habe, dereinſt wieder anderm Leben zu dienen.

Uebrigens war die ganze Localität, in welcher damals dergleichen öffentliche Actus gehalten wurden, merkwürdig genug. Dieſer alte, faſt kellerhafte Saal — man nannte ihn das „Philoſophicum“ — lag in einem an den ehemaligen Wall ſtoßenden Hintergebäude des ſogenannten „Schwarzen Brets“, eines der Univerſität ſeit Jahrhunderten gehörigen Hauſes in der Ritterſtraße, unter deſſen Thore ſämmtliche Patente und Placate der Univerſitätsgerichte wie des Studentenverkehrs an eine ſchwarze Tafel angeheftet zu werden pflegten. Jener urväterliche, mit ausgetretenen Backſteinen gepflaſterte Saal trug denn auch die Farbe und das Gepräge vorübergegangener Jahrhunderte vollſtändig; er enthielt ein höheres und ein davor angebrachtes niederes Katheder, über welchen ein altes vergittertes Oberlicht vom Walle her nothdürftigen Tag hereinließ; alte hölzerne Pfeiler trugen die mit Holzwerk und verrauchten Malereien verzierte Decke, an den Wänden herum liefen die erhöhten Bänke für die Profeſſoren und Doctoren, über dieſen hingen einige kaum recht mehr kenntliche lebensgroße Bilder ehemaliger Kurfürſten von Sachſen, und der

*) „Lebt etwa auch dieſe Bank?“

untere mittlere Raum enthielt endlich die hölzernen verſchlagenen Bänke für die zuhörenden Studenten. Ueberhaupt konnte damals die Univerſität in ihren Gebäuden des Alterthümlichen noch viel aufzeigen, wie denn namentlich das alte Paulinum mit der ganz klöſterlich eingerichteten, hinter hölzernen Verſchlägen in ſpitzbogigen Gewölben aufgeſtellten und mit alten Bildern der Reformatoren gezierten Bibliothek ein Local war, welches mit ſeinen gothiſchen Fenſtern und deren kleinen runden Scheiben Goethe manchmal vorgeſchwebt haben mag, als die erſten Scenen des „Fauſt" in ſeinem Geiſte zu reifen begannen.

Auch war damals das Geſchichtliche all dieſer Einrichtungen uns erſt kürzlich recht vergegenwärtigt worden, indem nur zwei Jahre früher, 1809, das vierhundertjährige Jubiläum des Auszugs der Studenten und Lehrer aus Prag und die Begründung ihres neuen Wohnſitzes in Leipzig mit großem Kirchgange und abendlichen Fackelzügen von allem, was zur Univerſität gehörte, feierlichſt begangen worden war, wobei ich denn ſelbſt diesmal als Adjutant des Zugs mit Schläger, Schärpe und Dreimaſter eine kurze Rolle übernommen hatte, während ſonſt alles ſtudentiſche Weſen mir ſtets fern geblieben war.

Doch ich kehre zurück zu meiner Disputation, welche nach etwa einer Stunde damit ſich endigte, daß mir die Erlaubniß, Vorleſungen halten zu dürfen, verliehen, und ich als Privatdocent und (wie man es in einem gewiſſen Mönchslatein nannte) als Magister legens in die Verzeichniſſe der Lehrer an der Univerſität aufgenommen wurde.

Von dieſem erlangten Rechte machte ich nun auch ſofort beim Anfang des nächſten Curſus der Vorleſungen Gebrauch, indem ich auf gut Glück hin „Vorleſungen über einen Theil der vergleichenden Anatomie" ankündigte, eine Wiſſenſchaft, die damals auch eben erſt anfing, eine allgemeine Geltung zu

erhalten, in Deutſchland zuerſt durch Blumenbach, an der leipziger Univerſität aber noch niemals vorgetragen worden war. So gewöhnlich es daher ſonſt zu ſein pflegte, daß die erſten Ankündigungen von Vorleſungen junger Docenten ganz ſpurlos vorübergingen, ſo erregte doch dieſe Ankündigung ſogleich entſchiedene Theilnahme. Ungefähr ein Dutzend junger ſtrebender Leute, unter denen einige, welche ſpäterhin einen bedeutenden Namen im Fache der Naturwiſſenſchaft erlangt haben *), ſammelten ſich um mich, ich trug ihnen vor das Beſte, was mir ſelbſt bekannt worden war, ich lernte ſelbſt zu, unter dem Lehren, und die Zuhörer erhielten mir durchgängig eine friſche Theilnahme. Dieſe Vorleſungen wiederholten ſich in den nächſtfolgenden Jahren und dehnten ſich mehr aus, kurz, noch gegenwärtig gereicht es mir zur Freude, in dieſer Weiſe damals, und ſchon in meinem zweiundzwanzigſten Jahre, der erſte geworden zu ſein, der auf einer ſächſiſchen Univerſität eine Wiſſenſchaft vorgetragen hat, deren ganzer Umfang und tiefe Bedeutung um ſo mehr erkannt werden muß, je mehr ihr großer Einfluß auf alles, was Phyſiologie und Lehre vom Leben heißt, eingeſehen und begriffen werden kann.

*) Ich will nur Reichenbach (den Botaniker und Muſeumdirector), Kunze (den Botaniker), Thienemann (den Ornithologen) hier nennen.

Zweites Buch.

Reifere Ausbildung.

Den 8. März 1848.

Indem ich in einer bewegten Zeit die Feder ergreife, um diesen Blättern weiter anzuvertrauen, in welcher Weise einst die Tage meines Lebens sich fortgesponnen haben, darf ich mir eine Betrachtung nicht verbergen, welche mich allerdings fast dahin bringen könnte, sogleich beim Anfang wieder von diesem Unternehmen abzustehen. Ist es doch nämlich nicht zu verkennen, je weiter man vorrückt in diesem menschlichen Dasein, um so mehr fühlt man es in demselben tagen, um so mehr tritt alles in das helle Licht des Bewußtseins, aber um so verwickelter wird auch das wunderbare Getriebe des Lebens, und um so heiliger zieht sich, über all diesen Kreisen thronend, der Geist in das Dunkel des Geheimnisses zurück, ein Dunkel, welches vielleicht einer nächstbefreundeten Seele sich erhellen kann, aber nothwendig der Menge durchaus unzugänglich sein muß. So geschieht es daher, daß, wer irgend es versucht, aus den reifern Perioden seiner Entwickelung, das heißt da, wo es sich doch eigentlich erst recht der Mühe verlohnte, ausführlich zu sein, Bekenntnisse niederzuschreiben, der befindet sich zuletzt in allen höhern Beziehungen in dem eigenen Falle eines in Mysterien Eingeweihten, nämlich trotz allem Wunsche sich mitzutheilen — schließt jetzt ein Gott ihm die Lippen zu.

Das Einzige ist also hier freigegeben, wenn wir auch dann solche Mittheilungen nicht ganz unterdrücken wollen:

sich andeutend zu verhalten, neben dem, was dem Aeußern angehört und im vollen Sinne mittheilbar bleibt, von dem Innern, Tiefern, Geistigen nur so viel zu enthüllen, die Bedingungen, durch welche jenes Geheimniß zu Stande kam, nur so weit darzustellen, daß dann dem irgend wie verwandten Geiste es möglich werde, mindestens eine Ahnung zu fassen von dem, was die Seele außerdem für immer in sich hätte verschließen müssen; ja dieses Verhältniß wird um so eigenthümlicher, wenn wir bei genauerm Ueberdenken nicht umhin können, wahrzunehmen, daß ebendieses Unaussprechbare, dieses sogar uns selbst mindestens halb Unbewußte, doch zuletzt das sei, was eben als ein geheimnißvolles Göttliche allen jenen bewußten Gedanken, Gefühlen und Thaten zu Grunde liegt, aus denen ein menschliches Leben sich auferbaut und von denen nun auch wieder Mittheilungen nach außen erst möglich sind.

Sei es denn also in diesem Sinne versucht, den Faden da, wo ich ihn früher fallen ließ, hier weiter fortzuführen! Vielleicht gelingt es, daß die zurückgerufene Betrachtung einer verhängnißvollen Zeit, wie sie damals zunächst auf mich heran-drängte, gegenwärtig, wo nicht minder heftig alle Verhältnisse erschüttert werden, mir jene feste, ruhige Sammlung in der tiefsten Tiefe der Seele erhält, welche ich bei allen äußern Stürmen als eins der höchsten Güter des Menschen von jeher zu erkennen gewohnt war.

I.

Das nächſte nennenswerthe Ereigniß meines Lebens, das mir hier aufzuzeichnen obliegt, würde jetzt ſein der Abſchluß meiner bisherigen akademiſchen Laufbahn durch die Promotion, welche die mediciniſche Facultät mir am 20. Dec. 1811 gewährte, und die kurz zuvor am 1. Nov. ſtattgehabte Verbindung mit meiner geliebten Verwandtin Karoline, von der ich oben ſchon ſagte, wie ſie die trefflichſte Mutter meiner Kinder und die treueſte vieljährige Lebensgefährtin mir geworden ſei. Was die Promotion betrifft, ſo hatte ein Krankheitsfall, den ich als Aſſiſtent in der geburtshülflichen Anſtalt einſt beobachtete, mir zur Entwerfung meiner Diſſertation den Stoff gegeben.*) Herkömmlicherweiſe hatte ich die Literatur des noch wenig beachteten Gegenſtandes darin vollſtändig aufgeführt, die Behandlungsmethoden beſprochen, die Krankengeſchichte erzählt, und ſo war eine kleine Abhandlung entſtanden, der ich allerdings ſelbſt beſondern Werth niemals beigelegt habe. In Wahrheit war auch der Winter 1811—12 meinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten nichts weniger als günſtig. Die Vermögensumſtände meiner Aeltern waren durch die kriegeriſche Aufregung der Zeit, durch die veränderte Richtung

*) Diss. de uteri rheumatismo. Lips. 1811.

der Geſchäfte und durch geſteigerte Forderungen des Lebens ſehr zurückgekommen, ich mußte mich anſtrengen, um thätig jedem eindringenden häuslichen Kummer mit entgegenzutreten, die Erreichung literariſcher Hülfsmittel war mir ſo ſehr beſchränkt, daß ich oft Mühe hatte, nur das zu meinen Vorleſungen allernöthigſte Material zuſammenzubringen, und ſo konnte mir die Abfaſſung jener Schrift freilich nichts mehr denn als Mittel erſcheinen, dem beſtehenden Gebrauche zu genügen und endlich mich in die vollen Rechte des ſelbſtändigen Arztes zu ſetzen. Konnte ich doch erſt von da an auf beſtimmtere Plane für den künftigen Ausbau meines Lebens denken!

Damit indeß die Stellung des damaligen jungen Medicus, wie er nun mehr in das öffentliche Leben einzutreten anfing, ganz deutlich werde, bleibt es unerlaßlich, einen Blick zu werfen auf die ſonderbare ſchwankende und unheimliche Lage, in welcher ſich, wie Deutſchland überhaupt, ſo insbeſondere mein Geburts- und Wohnort Leipzig zu jener Zeit befand; denn allerdings bezeichnet man wol große geſchichtliche Momente zunächſt als „Weltereigniſſe", dadurch gewiſſermaßen andeutend, daß hier nur von Bewegungen im großen und ganzen die Rede ſei; wie jedoch dergleichen auch einestheils ſeine Wurzelfaſern aus den entſchiedenſten örtlichen und perſönlichen Verhältniſſen entnimmt, anderntheils aber mit ſeinen Endzweigen ſich wieder auf das merkwürdigſte bis in die geheimſten Tiefen des Privatlebens verliert, darüber würden die weitſchichtigſten Unterſuchungen ſich gar wohl anſtellen laſſen.

Es war aber damals die Zeit, wo die Fremdenherrſchaft mit ihrer äußerſten Gewalt auf Deutſchland laſtete. Sachſen war ſeit 1807 durch Napoleon zum Königthum erhoben und als Entgelt dafür hörten franzöſiſche Gäſte ſeitdem nicht mehr auf, Leipzig beſchwerlich zu ſein, ja ihm vielfach zu ſchaden.

Wenn ich daher von meinen früheſten Jahren wol er-

zählen konnte, wie zuerſt das idylliſche Leben in Mühlhauſen und dann die milde Waldluft des Roſenthals die Seele durchaus auf die ſtillſten Reiche des Geiſtes richtete, ſo drängte ſich jetzt eine andere Geſinnung mit Gewalt ein, und ſo theilte ſich mir namentlich nunmehr jenes innere Aufglühen der Gemüther mit, welches, je mehr das Fremde wucherte und drückte, um ſo mehr in Deutſchlands Herzen ſich regte und nagte. Gleichzeitig hatte ſich freilich auch vieles in den äußern Verhältniſſen anders geſtaltet, franzöſiſche geheime Polizei machte ſich bis in die Tiefen des Familienlebens Bahn, die gewaltigen Kämpfe des Kaiſers in Spanien und in Oeſterreich lenkten mit Macht die Aufmerkſamkeit aller auf ſich, und ebenjetzt war es, wo der koloſſale Heereszug Napoleon's nach Rußland ſich vorbereitete und mehr und mehr die Entſcheidung des Schickſals von Europa herannahte. — Im Mai 1812 hielt der Kaiſer in Dresden Hof und empfing dort die Monarchen von Oeſterreich und Preußen; die Heere ſammelten ſich in den ungeheuerſten Maſſen, und die Spannung, welche dieſes alles auch in unſerer Stadt hervorbrachte, war eine ſo noch nie dageweſene.

Auf mich wirkten dieſe Bewegungen freilich in einem andern Sinne; ich fühlte zu lebhaft, daß mir ſelbſt nach dieſen Richtungen gar keine Art von Thätigkeit freigeſtellt ſein konnte, der Gedanke der Ueberlaſt des fremden, für jetzt unvermeidlichen Drucks, ſowie er mir vor die Seele trat, er war mir der ſtörendſte, ja er wirkte gewiſſermaßen betäubend, und ſo hatte ich ein für allemal das Leſen der Zeitungen aufgegeben, und erfuhr nur, gleichſam ohne mein Zuthun, bei meinen wenigen Krankenbeſuchen die wichtigſten Neuigkeiten ohnehin. Nur ſo wurde es nun aber auch möglich, in dieſem allgemeinen Aufruhr doch eine gewiſſe innere Ruhe mir zu erhalten, es wurde mir ſogar möglich, mitten in dieſen Stürmen an der

Fortbildung meiner innern idealen Welt anhaltend zu arbeiten, und außerdem war ich den Menschen, mit denen ich in Berührung kam, gewöhnlich besonders willkommen, denn entweder vermochte ich zuweilen sie selbst doch auf Augenblicke aus einer rauhen stürmischen Zeit in eine friedliche Welt des Geistes hinüberzuziehen, sodaß sie etwas ausruhten von ihrem Umgetriebensein im äußern, oder ich war ihnen bequem, weil sie mir immer irgendeine Neuigkeit mitzutheilen Gelegenheit hatten, oder endlich, sie freuten sich, in mir jemand zu begegnen, der nicht die entschiedensten Farben einer Partei trug und an dem sie Versuche anstellen konnten, ihn zu der ihrigen, zu ihrem eigenen politischen Glaubensbekenntniß herüberzuziehen.

Uebrigens setzte ich trotz dieser Unruhe meine Vorlesungen über vergleichende Anatomie regelmäßig fort, ja ich sah den Kreis der Zuhörer von Halbjahr zu Halbjahr sich vermehren, aber freilich ohne daß dadurch meine Lage im Aeußern verbessert worden wäre, denn kaum vom zehnten Theil meiner Schüler wurde ich honorirt. Mir war es indeß für jetzt an der Sache selbst genug, und da durchaus niemand sonst dort einer so wichtigen Disciplin sich annahm, so nährten mich einzelne Freunde öfters mit der Hoffnung, eine außerordentliche Professur könne in einigen Jahren mir in keiner Weise fehlen. Daß indeß schon jetzt mein Lesen bei den ältern Professoren ein gewisses Aufsehen erregte, konnte mir natürlich nicht entgehen, ja einmal erfuhr ich dies auf sonderbare Weise genug; denn als ich eines Nachmittags durch das Ranstädter Thor nach meiner Wohnung ging, begegnete mir einer dieser Herren, dessen früher schon erwähnte Vorträge über die „Naturgeschichte der Menschenspecies" den Studenten oft zu gar vergnüglicher Unterhaltung dienten, und nachdem ich grüßend ihm schon vorüber war, stützte er sich auf den goldenen Knauf seines stattlichen spanischen Rohrs erst fester, drehte sich dann

um und rief mir zu: „Ah! Herr Doctor! Sie leſen ja comparatam!“

Bei alledem drängten aber freilich meine häuslichen Verhältniſſe mich peinlich; ich wünſchte überdies meiner frühern Geſpielin und nun geliebten Frau möglichſt bald eine größere Sicherheit der Exiſtenz in Ausſicht ſtellen zu können, und ſo ſchwankte ich denn oftmals gar ſehr, ob ich nicht beſſer thun möchte, die akademiſche Laufbahn, welche mir im beſten Falle nur ſpät reichlichern Ertrag verleihen konnte, zu verlaſſen, und um eine kleine Phyſikatsſtelle mich zu bewerben, welche in irgendeiner Landſtadt uns ein eben hinlängliches Auskommen wol eher hätte gewähren können*); — kurz, es fehlte mir keineswegs an manchen gequälten unſichern und unabſehbaren Zuſtänden!

Indem ich aber gegenwärtig überhaupt verſuche, die innern Verhältniſſe jener Zeit mir wieder zu vollkommener Deutlichkeit zu bringen und ich ſo manche alte Tagebücher und Briefe deshalb wieder durchſehe, freut es mich wahrhaft, zu finden, daß trotz all jener Noth und all jener Plagen doch die eigene Federkraft meines Geiſtes in ſich durchaus friſch

---

*) Ueber dieſes Schwanken meiner Wahl finde ich in einem alten Denkbuche noch eine Stelle, die für mein damaliges Weſen mit ſeinen ideellen Tendenzen zu charakteriſtiſch iſt, als daß ich ſie nicht hier aufnehmen ſollte: 25. Sept. 1812. „Ich bin entſchloſſen, ich halte um die Stelle nicht an!“ (Ein kleines Phyſikat.) „Ich kann mich darin nicht glücklich fühlen, ich kann in einer andern mehr wirken und lieber, ja ich würde jene Stelle, weil mein Streben nicht das Praktiſche unmittelbar bezweckt, nicht gehörig ausfüllen, ich mag auch nicht die Zahl derer vermehren, welche etwas treiben, was ſie zwar nährt, aber ihren Geiſt nicht befriedigt, und welche deshalb in die dumpfe Apathie verfallen, welche ſchrecklicher als alles das freie Leben der Seele tödtet. — Nun ſo ſei es denn! Ich will fortarbeiten und nach Kräften thun; die Lage unſerer häuslichen Angelegenheiten ſichert mir, denke ich, doch noch für einige Zeit meine Exiſtenz. Sei es, daß jetzt mein Vater noch das Brot erwerben muß, ich will die Ehre erwerben.“

und gesund geblieben war. Einen Beleg dafür gibt mir unter anderm ein eigener intuitiver Brief, den ich zu jener Zeit (im Mai 1812) an einen jungen Mann schrieb, den ich mir damals als tiefern Freund dachte. Einen Auszug aus demselben hier mit einzufügen, halte ich um so mehr für angemessen, da er mit all seinen jugendlichen Unvollkommenheiten und mancherlei Phantasmen doch mehr als vieles andere geeignet sein wird, ein Bild von meiner damaligen Richtung und von einem gewissen höhern Streben, welches mich begeisterte, zu gewähren. Es heißt da wie folgt:

„Freund! Das Höchste des Menschen ist, wenn er vollkommene Freiheit erringt und diese Freiheit verwendet das Ideal seiner Seele darzustellen. Das eigentliche Ideal der Seele aber ist nichts als die Idee des unermeßlichen ewigen Gottes selbst, und diese Idee erscheint deshalb nur in verschiedenen Seelen verschieden, weil eben die Seelen selbst verschieden sind. So fällt das klare, reine Sonnenlicht durch ein blaues Glas als blaues, durch ein rothes als rothes Licht. Nur in ganz reinen Menschen kann Gott selbst Ideal werden, und dann ist der Mensch ein Heiliger. Das Ideal muß nothwendig immer edel und groß sein, wie wäre es sonst die Idee des Göttlichen; aber eben zu dem ganz reinen Ideal vermag sich der Mensch, den einmal das Leben gefaßt hat, nur spät zu erheben. So wird das Metall, wenn es einmal seine Reinheit verlor, nur durch vielfaches Pochen, Waschen, Vermengen mit Kohle und durch Feuer endlich wieder zum Gediegenen.

„So schafft sich denn auch der Mensch gewöhnlich zuerst irgendein mehr oder weniger edles Ideal, gleichsam ein Abbild des Gottes, da er die reine Klarheit, das Urbild, noch nicht zu ertragen vermag; sein Ideal ist das Schöne, das Gute, oder die Erkenntniß des Wahren, und er glaubt es bald eher in diesem, bald eher in jenem Stande zu erreichen,

und er wählt ihn deshalb, und zwar ohne ſich zuweilen ſelbſt der Urſache ſeiner Wahl deutlich bewußt zu ſein.

„Im allgemeinen möchte ich wol die Menſchen eintheilen in ſolche, denen die Freiheit und das Ideal, die Idee des Göttlichen gänzlich abgeht (die Gemeinen); in ſolche, die ſich eine gewiſſe Freiheit des Geiſtes erworben haben, aber gemein egoiſtiſch dieſe Freiheit und Kraft nicht zum Zwecke des Ideals, ſondern nur für ihr eigenes Ich verwenden (die Freigelaſſenen), dann in ſolche, die ihre Freiheit und ihr Leben der Darſtellung eines Ideals widmen (die Auserwählten), und in ſolche endlich, denen Gott ſelbſt Ideal wurde, die im reinen Anſchauen des Unendlichen leben (die Heiligen).

„Das erſte Bedingniß alſo, unter welchem wir zum Ideal gelangen, iſt Freiheit, und daher, wer noch in den Banden des Irdiſchen befangen liegt, der kann wol ein Ideal ahnen, vielleicht ſogar dadurch begeiſtert und angefeuert werden, aber nie wird er es erreichen und darſtellen, bevor er nicht ſelbſt zur Freiheit gelangt iſt und dadurch ſeine Würde als Menſch erkannt hat. Gibt es aber irgendeine Zeit der Befangenheit und Unfreiheit, ſo iſt es die Jugend; ſie, in welcher der Körper noch tyranniſch ſeine Rechte fordert, die Leidenſchaften raſen, die Triebe brauſen. Dies Meer muß geebnet, dieſer Sturm muß beſänftigt werden, bevor wahre Freiheit, reines Leben eintreten kann. Allerdings gehen viele in dieſem Sturm unter, und doch iſt er nothwendig, denn nur aus ihm kann ſich der Frieden erzeugen.

„Wohl dem Menſchen jedoch, der dieſen Kampf zeitig genug überſteht, bevor dadurch ſeine edelſten Kräfte aufgezehrt wurden; er wird etwas leiſten können und müſſen, wenn er nicht in Egoismus verſinkt.

„In dieſen Worten alſo, lieber Freund! haſt Du den Aufſchluß zu meinem früher gebrauchten Ausdruck, da ich ſagte: meine Jugend liegt abgeſchloſſen hinter mir. Ich bekenne,

daß er vielleicht etwas voreilig und ſtolz war, aber enthielt er noch nicht ganz Wahrheit, ſo werde ich dahin ſtreben, ſie ihm zu geben! Uebrigens glaube ich zuverläſſig, daß er mehr wahr als falſch iſt; denn gibt es eine Leidenſchaft, welche den Menſchen umtreibt, zuſammenrüttelt und verändert, ſo iſt es die Leidenſchaft der Liebe, aber eben als Leidenſchaft feſſelt ſie die Seele zu ſehr, als daß ſie mit wahrer Freiheit beſtehen könnte, ſie muß als Leidenſchaft ſterben, wenn die Seele wahrhaft leben ſoll. Der ruhige Beſitz der Geliebten iſt es, der dieſes am ſicherſten gewährt. Dann ſoll die Liebe als jene reine, zarte, innige Freundſchaft fortblühen, welche in der Freude begründet iſt, unſer Selbſt durch ein zweites Ich verſtärkt zu ſehen, uns ſelbſt in einem zweiten Leben fortlebend zu wiſſen, und eine Seele ſein nennen zu können, welcher wir feſt vertrauen können. — — Indem ich mich nun von dieſer Seite geſichert ſah, ſo war dies ein Grund, jenes Wort zu wagen. Allein noch fühle ich wohl, daß hiermit noch nicht alle Leidenſchaften beſiegt genannt werden dürfen, und vor allen habe ich mit der Leidenſchaft der Ehre zu kämpfen; allein auch der Stolz muß beſiegt werden. — — —

„Nur der klare, ruhige Ueberblick des Lebens, nur das ernſte Schaffen eines wahrhaft Edeln und Großen; es iſt etwas, das eine männliche Bruſt wahrhaft erfreuen kann, das dem Menſchen eine höhere Würde gewährt.

„Ich mag nicht brennen und flackern wie trockenes Holz, um in Rauch und Aſche zu zerfallen; ich möchte glühen wie ein Strom flüſſigen Metalls, den ein ſinniger Künſtler in eine wohlgearbeitete Form leitet, um gleich dieſem zu einer edeln Geſtalt dereinſt zu erkalten.“

So weit dieſes Bruchſtück, das von dem, was in mir damals arbeitete, wol einigermaßen Ahnung geben kann. Bedenkt man, daß dieſe Worte ſo ganz ſchlichthin durchaus nur als Bekenntniſſe geſchrieben ſind, und daß ſie im drei-

undzwanzigſten Lebensjahre und mitten unter Noth und Drangſal geſchrieben wurden, ſo wird man ſie billig beurtheilen und einem tüchtigen höhern Streben in der Seele des jungen Mannes Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Noch in einer andern Beziehung iſt aber jene Zeit für mich wichtig geweſen, indem in das Jahr 1812 die erſten meiner freien ſchriftſtelleriſchen Arbeiten gehören. Jener merkwürdige Umſchwung im Felde der Literatur nämlich, demzufolge das Abgeben des Urtheils und die Stimmführung, zumal in den periodiſch erſcheinenden Blättern, mehr und mehr in die Hände der Jüngern überging, er war damals bereits eingetreten, das Anwachſen der Zeitſchriften, obwol noch gar nicht mit der hydragleichen Vervielfältigung in unſern Tagen zuſammenzuſtellen, war doch von den ältern gereiften Geiſtern nicht mehr zu beſtreiten, und ſo konnten denn auch zu Beurtheilungen ſelbſt der wichtigſten und ausführlichſten Arbeiten ſchon berühmter Autoren meiſtens nur junge angehende Schriftſteller herangezogen werden. Dieſe Bewegung war in der That wichtiger, als ſie auf den erſten Blick erſchien, und ſie hing genau mit der großen von der Franzöſiſchen Revolution ausgegangenen Erſchütterung zuſammen, ſie deutete auf den Uebergang des Raths, der Beurtheilung und der That, von den ältern bedächtigern Häuptern an eine muthige, aber freilich oft genug unbedachte und voreilige Jugend. Wie man daher in den erſten Zeiten der franzöſiſchen Republik Generale und Marſchälle ſah, welche oft noch nicht, oder nur wenig über zwanzig Jahre zählten, ſo drängte ſich auch in die Literatur mehr und mehr eine mitunter ſehr unreife Jugend ein, freilich im Reiche des Geiſtes weit kleinere Eroberungen machend, als jene an Ländern und Reichen, aber doch mit beitragend zu dem immer mehr und mehr ſich überſtürzenden Gang der Zeit. Indeß in der Wiſſenſchaft und insbeſondere in den Naturwiſſenſchaften erhob

ſich auch wirklich damals eine merkwürdige und neue Zeit. Wenn ich in dieſen Beziehungen die ungeheuern Fortſchritte nur der letzten drei Decennien betrachte, ſo darf ich kühnlich ſagen, daß drei vorhergegangene Jahrhunderte gegen ſie nur Geringes geleiſtet haben, und auch hier dankte man allerdings vieles, ja das meiſte, jungen friſch hervorgetretenen Geiſtern.

Für mich war nun, wie ich ſchon früher bemerkt habe, die Lehre von der unendlichen Vielgeſtaltigkeit und den raſtloſen Umwandlungen des Organismus das, was mich beſonders anzog, was mich zu eigenen Unterſuchungen anhaltend drängte, und was mich auch die Beobachtungen anderer mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit verfolgen ließ. Ich darf in dieſer Beziehung wol ſagen, daß ich angeſtrengt um das Material dieſer Wiſſenſchaft gekämpft habe, und daß ich bemüht war, überall das Concrete feſt ins Auge zu faſſen, bevor ich mir erlaubte, zum Abſtracten mich zu wenden. Will doch die Natur durchaus zuerſt in allen ihren Tiefen durchdrungen ſein, ehe ſie dem allgemeinen höhern Ueberblicke ſich darbietet, denn keine Lücken werden hier geduldet, und wie der reiche, ſelbſtbewußte Geiſt ſich überhaupt nur erſchließen kann da, wo durch unbewußtes Walten zuvor eine wundervolle Organiſation gereift iſt, ſo dringt auch der höhere überſchauende und vernehmende Geiſt der Wiſſenſchaft erſt dann mit eigenthümlichem Rechte hervor, wenn durch tauſendfältiges Mühen und Erfaſſen des Lernens die Gliederung ſich entwickelt hat, in welcher dieſer Geiſt zu walten und zu beharren wahrhaft vermag. Mein Freund Heinroth, welcher damals weſentlichen Antheil nahm an der Redaction der „Leipziger Literatur-Zeitung", beachtete aufmerkſam und ehrte dieſe Beſtrebungen in mir, und ſo verfehlte er denn auch keineswegs, mich nun zu eigenen Arbeiten aufzufordern und namentlich mich einzuladen, Recenſionen in dieſen Fächern für ſein Inſtitut zu übernehmen.

Das erste, was mir in dieser Beziehung übergeben wurde, war ein großes, unlängst erschienenes Werk über den Bau des Gehirns *), die Frucht vieljähriger Untersuchungen eines Veteranen der Wissenschaft. Dieser Umstand war nicht ohne Folgen für mich, denn indem ich mit großer Gewissenhaftigkeit zuvor, ehe ich darüber zu schreiben unternahm, an das ausführlichste Studium dieses Buchs mich gab, so trug dies, sowie die allgemeine Aufmerksamkeit, welche Gall in jener Zeit durch seine neue Art der Untersuchung des Gehirns und durch seine Schädellehre erregt hatte, wesentlich dazu bei, meine Bestrebungen von da an hauptsächlich dieser geheimnißvollen Werkstätte des Geistes zuzuwenden, und mich zu immer neuen Zergliederungen in dieser Hinsicht anzuregen; Bestrebungen, aus denen dann ein paar Jahre später meine erste größere Arbeit über das Hirn und das Nervensystem hervorging.

Es war eine eigene Seligkeit, die ich damals in diesen ersten Arbeiten zu kosten begann, es war die, zu welcher man gelangt, indem im eigenen Geiste neue, infolge ernstester Betrachtungen und umfänglichster Gedankenzüge entstandene Anschauungen zuerst die kunstgemäße Form einer wissenschaftlichen Arbeit annehmen und dadurch sich selbst mehr und mehr vollenden. Eine solche eigene Productivität des Geistes, nachdem eine vieljährige anhaltende Receptivität vorhergegangen ist, gehört, wenn sie zum ersten mal empfunden wird, und zumal dann, wenn sie ein genügendes Ergebniß wirklich hervorruft, jedenfalls zu den reinsten und freudigsten Erlebnissen, es ist eigentlich die erste thatsächliche Ueberzeugung von einer wahrhaft erreichten Pubertät des Geistes und der mit dieser Pubertät hervorgetretenen Selbständigkeit und schaffenden Kraft.

Blicke ich jetzt auf mein Leben zurück, so sehe ich, daß

*) Wenzel, De penitiori structura cerebri.

von jener hier zuletzt erwähnten Zeit an eigentlich ein ſolches productives Beſtreben in mir recht zur beſondern Natur gehörte, und ſich auch ſpäter vielfach fort und fort bethätigt hat. Was nachhaltig mich feſſeln, was tief in meinen Geiſt eingehen ſollte, es mußte allemal auf irgendeine Weiſe mich zu einer beſtimmten Selbſtthätigkeit veranlaſſen und mir dazu Raum geben. Daß ſonach das Studium des Organismus eine ſolche Veranlaſſung geben mußte, theils als Lehrer mich zu bethätigen, theils ſchriftſtelleriſch mich productiv zu verhalten, das hielt mich beſonders daran feſt, und gerade das förderte auch in mir den Trieb, tief- und weitgreifende Kenntniſſe hierüber mit Eifer zu ſammeln. Eine fertige Wiſſenſchaft blos durch ausdauernden Fleiß in mich aufzunehmen, durch vielfältiges Leſen und Sammeln von Auszügen aus dem Geleſenen allein meinen Geiſt zu einem ſtets zum Aufſchlagen fertigen Compendium zu machen, wollte mir nie zuſagen. Freilich habe ich ſelbſt auch immerfort, und viel, geleſen und excerpirt, und es freute mich, nach allen Richtungen hin in mir Kenntniſſe jeder Art mehr und mehr aufzuſpeichern, aber immer fühlte ich, daß wenn ich irgendeine Sphäre menſchlichen Wiſſens recht vollſtändig mir aneignen ſollte, ſo mußte ich darüber zugleich eine ſelbſtändige Arbeit entweder wirklich unternehmen, oder ſie mindeſtens im Geiſte vorahnend bedenken, kurz ich mußte mich productiv in derſelben verhalten.

So folgten nun auch damals jener umfänglichen und mit Beifall aufgenommenen Recenſion alsbald mehrere andere Arbeiten dieſer Art, ich gab in dem „Journal der Erfindungen, Theorien und Widerſprüche", welches ebenfalls unter Heinroth's Redaction herauskam, einen Ueberblick der neuern Literatur für vergleichende Anatomie und Phyſiologie, und ich bereitete eine ähnliche Arbeit noch für andere Fächer vor; kurz, die Feder ruhte keinen Tag! Uebrigens war mein Leben, ſo gewaltſam auch die äußern Bewegungen der Geſchichte fort-

rückten, ſtets ein ſehr ſtilles und zurückgezogenes. Meine Vorleſungen über vergleichende Anatomie ſetzte ich fort, hier und da fand der junge Arzt einige praktiſche Beſchäftigungen, und im Herbſt des Jahres 1812, gerade am Tage der ſilbernen Hochzeit meiner Aeltern (1. Nov.), welche wir in der kleinen Dorfkirche zu Lindenau feierten, bezogen wir Kinder das zweite Stock im Vordergebäude des Hauſes meines Vaters, deſſen Geſchäfte jetzt zu unſerm Glück ſich gerade durch die kriegeriſchen Conſtellationen, bei nöthig gewordenen großen Tuchlieferungen, wieder etwas gehoben hatten, und ſo verging der Winter, während wir den ſchrecklichen Rückzug der franzöſiſchen Heere aus Rußland zum Theil vor unſern Fenſtern vorbeikommen ſahen, für uns zwar in großer Einfachheit und Stille, aber doch in etwas mehr Gemächlichkeit des Lebens.

II.

Das denkwürdige Jahr 1813 eröffnete ſich mir in ziemlich heiterer Weiſe. Man ſagt, die Deutſchen haben, neben manchen Erinnerungen in der Sprache, auch das mit den Perſern gemein, daß es bei ihnen üblich iſt, die Geburtstage feſtlich zu begehen. Ebenſo war es denn von alten Zeiten her in unſerm Hauſe gehalten worden, und an dieſem 3. Jan. hatten die Meinigen unter Beirath von Freund Dietz auch mir eine ſolche beſondere Feſtlichkeit zugedacht. Es war nämlich damals durch Goethe's „Wahlverwandtſchaften" eben zuerſt jene Art von Unterhaltung vorbereitet worden, welche bald geſchmackvoll, bald auch ſehr geſchmacklos, in den folgenden Jahren nur faſt zu vielfältig ſich wiederholt hat — nämlich das Stellen lebendiger Bilder. Unſer Freund hatte denn für dieſen Abend einige bedeutſame Gruppen nach Bildern von Rubens und Riepenhauſen, freilich mit wenig Mitteln, aber doch ſehr originell und durch Anwendung farbigen Lichts beſonders wirkſam, geordnet, und mir, dem dergleichen hier zum erſten mal erſchien, eine wirklich erfreuliche Ueberraſchung bereitet. Denke ich jetzt daran zurück und fallen mir dann die im höchſten Grade vollendeten Erſcheinungen ein, die mir bei manchen ähnlichen Gelegenheiten ſpäterhin bereitet worden ſind, ſo werde ich auch hier wieder ſogleich an die

merkwürdige organiſche Folge erinnert, welche im glücklichen Falle ein menſchliches Leben ſtets in ſo vieler Hinſicht darbieten wird. Eigenthümlich und ſeltſam iſt es dann wol, wenn man die beſondern Steigerungen, die dabei vorkommen, bedenkt, wenn man ſieht, wie das frühere Ereigniß gegen ein ähnliches ſpäteres oft einen ſo ganz andern, in einer Beziehung geringern, aber in anderer wieder ſo kindlich-herzlichen Charakter haben kann, daß man mitunter lange ſchwanken wird, welchem doch eigentlich der Vorrang gebühre, bis dann endlich unter günſtigen Conſtellationen das wirklich ganz Echte und vom wahren Geiſteshauch Durchdrungene ſich offenbart, wo dann freilich gleich aller Zweifel aufhört und zuerſt das Gefühl wahrer höherer Befriedigung eintritt.

Darf ich daher bei dieſer Gelegenheit auch noch eine andere Erfahrung dieſer Art einfügen, ſo ſage ich, daß ich in meiner angeborenen Neigung für Kunſtübung und Kunſtwerke in gleicher Weiſe die merkwürdigſte Steigerung erfahren habe. Es erweckte nämlich damals, wo doch meine Mittel ſo ſehr beſchränkt waren, zuerſt die Sehnſucht nach Beſitz von Kunſtwerken ein Bild, das ich eben unter einer Sammlung alter und großentheils werthloſer Oelgemälde fand, welche auf der leipziger Börſe verſteigert werden ſollten, als wohin denn auch mich der Auctionsanſchlag gelockt hatte. Das Werk ſtand als ein Guido Reni im Katalog und war das lebensgroße Bruſtbild der Mater dolorosa mit dem Dolch im Herzen. Wunderbar zog es mich an, es war, als ob es mir das Geheimniß aller der Schmerzen andeuten ſollte, die kein längeres Leben verſchonen, und die auch mir neben vielem Schönen in reichem, damals noch nicht geahntem Maße zugetheilt ſein ſollten. Das Bild ließ mir keine Ruhe, ich ſprach davon mit meinen Aeltern und erhielt endlich die Billigung, einige zurückgelegte Goldſtücke dazu anzuwenden, wenn es eben für ſo weniges erlangt werden möchte. Glücklicherweiſe für mich waren kaum

einige Käufer vorhanden und ich erhielt somit ein schönes, ernstes, altes Bild, welches, wenn es nicht von Guido selbst sein sollte (wofür doch sehr vieles spricht), jedenfalls eins der besten aus seiner Schule ist, und gründete damit den Anfang einer Sammlung von Kunstschätzen, die jetzt ein geräumiges Haus ziemlich erfüllen. Es begleitete mich später nach Dresden, hat immer in meinem Studirzimmer gehangen, und wie oft haben nicht seitdem meine Augen auf dem thränenreichen Antlitz der göttlichen Schmerzensmutter gehaftet, wenn auch mir wieder ein Schwert des Schmerzens das Herz durchschnitt.

Sowie nun aber das Frühjahr weiter vorrückte, begannen auch drohende Gewitter erneuten Kriegs von allen Seiten aufzuziehen und von Tag zu Tag sich mehr zu nähern. Im März sahen wir die ersten russischen Truppen in Leipzig, und mit welchen ungeheuern Anstrengungen Napoleon zu gleicher Zeit in Frankreich eine neue große Armee hervorgerufen hatte, ist tief in die Tafeln der Geschichte eingezeichnet. Aber auch Preußen rüstete gewaltig, und in ganz Deutschland regte sich stärker und stärker das Gefühl, daß jetzt oder nie der günstige Moment herannahen werde, die eisernen Bande zu sprengen, welche französischer Despotismus lange und hart über unsere Gauen gelegt hatte. Schiller lebte schon nicht mehr, aber die Freiheitsgedanken, welche im „Don Carlos" und „Tell" vielfach ausgesäet waren, sie hatten tief im Herzen Deutschlands Wurzel geschlagen, überall regte es sich in Schrift und Rede und Gesang, damit das Volk erwachen und seine Ketten abschütteln möge. Freiwillige erhoben sich überall, große freie Gaben wurden zugleich dem Vaterlande geboten, und eine mächtige Begeisterung machte sich fühlbar durch das ganze Land. Im April zogen sich gegen Leipzigs Ebenen von Ost und West große Heere zusammen; man erzählte von neuen Gewaltthaten der Unterdrücker, in Niederschlesien hatte man für die Sache der Freiheit zu den Waffen gegriffen und dreiundzwanzig Bür-

ger, in ſolchem Beginnen verrathen und gefangen, wurden dort von Franzoſen gerichtet und erſchoſſen, kurz, die Unruhe, die Aufregung, der Haß, alles ſtieg auf eine Höhe, die keinen mehr in ſeinem gewöhnlichen Leben unangefochten laſſen konnte.

Allgemein erwartete man Anfang Mai eine Schlacht. Unſere Vorſtadt konnte leicht beim Vorrücken der Gefechte gefährdet werden, und ſo brachte ich meine Frau, deren Umſtände damals beſondere Schonung forderten, nebſt dem Wenigen, was wir beſaßen, in die Stadt zu Verwandten, und daß in ſolcher bewegten Zeit nun auch meine wiſſenſchaftlichen Arbeiten mehr und mehr geſtört und unterbrochen werden mußten, mag man ſich leicht denken. Am 2. Mai hörte man eine heftige Kanonade, die Franzoſen rückten von Merſeburg her immer weiter vor, man ſah die fechtenden Linien bereits vom Boden unſers Hauſes, der Lärm wuchs, die Franken drangen fechtend zum Thore herein, ein paar Kanonenſchüſſe fielen auf unſerer Straße. Endlich war die Stadt geräumt, ſie wurde förmlich beſetzt und eine Deputation ging ins franzöſiſche Lager ab, um Schonung bittend.

Aber noch blieben die Franzoſen nicht, den 3. Mai zogen ſie nach Lützen zu ab, und Koſacken mit preußiſchen Huſaren rückten wieder bei uns ein, die fröhlichſten, täuſchendſten Siegesnachrichten mitbringend. Zugleich hieß es, auf dem Schlachtfelde bei Lützen, wo die Deutſchen den Sieg erfochten hätten, fehle es an Wundärzten, und ſogleich hatten wir jüngern Aerzte uns, unter der Leitung von Clarus, am 4. Mai früh an der Börſe verſammelt, wo requirirte Leiterwagen bereit ſtanden, uns nach dem Schlachtfelde zu führen, wo die Tauſende in ihrem Blute liegend nach chirurgiſcher Hülfe ſich ſehnten. Mir war es beſonders ein eigenes Gefühl! Mein Bindezeug und Charpie hatte ich wol in Ordnung, aber nie hatte ich in meinen Studien, bei der dazumal ganz ſchlecht verſorgten Profeſſur der Wundarzneikunde an der Univerſität,

Gelegenheit gehabt, mich in dieſem Fache praktiſch zu üben. Was ich wußte, verdankte ich meinen Büchern und meinem Studium allein, und nun ſollte ich auf einmal ausüben, was nur theoretiſch mir eigen geworden war. Natürliches Geſchick und Begeiſterung würden indeß doch das Ihrige gethan haben, allein — das ganze Vorhaben ſcheiterte. Wir bekamen Ordre, nicht abzugehen, denn andere Gerüchte drangen heran, und nur gar zu bald beſtätigte ſich der abermalige Sieg des franzöſiſchen Kaiſers. Noch am ſelbigen Tage zog das Ney'ſche Armeecorps in Leipzig ein, und tief getrübt ſchien wieder auf längere Zeit der Horizont für Deutſchlands Hoffnungen.

Große Truppenmaſſen wälzten ſich jetzt durch die von neuem bedrängte Stadt, die Häuſer waren mit Einquartierung belaſtet, Spitäler mußten errichtet werden, und mit Anfang des Monats Juni erging auch an mich die Anfrage: ob ich geneigt ſei, die Einrichtung und Leitung eines franzöſiſchen Militärſpitals zu übernehmen. Mein Entſchluß war bald gefaßt. An ernſte Wiſſenſchaftsarbeiten war in dieſer Zeit ſo nicht zu denken, ich las kein Collegium dieſen Sommer, meine Familie bedurfte der Unterſtützung; der Gefahr der Anſteckung, der jetzt ſo manche Aerzte unterlegen waren, ſetzte ich Muth und ein höheres Vertrauen entgegen, und ſo erklärte ich mich bereit.

Weſtlich von Leipzig, an dem ſtillen Waſſer der Parthe, liegt am Rande des Roſenthals ein großes ſogenanntes Vorwerk, ein Meierhof, mit weitläufigen Ställen, Speichern und Scheunen, genannt Pfaffendorf; dort wurde mir dieſe für mich ganz neue Thätigkeit angewieſen, und einer der Flügel mit ſeinen ehemaligen Kornböden und Schuppen ſollte das Local abgeben, aus welchem durch ſchnell eingezogene Wände, nun Krankenſäle, Pharmacie, und Wärter- und Chirurgenbehauſung hergeſtellt werden mußten.

So war ich nun mit einem mal aus den ſtillen Kreiſen meines Hauſes, meiner Studien und meiner Vorträge in ein vielbewegtes Treiben gedrängt. Die Krankenſäle füllten ſich raſch, und ich hatte täglich gegen zweihundert Kranke zu ſehen. Dabei waren die weitern Einrichtungen mir ganz überlaſſen. Ich entwarf ſogleich zu dieſem für mich neuen Dienſt eine eigene kleine ſehr einfache Pharmakopöe, wenig zuſammengeſetzte Arzneien waren mit Nummern bezeichnet, um ſchnell in die Tabellen eingetragen werden zu können, und dem mir beigegebenen Pharmaceuten eine raſche Förderung des ſo großen Arzneibedarfs möglich zu machen; ebenſo wurden die verſchiedenen Diäten durch Ziffern ausgedrückt und der Dienſt meiner Unterchirurgen und Wärter möglichſt vereinfacht. Da mir gar keine beſondere Inſtruction für ſolchen Hospitaldienſt zugekommen war, ſo freute es mich um ſo mehr, daß meine für den Augenblick entworfene Beſtimmnng den Beifall der Behörden davontrug. Den größten Theil des Vormittags brachte ich ſo in meinem Spital zu, und hatte oftmals auch nachmittags wiederholten Beſuch dort zu geben; außerdem verſahen ein paar beigegebene Unterärzte den Dienſt, und bald fehlte es auch nicht, daß dieſe gewechſelt werden mußten, indem ſie Typhus bekamen und der eine ſtarb. Glücklicherweiſe herrſchten anfangs, bei den neuen Räumen und der noch nicht zu überhäuften Zahl der Kranken, bösartige Fieber nicht mit zu großer Heftigkeit, indeß verloren wir doch immer viel Leute. Die ſonderbarſten Erſcheinungen kamen dabei vor. Die jungen Conſcribirten, welche Frankreich zu Hunderttauſenden wieder in fremde Länder ſenden mußte, waren der Anſtrengungen noch nicht gewohnt und fielen häufig in Krankheit und nicht ſelten in heftige Delirien. Ein paar mal geſchah es, daß ein Kranker dieſer Art die Abweſenheit eines Wärters benutzte, entfloh, und in das Waſſer vor dem Spital hineinlief. Bald wurde er bemerkt, zurückgeholt und zu Bett gebracht, und die

forcirte Erfriſchung pflegte dann faſt nie großen Nachtheil zu hinterlaſſen. Anderemal ſcheuchten auch ſolche aufſpringende Kranke die Wärter ſchnell zurück, indem ſie ihnen das Wort „Koſack" zuriefen. Desgleichen unter den Verwundeten fehlte es nicht an ſeltſamen Fällen, nur daß es an Zeit gebrach, ſie ausführlich zu beobachten und zum Vortheil der Wiſſenſchaft auszubeuten. So lag mir da eine Zeit lang ein Grenadier von der Garde, den eine Flintenkugel mitten durchbohrt hatte, am Rückgrat ausdringend, und der Mann war weder ſehr leidend noch war irgend an der völligen Heilung zu zweifeln, und dergleichen mehr. Später mußte ich noch eine neue Abtheilung einrichten, in welcher kranke und verwundete ruſſiſche Gefangene untergebracht wurden, und nach der Schlacht von Dresden namentlich häuften ſich die Leidenden in allen Abtheilungen ſo ſehr, daß der Magiſtrat genöthigt wurde, in größter Eile hinter Pfaffendorf noch ein eigenes weites Gebäude aufführen zu laſſen, worin nun ein Spital, blos von franzöſiſchen Aerzten verwaltet, eingerichtet wurde. Im September war auch dies im Gange und ich verfehlte nicht, zuweilen dort an den Viſiten theilzunehmen, wobei ich denn freilich oft mit Schrecken gewahr wurde, mit welcher Gleichgültigkeit da über Hunderte von Kranken hingeeilt wurde, kaum einmal mit Ernſt bedenkend, um was es ſich eigentlich handele.

Erwäge ich jene Zeit recht, ſo war es im Grunde hier zum erſten mal, daß es mir deutlich fühlbar wurde, wie gering ein menſchliches Daſein oft auf der großen Rechentafel der Welt zu zählen ſcheint. Ein reiches Land gab hier die Blüte ſeiner jungen Mannſchaft her, Tauſende von Familien mußten hierher ſenden, was lange Jahre mit Liebe und Sorgfalt und voller Hoffnung von ihnen gepflegt worden war, und wie ſorglos wurde damit umgegangen! Unzählige hatten kaum vor einem Jahre in Rußlands Eisfeldern ihren Tod gefunden, ſehr viele waren jetzt wieder dem feindlichen Geſchütz geopfert

worden, und nicht wenigere hatten harte Verwundungen oder ſchwere Erkrankungen ſich geholt und lagen nun auf dem Stroh der Spitäler, großentheils unwiſſenden Aerzten und ungenügender Koſt und Pflege anheimgegeben, ſodaß, wer äußern Feinden entgangen war, oft den innern erlag! Ganze Generationen wurden ſo niedergemäht von dem unerbittlichen Engel der Verwüſtung, und niemand war, der da ſchien des einzelnen zu achten. Gewiß, es iſt nicht möglich, von dem wundervollen Bau des Menſchen und von der Würde der Anlagen des menſchlichen Geiſtes einen hohen Begriff erlangt zu haben, und ſich nicht tief erſchüttert zu fühlen, wenn man ſolcher — man kann es nicht anders ausdrücken — Mis-achtung der Menſchheit in Maſſen gewahr wird! Und greift dies dunkle Geheimniß nicht etwa noch viel weiter! Sehen wir nicht oft die koſtbarſten Blüten echt menſchlicher Indivi-dualitäten und Verhältniſſe auf eine rohe Weiſe geknechtet, zerriſſen, ja gänzlich zerſtört, auch ohne daß es ſich dabei um Völkerherrſchaften handelte!

Hier liegt der tief umnachtete Abgrund, der uns in erſter Jugend wol lange verborgen bleibt und der allemal, wenn wir irgend zuerſt an ſeinen Rand geführt werden, die Seele mit einem eigenen Schauder erfüllt! Die Weiſen aller Zei-ten haben vergebens verſucht, eine ſolche Tiefe mit Gründen auszufüllen, und es dauert lange und fordert eine hohe Reife des Geiſtes, bis daß man dahin gelangt, einzuſehen, es gebe doch zuletzt, und könne für uns nur geben, eine einzige Decke über dieſen Abgrund, und dieſe Decke werde allein gewoben aus dem Geheimniß der göttlichen Liebe, und aus dem höhern Muthe zu lieben.

Allerdings geſchah es nun aber auch, daß die nächſte Zeit noch manches heranführte, das als wahrer Prüfſtein jener höhern Geſinnung gar wol angeſehen werden durfte, denn jetzt ſteigen nun auf vor meinem Geiſte die Schreckenstage jener

gewaltigen Schlacht, in welcher das Schickſal von Europa entſchieden und der Held vieler vergangenen Jahre geſtürzt werden ſollte. Bevor ich indeß dazu übergehe, ein Bild jener ungeheuern Erlebniſſe zu entwerfen, muß ich noch einiges nachtragen über die ihnen zunächſt vorausgehende Lebensperiode und die innerlichen Zuſtände derſelben.

Zuerſt darf ich es hier ſeltſam genug nennen, daß gerade in dieſem Sommer, wo mit vermehrter Gewalt durchaus praktiſche Geſchäfte mich ſoviel mehr als früher feſſelten, eine Neigung wieder ſtärker hervortrat, welche durch die rein wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen der vorausgehenden Jahre bedeutend zurückgedrängt worden war, nämlich die Neigung zur Kunſt. Indeß immerfort, nur einmal mehr einmal weniger, erſcheint das Leben des Menſchen aus Gegenſätzen, ja oft genug aus Widerſprüchen zuſammengewoben, und ebendeshalb mag wol auch hier gerade die nach einer Seite überſchlagende Richtung eines unmittelbar thätigen Eingreifens ins wirkliche Leben ſchon Grund genug geweſen ſein, die Seele zeitweiſe wieder in das gerade entgegengeſetzte Element ſtiller und tiefer Betrachtung und Empfindung zu verſenken. So fand ich alſo nicht nur hier und da noch Zeit, landſchaftliche Studien zu zeichnen, ſondern ich begann auch, mich im Oelmalen zu verſuchen, wobei ich denn, da ich ganz als Autodidaktos verfahren mußte, mit Behandlung der Farben, Trocknen und Anwendung der Firniſſe u. ſ. w. Noth genug mir bereitete. Erſt ſpäter gelang es mir, ein paar kleine Gemälde von Klengel in Dresden, dem damals berühmteſten Landſchaftsmaler Sachſens, zu erhalten, und die ganz ſauber gelungenen Copien nach denſelben verwahre ich noch jetzt, dankbar für alles, was ich daran gelernt habe, als Zeichen jenes Fleißes und an ſich als ganz anmuthige Bilder. Kam ich übrigens dazu, an ſtillen Nachmittagen mich ein paar Stunden in die Waldeinſamkeit des Roſenthals zu verſenken, und an Studien

nach alten Baumſtämmen, Laubmaſſen und üppigen Pflanzengruppen mich zu erholen, ſo veranlaßte es mich zugleich nicht ſelten zu beſondern Betrachtungen, wenn ich bedachte, wie ruhig und groß das Naturleben in ſeinem Gange dahinzöge, während der Menſch mit ſeinen Eroberungsplanen, Völkerbewegungen und Kämpfen gern glauben machen möchte, daß er die Geſtaltung der Erde zu verändern im Stande ſei, indem er das zu-ſchaffen glaubt, was wir mit dem ſtolzen Namen einer Weltgeſchichte belegen. Da lag der große Eichenwald in ſeiner tiefen Ruhe, das Leben der Vögel drang durch die Zweige, die Wieſen wallten in dem vollen Wuchſe ihrer Pflanzen, die Wolken zogen ſo ruhig ihren Weg, gleichgültig, ob die ganze Menſchheit ſchlafe oder wache, und ſo hatte man das Gefühl, die Erde lebt ihr ſtilles unbewußtes Leben nach ewigen Geſetzen von Tag zu Tag dahin, und alles, was wir Uebermüthigen als Weltbegebenheiten preiſen, es drängt ſich auf ſchmalen Landſtraßen und in verhältnißmäßig ſo kleinen Ortſchaften zuſammen, dergeſtalt, daß kein eben ſehr entfernter Standpunkt von der Erde dazu gehören würde, um gar nichts mehr davon gewahr zu werden.

In einer Zeit, wo die Züge großer Armeen ſich raſtlos durch unſer Land drängten, wo die Entſcheidungsſchlacht von Leipzig ſich vorbereitete und das Schickſal jedes einzelnen mehr oder weniger in Frage geſtellt wurde, that es beſonders wohl, durch ſolche Gedanken die innere Ruhe des Geiſtes zu befeſtigen, und im Hinblick auf ein ewig geſetzmäßig Fortſchreitendes, ein Gegengewicht gegen den unruhigen Wogenſchlag des Menſchenlebens zu gewinnen.

Ich finde in einem alten Tagebuche vom Herbſt 1813 eine Stelle, welche die Beziehung auf jene damals ſich neu hervordrängende Neigung zur Kunſt ſo klar und ganz in meiner damaligen Weiſe ausſpricht, daß ſie als charakteriſtiſch wol hier eingeſchaltet zu werden verdient:

„Die Kunſtfertigkeit, die ich im Zeichnen und Malen erlange, wächſt immer mehr, und oft ſtrebt mein ganzes Weſen gewaltſam in dieſen Cirkel hinein, das proſaiſche Leben zurückſtoßend. Ich möchte dieſe Neigung oft hemmen, und doch dauert es mich, eine ſo ſchön ſich erſchließende Blume zu brechen. Nein! ich will ſie nicht brechen, und mein Ziel ſei zu gleichen den Bäumen Italiens: Früchte zu tragen und Blüten zugleich. Nicht mangelt mir die Erkenntniß, wie ſchwer es ſei, ein ſolches Ziel zu erreichen, allein wenn es wahr iſt, daß nur dann der Menſch zum höchſten Ziel gelangt, wenn er das Schöne, das Gute und Wahre zugleich umfaßt, ſo fühle ich auch, daß mein Weg der Weg zu menſchlicher Vollendung ſein muß, und muthig ſchreite ich deshalb vorwärts!“

Ein gewiſſer Uebermuth der jugendlichen Seele, zugleich aber die Bedeutung, welche die Kunſt in geiſtiger Beziehung mir haben mußte, wenn auch materiell ihr Erfolg nicht groß genannt werden konnte, ſpricht ſich ſehr beſtimmt in dieſen Worten aus.

Ein anderes iſt noch, auf welches ich hier einen rückwärts gewandten Blick richten möchte: es iſt der Standpunkt meines geiſtig-wiſſenſchaftlichen Ringens und die Stimmung meiner Gemüthswelt zu jener Zeit. In erſterer Beziehung habe ich ſchon früher bemerkt, daß die Schriften von Schelling, Oken, Troxler und ähnlichen, nicht ohne Einfluß auf meine phyſiologiſch-philoſophiſche Richtung geblieben waren. Das nähere Verhältniß dieſer Strebungen zur Natur, das Feſthalten an einem gewiſſen genetiſchen Gange der Betrachtung und der Charakter einer friſchen der Zeit überhaupt angehörigen Regung hatten daran indeß entſchieden mehr theil als die pantheiſtiſche Geſinnung dieſer Schule; im Gegentheil, ich darf ſagen, daß dieſe letztere mir immer ſehr unbefriedigend vorgekommen iſt, obwol ich damals noch nicht ſo beſtimmt Das in meinem Geiſte ausgebildet hatte, was ich ſpäterhin mit dem

Namen des Entheismus *) am angemeſſenſten bezeichnen zu können glaubte. Bedenkt man es genauer, ſo dürfte man überhaupt vielleicht am richtigſten Pantheismus einerſeits und den perſonificirenden Monotheismus andererſeits als zwei gleich unhaltbare Anſichten betrachten, und wie mir es früh ſchon unmöglich geweſen wäre, den Begriff eines altteſtamentariſchen Gottes, welcher als ein menſchlicherweiſe denkendes und handelndes beſonderes Weſen dem Weltall gegenübergeſtellt wird, zu dem meinigen zu machen, ſo war mir auch jene Vorſtellung, welche Natur und Gott vollkommen identificirt und das eine gleichſam nur als Kehrſeite des andern betrachtet, ebenſo wenig genügend und ſtörte mich in den Schriften der neuern Naturphiloſophen vielfältig. Dagegen war ich in jener Periode wieder zu der dritten, zwiſchen den genannten Anſichten liegenden, innern und tiefern Anſchauung eines höchſten göttlichen Myſteriums, in welchem wir zugleich mit dem All „leben, weben und ſind" noch keineswegs hindurchgedrungen, und manche einſame Stunde rang deshalb der Geiſt in mir mit Unruhe und Zweifel.

Da es nun zuletzt doch allemal bewußt, oder unbewußt, maßgebend für die Seelenzuſtände und das geiſtige Leben eines Menſchen ſein muß, wie er ſein Verhältniß zum Höchſten auffaßt, ſo fühlte ich allerdings die Einwirkung jener innern Schwankungen überall, und ein Gefühl eines mir ſelbſt noch nicht recht Gemäßen, eines innern unvollkommenen Zuſtandes, die Ahnung, daß es überhaupt eine Lebensführung geben müſſe, welche anders, vollendeter, befriedigender und ſchöner ſei, verſenkte mich häufig in jene eigenthümliche, tiefmelancholiſche Stimmung, welche ſo oft ein Zeichen von Unreife iſt und in der Jugend daher beſonders leicht vorkommt. Iſt nun aber dieſe Verſtimmung nicht auf wahrer

*) Durch Gottinnigkeit vielleicht am beſten wiederzugeben; obwol es eigentlich das ganze: „In Ihm leben, weben und ſind wir" umfaßt.

innerer Unfähigkeit für ein Höheres basirt, so wird man meistens auch finden, daß es dem Menschen früher oder später gelingt, nach und nach sich von ihr frei zu machen und jene Trübungen zu überwinden. Mich förderte in diesem Gange insbesondere, nächst dem immer Festliegen am Anker der Wissenschaft, und namentlich der Naturwissenschaft, die ebenerwähnte unzerstörbare Neigung zur Kunst. Wie es nämlich bei einer wahren Liebe und einem echten, rein gegen das Höchste gewandten Streben nur zur Förderung einer solchen Richtung und Festigung des Geistes gereicht, wenn wir uns möglichst vielfältig äußern, d. h. unser Inneres im Aeußern uns gegenständlich machen können, so kann auch hinwiederum nichts mehr geeignet sein, uns von halben und ungemäßen Zuständen zu befreien und falsche Umnachtungen aufzuklären, als daß wir sie uns recht unverschleiert und deutlich in einem Spiegelbilde zur Anschauung bringen. Vielfältig ist daher in Lagen dieser Art schon empfohlen worden das Niederschreiben aller unserer Gedanken darüber; aber noch weit mächtiger wirkt ohne Zweifel, eben weil so die gemüthliche Stimmung mehr auszudrücken ist, das Ausführen und Darlegen derselben durch die Entwerfung eines Kunstwerks; eines Kunstwerks, welches gleichsam als Ausdruck und Gleichniß des gesammten Seelenzustandes dem Geiste dann wirklich einen Spiegel vorzuhalten vermag. Wie oft ist es mir daher nicht auch noch späterhin gelungen, das innerste Geheimniß der Seele von schwerer Trübung zu reinigen, indem ich dunkle Nebelbilder, in Schnee versunkene Kirchhöfe und Aehnliches in bildlichen Compositionen entwarf, welche, wenn sie auch manchen andern gleichfalls umflorten Seelen zusagten, doch endlich immer am meisten mir selbst Erleichterung, ja Befreiung zu schaffen pflegten.

Freilich muß ich nun auch noch hinzufügen, daß die wissenschaftlichen Strebungen selbst, so gewiß von ihnen einerseits

jene Trübung mit ausging, doch andererseits ohne Widerrede zu einem wahren Halt und Trost mir gereichten. Ich darf mich dabei glücklich preisen, daß meine Laufbahn überhaupt noch in eine Periode des Werdens aller Naturwissenschaft, und namentlich der Morphologie und Physiologie gefallen ist. Wo noch soviel unbearbeitetes Feld vorliegt, da ist immer leichter Land zu gewinnen, und der erste Entdecker, der auf einer wüsten Insel des Oceans seine Fahne aufsteckt und seinen Namen eingräbt, hat leichteres Spiel, sich selbst unsterblich zu machen und große Eroberungen zu erlangen, als irgendein noch so trefflich ausgerüsteter späterer Reisender, der in längst cultivirte und in geordneten Besitz genommene Länder einzieht. Ich sah also damals auch in der Wissenschaft noch nach allen Seiten viel unerobertes freies Land vor mir, und indem auch dies mir Thatkraft und Lust bedeutend erhöhte, und wirklich manches mich rascher erwerben ließ, war auch darin ein Gegengewicht gegen alles Versinken in müßige Schwermuth hinreichend dargeboten.

Ich hoffe, daß, wenn man mit dem hier im einzelnen Gegebenen die früher mitgetheilten Betrachtungen ruhig zusammenhalten will, man jetzt im Stande sein wird, über meine innern gemüthlichen und geistigen Zustände sich ein ziemlich deutliches Bild zu entwerfen, und so kann ich nun den Faden der äußern Begebenheiten wieder aufnehmen und berichten, wie es mir mit den Meinigen gelang, doch nach und nach durch das Labyrinth der Schreckniſſe der Schlachttage von Leipzig mich hindurchzudrängen.

Unter der Besorgung meines französischen Spitals und bei einem stillen einfachen Leben, theils mit den Meinigen, theils unter meinen Büchern, anatomischen Arbeiten und hier und da unter malerischen Studien, hatte ich den Sommer 1813 verbracht, da kam zuerst die Nachricht von der Schlacht bei Dresden, und bald darauf erfolgte der Waffenstillstand,

währenddeſſen der Kaiſer auf einen Tag in Leipzig weilte, und uns in deſſen Folge angeſagt wurde, in den Spitälern parat zu ſein, da es wol ſein könne, daß er in einem oder dem andern ſich ſelbſt umſehe. Nachmittags war große Parade auf dem Markt, und hier iſt es, wo ich den merkwürdigen Mann zum erſten und letzten mal in meinem Leben flüchtig geſehen habe. Sonderbar iſt es, mit welcher Gewalt und mit welchem Nachhalt in ſolchem Falle das Sinnesorgan eine Erſcheinung zu fixiren vermag! Noch jetzt, wenn ich die Augen ſchließe, kann ich genau den Ort, wo der Kaiſer ſtand und wie er ſtand, mir viſionsartig hervorrufen! Sein Bild, gleichſam das Phantasma von ihm, beſteht noch, während ſeine eigene Erſcheinung längſt in die zeugenden Elemente wieder aufgelöſt iſt!

Die Viſite der Spitäler erfolgte nicht, doch waren die Berichte über deren Beſtand vorgelegt und der franzöſiſche Oberarzt Dr. Choppart eröffnete mir bald nachher, daß, nebſt einigen andern Aerzten, wegen vorzüglicher Krankenbeſorgung auch ich für den Orden der Ehrenlegion in Vorſchlag gebracht worden ſei, ein Vorſchlag, dem freilich damals die Umſtände nicht Folge zu geben erlaubt haben.*) Bekanntlich hatte der Waffenſtillſtand keine lange Dauer, und mehr und mehr zogen ſich nun die kriegführenden Heere gleich finſtern Wetterwolken gegen die weiten Ebenen von Leipzig heran.

Schon ſeit dem 14. Oct. hörte man von ferne ſtarken Kanonendonner; allein immer näher wogte das Ungewitter heran, und mit dem 16. begann nah und fern in der Umgegend eine der fürchterlichſten Schlachten, welche die Geſchichte aufgezeichnet hat. Schon am 17. war der Sieg für die Alliirten kaum mehr zweifelhaft und der Rückzug der Fran-

*) Vierzig Jahre ſpäter wurde er mir durch Napoleon III. nachträglich verliehen.

zosen hob an, sich durch die Straßen Leipzigs und den Ranstädter Steinweg hinauszuwälzen, fast vor unsern Fenstern vorbei, eine der schrecklichsten Scenen, die man sehen konnte; denn die halb aufgelösten Regimenter drängten sich, untermischt mit Packwagen, Vieh, Munitionskarren und Geschütz, in vielfacher Verworrenheit und immer unter dem Rollen des Kanonendonners dahin. Die ganze Nacht durch dauerte der grauenvolle Zug, und als wir am 18. früh ans Fenster traten, lagen in dem breiten Mühlgraben, welcher die Straße durchfließt, umgestürzte Wagen, standen brüllende Rinder und wieherten einzelne Pferde, während immer Zug um Zug auf der Straße sich vorbeidrängte. Am selben Tage sahen wir vom Boden des Hauses über Pfaffendorf hin die schwedischen Truppen anrücken, wir konnten das Auffühven der Geschütze sehen und den Blitz des Pulvers gewahr werden; einzelne Haubitzen fielen in die Stadt und zündeten an einigen Orten, sodaß denn dies alles wenig dazu stimmte, daß man noch kurz zuvor zu Gunsten unsers unglücklichen, hier verweilenden Königs Friedrich August sich mit Siegesnachrichten für Napoleon getragen und mit allen Glocken geläutet hatte. Um diese Zeit war nun auch eine französische Batterie im Löhr'schen Garten am Wasser, Pfaffendorf gegenüber, aufgefahren worden, und weil man fürchtete; die Schweden würden sich in jener Meierei, vor kurzem noch meinem Spital, festsetzen, so schoß man von dort aus diese Gebäude in Brand, sodaß ich bald aus denselben Dächern die Flammen aufsteigen sah, welche noch vor drei Tagen meine Kranken und Verwundeten bedeckten. Die Ordre, sie zu entlassen und wegzuschaffen, war mir eben noch kurz vor der Schlacht zugekommen, und von allen waren vielleicht nur einzelne Leichen unter dem Stroh der Lager hier und da zurückgeblieben; kurz, das Gemälde des Tags wurde in jeder Beziehung immer grauenvoller.

Was mich und die Meinigen betraf, so hielten wir uns

jetzt zumeist in einem festgewölbten Parterreraum des Hintergebäudes auf, denn schon wurde die Existenz in den obern Räumen unsicher. Am 19. vormittags begegnete es mir, daß, während bereits von allen Seiten her die Tirailleurs der Alliirten in die Gärten der Vorstädte eindrangen, ich wieder einmal auf den Boden des Vorderhauses stieg, um die Umgegend zu überblicken, und ebenda, als ich die Treppen wieder herabkam, fand sich, daß unterdessen eine Büchsenkugel durchs Fenster geflogen und gerade über den Stufen in die Wand eingeschlagen war, sodaß ich, wäre ich ein paar Minuten früher herabgegangen, jedenfalls die Kugel in die Brust bekommen hätte. Nachmittags, als wir eben wieder nach sparsamem Mahle in unserm Gewölbe beisammensaßen, hörten wir einen furchtbaren Knall, der sich von dem steten Rollen des Kanonendonners deutlich unterschied: es war die Explosion, welche die Brücke am äußern Ranstädter Thore sprengte, um die Flucht des fränkischen Heeres zu decken. Was noch von Franzosen in der Stadt war, vertheidigte sich jetzt nur noch schwach, von allen Seiten drangen preußische und russische Truppen herein, hier und da wurde geplündert. Ein preußischer Offizier, den wir an der Hausthür mit einem Trunk gelabt hatten, wurde unser Schutz gegen die Plünderungslust russischer Jäger, die vom Rosenthal her über die Planken der Gärten hereinkamen; aber dawider natürlich konnte nichts uns schützen, daß nicht gegen Abend das ganze Haus voll Soldaten gelegt wurde. Im Vorderhause lagerten Preußen sich in die Zimmer, im Hofe zogen Kosacken ihre Pferde ein, und sie selbst bivuakirten in Menge um die Kessel der Färberei, Kessel, in denen jetzt weniger Farben, als Fleisch und Gemüse und Suppen gekocht werden mußten.

Wie in solchen Fällen ein ruhig und friedlich geordnetes Familienleben plötzlich umgestürzt, zum Theil aus allen Fugen gerissen werden kann, und doch gewissermaßen in organischem

Gange ſich fortbewegt, iſt ſeltſam genug zu ſagen. Alles Hergebrachte, in gewiſſer Regelmäßigkeit durch Gewohnheit Geheiligte iſt aufgehoben, nur dem Drange des Augenblicks, nur der eben jetzt gebieteriſch geforderten Nothwendigkeit wird gehorcht, und doch auch ſo lebt man weiter und ſieht abends faſt mit Erſtaunen, daß der Tag vorübergegangen iſt, den man kurz zuvor faſt unüberſteigbar wähnte.

Wirklich hätte indeß die nun folgende Nacht leicht genug unſerer geſammten Exiſtenz ein Ende machen können. Da nämlich faſt alle Betten für die Einquartierung in Anſpruch genommen waren, ſo hatten wir, nachdem an Lebensmitteln hergegeben worden war, was immer vorhanden, erſt nach Mitternacht auf die wenigen noch übriggebliebenen Strohſäcke uns niederlegen können. Kaum war 1 Uhr vorbei, ſo weckte uns Lärm und gewaltiger Feuerſchein, wenig Häuſer von uns entfernt brannte ein Dach hell auf, und daß an regelmäßiges Wirken der Löſchanſtalten nicht zu denken war, mußte jedes ſich ſagen. Zum Glück war die Nacht ziemlich klar und windſtill. Ein mäßiger Luftzug nur, und die ganze Straße war verloren; zumal da auf dem Steinwege alles voll Munitionswagen ſtand, durch die geſprengte Brücke bis zu deren Wiederherſtellung dort aufgehalten. Für alle Fälle blieb uns nichts übrig, als mitten durch die unten bivuakirenden Koſacken und Pferde hindurch, unſere beſten Habſeligkeiten in den Garten zu ſchaffen, und abzuwarten, ob das Feuer ſich ausbreiten, oder in ſich erlöſchen würde. Auch aus den Nachbarhäuſern erfolgte ſolcher Auszug mit ſchlaftrunkenen Kindern und Alten in die Gärten, und da lagen wir nun auf mitgenommenen Wolldecken, und warteten unſers Geſchicks. Meine Mutter war indeß durch die Gärten hinübergeeilt zu dem Hauſe meines Onkels Jäger am Roſenthale, um zu ſehen, ob dort nicht eine Zuflucht für uns zu finden wäre, aber troſtlos kehrte ſie zurück, denn ſie fand das Haus leer und ver-

laſſen; die Bewohner hatten ſich ſchon abends nach der Stadt geflüchtet.

Endlich hatten ſich denn doch einige Rettungsanſtalten gefunden, Militär hatte am Löſchen Antheil genommen, und das brennende Gebäude ſtürzte in ſich zuſammen, ohne das Feuer weiter fortzupflanzen. So zogen wir denn gegen Morgen wieder in unſere Wohnung ein; die Koſacken zäumten auf, die Ruſſen und Preußen rückten aus, aber freilich um nur immer wieder neuer Einquartierung Platz zu machen.

Als ſich nun der Zuſtand der Stadt nur etwas wieder geordnet hatte (am Morgen des 21.) ging ich aus, um mich umzuſehen und einiges Nöthige zu beſorgen. Welcher Anblick aber bot ſich mir dar! Der Platz vor der Mühle am Ranſtädter Thore war mit weggeworfenen verroſteten Gewehren und umgeſtürzten Wagen bedeckt, hier und da, kaum kenntlich, lagen im Schmuz des Bodens Leichen franzöſiſcher Soldaten und gefallener Pferde, überall war das freie Holzwerk an Barrièren u. ſ. w. zu Wachtfeuern weggebrochen, einzelne Bäume umgehauen, ſelbſt in den Gräben an der Promenade ſah man hier und da unter den Büſchen menſchliche Leichen, und eben als ich wieder nach Hauſe zurückkehrte, landete dort in der Nähe ein kleiner Fiſcherkahn, in dem ein ſtattlicher Leichnam ausgeſtreckt lag, bekleidet mit polniſcher Generalsuniform: es war der des Fürſten Poniatowſki, welcher nach geſprengter Brücke mit ſeinen Lanciers durch den Reichenbach'ſchen Garten die Heerſtraße wiedergewinnen wollte und bekanntlich ertrank, als er mit ſeinem Pferde in das tiefe Waſſer der trügeriſchen Elſter geſprengt war. Ein Anblick, der ſonſt Hunderte von Zuſchauern herbeigezogen haben würde, er erregte jetzt kaum das Umſehen einzelner Vorübergehenden.

Den nächſten Tag ging ich nun hinaus nach Pfaffendorf, wo ich fünf Monate hindurch als Arzt nach Kräften gewirkt hatte, und betrachtete die große Brandſtätte! Auch die

Ställe, in welchen das Vieh der Meierei ſtand, waren in Feuer aufgegangen; niemand hatte die armen Thiere herausgezogen, und ſo lagen ſie reihenweiſe halb verbrannt zwiſchen den zuſammengeſtürzten Mauern, und man ſah, daß hier und da von hungerigen Bewohnern des neuaufgebauten und erhalten gebliebenen Spitalflügels Stücken abgeriſſen oder abgehauen waren, damit ſie zur Nahrung dienten. Ich ging hinüber, wo ſonſt die franzöſiſchen Aerzte eine weit größere Anzahl Kranke behandelt hatten. Das Wegtransportiren aller war unmöglich geweſen, aber jede Sorge für die zurückgebliebenen Kranken während der Schlacht hatte aufgehört, und ſo traf ich nun nur noch auf wenig Lebende, aber auf hochgeſchichtete Berge von herabgeſchleppten, ja theilweiſe aus den Fenſtern geworfenen Leichen.

III.

Wenn unerwartet ein Vulkan ausbricht, wenn die Erde reißt, Aſchenkegel ſich aufthürmen, alle und jede Cultur des Bodens vernichtet wird, feurige Dämpfe ausbrechen und Lavaſtröme ſich ergießen: nur einem ſolchen gewaltigen Vorgange großen Naturlebens iſt es zu vergleichen, wenn im Leben der Menſchheit große Heere ſich treffen, die verwüſtende Schlacht ſich entzündet, und ſo die ruhige Exiſtenz vieler Jahre in Städten und Dörfern in wenig Tagen in Graus und Zerſtörung auseinanderfällt!

Der Anblick jenes verbrannten und dieſes halb ausgeſtorbenen Spitals hatte mich im Tiefſten ergriffen. Es fehlte dort an aller Aufſicht und Anordnung. Ich konnte es nicht laſſen mehrmals hinauszugehen, ich half mit anweiſen, einrichten, ſorgte mit für Herbeiſchaffung von Nahrung und Heilmitteln für die wenigen noch Lebenden; aber in dieſen Augenblicken war es auch jedenfalls, daß mich, den von Nachtwachen, Sorge und Schrecken reizbarer Gewordenen, das in der Luft ſchwebende Gift der Krankheit erfaßte, dem ich fünf Monate hindurch glücklich widerſtanden hatte, daß es ſich mir einimpfte und mich bewältigte; denn nur wenige Tage vergingen und ich fühlte die Vorboten des Typhus, und bald lag ich inmitten meiner wehklagenden Familie auf einem Krankenlager, das beinahe zum letzten Lager dieſes Lebens geworden wäre.

Anfänglich hatten die Meinigen einen meiner jüngern ärztlichen Freunde, Dr. Weiß, herbeigerufen, der denn auch mit großer Treue und Sorgfalt mich behandelte, bald aber sah er selbst die steigende Gefahr und veranlaßte, daß noch Clarus, er, der mich selbst in die Ausübung der Heilkunst eingeführt hatte, zugezogen wurde.

Es gibt mir jetzt eigene Empfindungen, wenn ich versuche, mich in den gewaltsamen Zustand dieser Krankheit erinnernd zurückzuversetzen! Eigentlich darf ich sagen, daß einundzwanzig Tage aus dem Bewußtsein meines Lebens, bis auf wenige phantastische Erscheinungen, vollkommen gestrichen sind. Sowie das Fieber stieg, hatten meine Gedanken allen Halt verloren, und durchgehenden Rossen vergleichbar, verloren sie sich in die wunderlichsten Gefilde. Ein Ideengang, der mich, wie ich mich dunkel entsinne, viel beschäftigte, war auf die Angelegenheiten des damals vielbesprochenen Tugendbundes gerichtet. Durch einen Gewinn in der Lotterie war mir ein ungeheueres Vermögen zugefallen, ich disponirte vielfältig über diese Summen, um die auf Deutschlands Erhebung abzweckenden Plane dieser Verbindung zu fördern, und mehrmals bezeichnete ich meiner Frau genau die Stellen und Fächer in meinem Pulte, wo die Goldrollen lagen, welche sie bald da-, bald dorthin verabfolgen lassen sollte. Aber die Fieberglut stieg immer mehr, und kaum waren ein paar Wochen unter Qualen mehr der Meinigen als meiner selbst, der ich wie im Traume befangen war, vergangen, so lag ich da mit zusammengefallenem Körper, trockener, schwarzer Zunge und unfähig zu irgendeiner verständigen Mittheilung, außer wenn mein Arzt, der würdige Clarus, kam; seinen Schritt hörte ich schon von weitem und ihm allein konnte ich mich denn auch einigermaßen zusammenhängend aussprechen. Jetzt trat auch jenes Gefühl des Doppeltseins hervor, was man in dieser Epidemie öfters und meist als schlimmes Vorzeichen bemerkte; das eine Bein ge-

hörte meiner Empfindung nach einem andern neben mir liegenden Kranken, der mich höchlich beläſtigte, und nach all dieſen Anzeichen mochte ſich nun auch bei Clarus die Anſicht ausgebildet haben, ich ſei nicht mehr zu retten. Vielleicht wäre ich auch wirklich verloren geweſen; aber ſowie am Ende alle die wunderbaren Lebensproceſſe, welche eine Krankheit wieder zur Geneſung führen, nur vom Unbewußten unſerer Pſyche ausgehen können, ſo erwacht auch zuweilen im bewußten Vorſtellungsleben in dergleichen kritiſchen Lagen eine eigene vom Unbewußten dictirte Gedankenfolge, und leihet dann dem, was man die Heilkraft der Natur oder den Arzt im Menſchen nennen kann, beſtimmte Worte, mitunter ſo die glücklichſten Reſultate herbeiführend. Alſo ging es auch mir! Ein prophetiſches Gefühl machte ſich geltend und es erwachte plötzlich in mir eine unwiderſtehliche Sehnſucht nach einem Bade. Sobald mein Arzt kam, ſprach ich es aus, ich müſſe ein Bad haben. Den erſten Tag ſchien Clarus ſehr dawider zu ſein, als ich aber am folgenden immer wieder darauf zurückkam, geſtattete er es (wie ich ſpäter hörte, freilich mit wenig Hoffnung), und ſo wurde denn gegen Abend mit Aufgüſſen aromatiſcher Kräuter eine ſolche Labung mir bereitet. Es iſt merkwürdig, aber ich darf behaupten, der einzige ganz klare und darum auch in der Erinnerung mir ganz lebendig gebliebene Moment in dieſem gewaltigen Krankheitsſturme war der, wo man mich in das Bad legte. Zwar die Umgebungen ſchienen mir durchaus verändert; meinen Vorſtellungen nach war unſer Haus niedergebrannt und ich befand mich weit weg verſetzt auf dem Lande, eigene wunderbare elektriſche und magnetiſche Apparate glaubte ich im Zimmer aufgeſtellt und auf mich mit geheimen Kräften einſtrömend, und ſo kam es, daß ich mit einem mal das ſo lange entbehrte Gefühl erneuter Geſundheit zu empfinden wähnte, und ſo davon durchdrungen war, daß wie nächtliches Geſpinſt die Angſt der Krankheit

von mir wich und ich, zur größten Verwunderung meiner Umgebung, wie halb träumend anfing aus Goethe's Fiſcherliede zu recitiren:

O! wüßteſt du, wie's Fiſchlein iſt
So wohlig auf dem Grund.

Bald aber verließen mich die Sinne, man hob mich in gewärmten Tüchern wieder auf mein Lager und das Fieber ging zunächſt zwar ſeinen weitern Gang; allein ſeine Kraft war doch gebrochen, ein entſchiedener Wendepunkt war gegeben und von dieſem Tage an ſchrieb ſich nun eine allmählich fortſchreitende Beſſerung. Uebrigens hatte man, aufmerkſam geworden durch den entſchieden wohlthuenden Erfolg dieſes erſten Bades, verſucht, den andern Tag mir es abermals zu geben, aber ſeine Einwirkung war nicht mehr wohlthätig, es griff mich an und ermattete mich, man durfte es nicht wieder anwenden. Nur jenes durch das dunkle unbewußte Verlangen in mir geforderte Bad, ihm verdankte ich meine Rettung.

Nach und nach kehrte mir dann ein klareres Bewußtſein wieder; aber ich war abgezehrt und ſo kraftlos, daß ich wie ein Kind wieder allmählich anfangen mußte, gehen zu lernen. Wie ſonderbar war mir jetzt, als ich anfing, von den Dingen um mich her wieder Kunde zu nehmen! Die Weltgeſchichte hatte eine andere Geſtalt angenommen, die fränkiſche Herrſchaft war zertrümmert, Deutſchland war frei und die Verbündeten waren auf dem Wege nach jenem Paris, von wo aus ſo lange Europa Geſetze dictirt worden waren! Aber in der Nähe fühlte man noch ſtark die grimmigſten Nachwehen des fürchterlichen, hier vor kurzem wüthenden Kampfes! Noch waren die Spitäler der Stadt überfüllt; eine der heftigſten Typhusepidemien hatte peſtartig auch unter Leipzigs Einwohnern gehauſt; man hatte oft mehrere Hunderte (einmal gegen achthundert) in einer Woche ihr unterliegen geſehen,

überall waren Familienbande zerriſſen, und ſo hatten ſich nach allen Seiten, im großen und kleinen, die Verhältniſſe durchaus geändert!

Unter dieſen Umſtänden mußte das Wiedererſtehen von einem ſolchen Krankenlager in jedem Sinne eine wahrhafte Wiedergeburt genannt werden. Ich fühlte es, ſowie ich mich vollkommen erholte: mein Leben war ein anderes geworden, meine körperliche Conſtitution kräftigte ſich in einer Weiſe, wie ich ſie früher nicht gekannt hatte, manches zu Weiche, faſt Kindliche meines Gemüths nahm eine mehr männliche Geſtalt an, und wenn vorher meine Gedankenfolgen vielleicht zu oft und gern eine gewiſſe überſchwengliche Richtung genommen hatten, ſo erreichte ich von nun an leichter das, was dem wahrhaft philoſophiſchen Geiſte vorzugsweiſe eignet: die reine edlere Form des Denkens und die größere Tiefe der Idee.

Mit einem eigenen Gefühl trat ich demnach in das Jahr 1814 ein. Der letztvorhergegangene Monat noch hatte mir, dem kaum Geneſenden, wieder manche andere ſchwere Erkrankungen im Hauſe gebracht. Meine Mutter ſowol als meine Frau wurden von der Epidemie, wenn auch leichter, ergriffen, und durch alles dieſes war die gemeinſame Noth, und Plage in Verbindung mit den äußern Verhältniſſen, auf eine faſt unleidliche Höhe geſteigert worden. Glücklicherweiſe iſt aber durch ein höheres organiſches Walten im Gange des Lebens faſt immerdar dem fürgeſehen, daß der ſterbliche Menſch nicht über ſein Vermögen belaſtet und bedrängt werde, und daß auf zu ſchweren Druck doch immer wieder einige Erleichterung und Befreiung folge. So alſo ging es auch hier! Das erneute Kraftgefühl, was ſich in mir kundgab, außer mir die Freude an dem wieder ſich aufrichtenden Deutſchland, die Genugthuung, die Meinigen wieder alle wohl um mich zu ſehen, zugleich aber auch die Vermehrung ärztlicher Thätigkeit und das

nun raſchere Vorrücken meiner größern Arbeit über das Nervenſyſtem und Gehirn, zu welcher ich bereits ſeit ein paar Jahren Materialien geſammelt hatte, das alles erhöhte meinen Lebensmuth und erfriſchte nach finſtern Stürmen mein Daſein.

Schon im Februar kam hierzu noch der Vorſchlag, den man mir machte, die Profeſſur der Anatomie und Phyſiologie in Dorpat anzunehmen. Unſer Roſenmüller war von den dortigen Behörden veranlaßt worden, ihnen Männer zu dieſer Stelle zu empfehlen, und hatte mich vor andern genannt. Die erſte öffentliche Anerkennung einer wiſſenſchaftlichen Bedeutung, die ein junger Mann durch eigene Kraft ſich erworben, ſie kann nicht anders als hebend und belebend einwirken; und obwol ich nach jenem Norden mich ſonſt keineswegs gezogen fühlen konnte, ja die Sache ſelbſt noch mit manchen Schwierigkeiten verbunden blieb, ſo mußte dadurch mir doch eine erfreuliche und dankenswerthe Anregung werden, welche jedenfalls dem Werke, über dem ich nun Tag und Nacht brütete und zu welchem mir Heinroth den Verleger verſchafft hatte, höchlich zu ſtatten kam. Merkwürdig, was aber auch eine ſo erneute Lebenskraft und Geiſtesfriſche alles bewältigen kann! Nicht genug, daß ich neben meinen wieder aufgenommenen Vorleſungen die anatomiſchen Unterſuchungen über Hirnbau eifrig fortſetzte und die Präparate ſauber zeichnete, ich radirte und ätzte auch die ſechs Tafeln, welche den Text erläutern ſollten, ſelbſt, und während ich in den erſten Frühſtunden an dem Manuſcript eines Werks arbeitete, welches ſpäter mir einen guten Namen in Deutſchland begründet hat, während ich dann in den Vormittagsſtunden das Entbindungsinſtitut und meine Kranken beſuchte, deren Zahl jetzt dadurch, daß ich das grimmaiſche Stadtviertel als Armenarzt zu beſorgen übernommen; einen bedeutenden Zuwachs erhielt, ſo blieben mir nachmittags doch immer noch einzelne Stunden

frei, welche ich den Arbeiten an der Staffelei widmen konnte. Uebrigens war entſchieden auch für die Kunſt ein neuer Geiſt eingezogen, denn die Bilder, welche mir im Frühling und Sommer 1814 entſtanden ſind, tragen gar deutlich ein anderes Gepräge als alle frühern. Eine Scene aus dem Roſenthal im erſten noch blätterloſen Frühlingstreiben, ſorgfältig zuvor nach der Natur gezeichnet und dann als Oelbild mit größter Sauberkeit ausgeführt, gehört zu dem Beſten, was ich überhaupt gemalt, und erinnerte ſpäterhin die Künſtler vielfältig an manche alte ſaubere Bilder der niederländiſchen Schule.

In dieſer Art verging mir denn, nach den Qualen des vorigen Jahres, der Sommer 1814 in vielfacher Thätigkeit, erſtarkter innerer Heiterkeit und einem reinen Genügen des Daſeins, welches — eben weil die Anforderungen, die ich an das Leben machte, nur ſehr mäßig waren — ihnen allen genugſame Befriedigung gewähren konnte. Ebendeshalb ſah ich es auch zunächſt ganz ruhig an, daß von Rußland jener erſten Aufforderung keine weitere Folge gegeben wurde, gab mir doch mein heranwachſendes Werk die ſichere Hoffnung, daß ein beſtimmter Erfolg im Leben mir auch anderwärts nicht fehlen würde, und als ich nun bald ganz unerwartet einen zweiten Antrag erhielt, nämlich den, bei der neuzuorganiſirenden Akademie für Chirurgie und Medicin in Dresden eine Profeſſur zu übernehmen, ſo bewegte mich auch dies damals nicht in dem Maße, als man hätte erwarten dürfen, wenn man bedenkt, daß gerade an dieſen Ruf der wichtigſte Wendepunkt meines Lebens geknüpft ſein ſollte. Kann doch überhaupt die Art, wie ſo manche große und neue Epochen im Leben des Einzelnen wie im Leben der Menſchheit ſich vorbereiten und anheben, zu den ſonderbarſten Gedanken anregen! Erwägt man das Verhältniß im allgemeinen, ſo möchte man meinen, es müſſe gerade das

Große und Bedeutende immer auch groß und bedeutend ſich ankündigen; und doch iſt gewöhnlich gerade das Gegentheil der Fall! Was mit Anregung großer Erwartungen beginnt, läuft oft ganz unbedeutend aus, und gerade das, woraus der mächtigſte und unerwartetſte Umſchwung hervorgehen ſoll, eröffnet ſich meiſtens auf ſcheinbar anſpruchsloſe und ganz ſtille Weiſe. So ging es auch mir, als nach und nach dieſe Angelegenheit zur Entſcheidung kam und es feſtgeſtellt wurde, daß ich im November in Dresden die Profeſſur der Entbindungskunde nebſt der Direction des dortigen Entbindungsinſtituts, und zwar unter ſehr mäßigen Bedingungen *), wirklich übernehmen ſollte; ich ahnte keineswegs, wie wichtig für inneres und äußeres Leben gerade dieſe Ueberſiedelung mir werden würde, und hatte wirklich nicht einmal eine klare Vorſtellung davon, wie ſchwierig doch eigentlich die Aufgabe ſei, welche zu löſen mir ſomit aufgegeben wurde. — Hierin liegt ja überhaupt vielleicht das bedeutendſte Vorrecht, oft genug aber auch der Nachtheil der Jugend! Ohne viel zu berechnen, ohne abzumeſſen, wie weit die Kräfte reichen werden und wie weit nicht, geht man in jungen Jahren auf ein Unternehmen los, und alles hängt hier, wie zuletzt freilich eben überall, von der höhern Inſpiration, und von der günſtigen oder ungünſtigen Conſtellation und höchſten Leitung ab, ob es gelingen oder nicht gelingen ſoll! Schon wo ich von meinen Vorleſungen in Leipzig ſprach, wo ich zeigte, wie gering in Wahrheit das Material war, mit dem ich es unternahm, eine höchſt ausgebreitete Wiſſenſchaft zu bewältigen und andern erfaßbar zu machen, habe ich auf dieſen Jugendmuth hingedeutet; indem ich aber gegenwärtig mich erinnere, wie ich in dieſe Profeſſur eintrat, nicht verkennend zwar, welche Anforderungen ſie an mich machen werde, doch ohne alle beſondere Beſorgniß, ihr

*) Es waren mir bei freier Wohnung nur 500 Thlr. ausgeſetzt.

etwa nicht vollkommen genügen zu können, so muß ich allerdings es aussprechen, daß ich später, im vierzigsten Lebensjahre etwa, bei weit mehr geistiger Macht und Wissenschaft, doch unfehlbar mit mehr Häsitation einem solchen Berufe entgegengegangen wäre, als damals im fünfundzwanzigsten. Es ist immer die Geschichte des Nachtwandlers, der festen Schritts die gefährlichsten Höhen überschreitet, weil er die Tiefen nicht erkennt; es ist aber auch schön, daß es so ist, und unter den verschiedensten Formen wiederholt sich dergleichen tausendfältig im Leben, ja, was man große und thatkräftige Geister nennt, das könnten deshalb wol auch immerfort und in jedem Alter jugendliche genannt werden, weil ebendiese bleibende Jugend es wesentlich ist, wodurch ihnen vieles gelingt. Fehlt es doch auch nicht an Geistern, denen in jedem Alter das Greisenhafte ebenso bestimmtes Attribut ist, die vor allem häsitiren, und mit ewigem Prüfen nie zur wahren erfreulichen That gelangen.

Der Herbst war nun herangekommen, bald sollte ich das neue Lehramt in Dresden antreten, und es war nöthig, doch zuvor den Boden dort etwas zu sondiren. Im October reiste ich daher zuvörderst allein auf wenige Tage nach Dresden, allwo um diese Zeit noch der russische Fürst Repnin die Verwaltung eines Landes leitete, welches freilich seit dem Ausgange der Schlacht von Leipzig geradezu als ein erobertes angesehen zu werden pflegte. Die Art zu reisen damals gegen die jetzige, hatte noch etwas Nomadenhaftes und Schneckenhaftes zugleich. Mit mehrern von der Messe heimkehrenden Kaufleuten fand ich mich in einen Lohnkutscherwagen zusammengepackt, und man schätzte sich glücklich, in der Reihe mehrerer solcher Wagen, nach zwei langen Reisetagen und einem schlechten Nachtlager, wohldurchgeschüttelt an einem Ziel anzukommen, das man gegenwärtig in kaum vier Stunden erreicht. Es machte mir einen eigenthümlichen Eindruck, als

ich in der Gegend vor Meißen, wo man einen anmuthigen Hügel herabfuhr, das Blinken der breit daherſtrömenden Elbe wieder erblickte! Hier zum erſten mal kam über mich wirklich der Gedanke, ich ſtehe an der Pforte eines neuen Lebens, es müſſe von hier an etwas Anderes und Größeres mein Daſein bewegen! Ich drückte mich tief in die Ecke des engen überfüllten Wagens, hörte nicht mehr die einzelnen gleichgültigen Reden der mitfahrenden Kaufleute, und mancherlei Gedanken zogen durch meine Seele. Endlich löſte ſich das Spiel dieſer Phantaſien in einige poetiſche Zeilen, die ich bald nachher wie zu einem frommen Anruf an das Geſchick, in meine Schreibtafel zeichnete. Hier ſind ſie:

Sei mir Elbe gegrüßt, die du mit ſilbernen Wogen
Bläulicher Ferne entquillſt, des Thales Krümmung durchſtrömend,
Spiegelnd erglänzet die Flut, du ladeſt mit freundlichem Blinken
Niederzuſteigen ins Thal, ladeſt zu fröhlicher Fahrt.
Sieh! ich folge dem Wink, und eile geflügelten Laufes
Nieder ins wirthliche Thal, hin zur gewaltigen Stadt,
Wo die ragende Kuppel der kunſtreiche Meiſter gethürmt hat;
Wo die ſchäumende Woge der Brücke Gewölbe durchſtrömet.
Sei ſie dem Fremdlinge hold! und möge dies freundliche Blinken
Gutes Zeichen ihm ſein und künftigen Glückes Verheißung!

So kam ich denn freilich diesmal mit ſehr viel andern Gefühlen, Erwartungen und Aufgaben nach Dresden als früher! Ich traf das Gebäude, welches zu meiner Anſtalt und Wohnung angewieſen war, noch kaum frei von der Spitaleinrichtung, die es in den Kriegszeiten gehabt hatte, und es kam mir ſonderbar vor, als ich fand, daß es ebenda am Zeughauſe vor dem Walle gelegen war, der mir vor Jahren in ſolch tiefem Frieden erſchien, daß ſogar ein kleiner Vogel ſein Neſt in die Mündung einer Kanone bauen konnte.

Was mich aber am meiſten entzückte, war, daß aus den Fenſtern der mir zur Wohnung beſtimmten zweiten Etage

jenes Hauſes eine Ausſicht auf die Elbe ſich öffnete, wie ſie mir freilich gegen Leipzigs Ausſichten ganz neu war und wie ich ſie ſo ſehr mir gewünſcht hatte. Nach wenigen, mit Geſchäften reichlich ausgefüllten Tagen fuhr ich wieder nach Leipzig zurück, wo nun ernſtlich die Vorbereitungen zum Umzuge der Familie beſchafft werden ſollten.

Groß waren nicht die Habſeligkeiten, die nun zuſammengepackt werden mußten, aber doch iſt es immer ein teſtamentariſches Gefühl, wenn der Menſch ſo zuſammenzählen muß, was eben ſeiner Exiſtenz bisher treulich und nachhaltig gedient hat. Meine liebe, immer ſorgliche, immer helfend eingreifende Mutter wollte ſich nicht abhalten laſſen, uns zu begleiten, meiner Frau und den beiden zarten Kindern überall eine treuliche Stütze gewährend, und ſo wurde denn zunächſt ein Packwagen vorausgeſchickt und zum 1. Nov. abermals ein Fuhrwerk gemiethet, um uns ſämmtlich an den Ort unſerer Beſtimmung zu bringen. Ein eigenes Gefühl gab es mir vorher noch, von meinem altvertrauten Eichenwalde mich zu trennen! Ein paar ruhige Abendſtunden an einem der letzten Tage in Leipzig wandelte ich lange und ſtill unter den fallenden Blättern des Roſenthals hin, und viel und mancherlei Gedanken umwebten meinen Geiſt. Ich kannte hier ſo viele Bäume wie alte Freunde, ſo viele Stämme mit den maleriſchen Wurzeln hatte ich gezeichnet, die Wieſenſtreifen zwiſchen den Waldſtrecken hatten mich ſo recht eigentlich in ihrer Mitte heranwachſen ſehen; es iſt unglaublich, wie man an ſolche freie Naturgebilde ſich heften kann! Wer das empfunden, dem ſind die Sagen von geheimnißvollen Waldfrauen und liebenden Elfen kein Märchen mehr, ſondern er erkennt darin nur den Ausdruck des tiefen menſchlichen Gemüths, welches Stimmungen, durch weiche und irgend homogene Naturwirkungen hervorgerufen, endlich ſeltſam objectivirt, und damit

doch oft prophetisch Ereignisse und Begegnungen andeutet, welche dann erst soviel später und oft genug in ganz unerwarteter Weise in die Wirklichkeit treten können. Es war nicht ohne eine gewisse schmerzlich-wehmüthige Empfindung, daß ich an jenem Abende bei aufsteigenden weißen Nebeln den Wurzeln und Zweigen jenes Waldes mich entwand, und nie werden die Zwiegespräche ganz mir entschwinden, die ich so oft in diesen Schatten mit der Waldluft gehalten hatte.

Einen in ganz anderer Weise rührenden Abschied hatte ich auch noch bei den mancherlei dürftigen Familien zu nehmen, denen ich seit längerer Zeit als Armenarzt hülfreich gewesen war. Gerade in diesem Verhältniß aber, wo der Arzt ganz frei und unentgeltlich Kranken und Bedrängten zur Seite steht, in diesem Verhältniß, wo er zugleich durch Verordnung von Nahrung und Holz zum Wohlthäter so vieler werden kann, ist dem, der mit Milde und echter Theilnahme seine Aufgabe behandelt, eine gar schöne und im edelsten Sinne humane Stellung gegönnt. Als viele dieser Bedrängten, wie ich sie nun so der Reihe nach zum letzten mal besuchte, mir mit Thränen die harten Hände reichten, und klagend, daß ich sie verlasse, mir ihren Dank und gute Wünsche lebhaft fühlend nachriefen, da empfand ich es wohl, was es mit dem großen rein menschlichen Berufe des Arztes für eine Bewandtniß habe, und erkannte es zugleich, daß die wahre Belohnung eines echten ärztlichen Wirkens in einem andern Buche niedergeschrieben werde, als in dem Contobuche des Kaufmanns.

Außerdem war der Kreis von Bekannten und Freunden nur klein, den wir in Leipzig verließen, von echten Freunden aber trennt man sich nicht, wenn man auch von ihnen geht, und so konnte mich wirklich nichts lebhaft und wahrhaft zurückhalten, vielmehr ging ich, der ich eigentlich immer in der Tiefe des Gemüths von einem Zuge leiser Melancholie über-

ſchattet wurde, wirklich ruhigen und heitern Muthes der neuen Phaſe meines Lebens entgegen.

Der November eröffnete ſich mit trübem Wetter und Schneegeſtöber, ſodaß ich mitunter in dem ſchlechtverwahrten Wagen für die Kinder fürchten mußte, nichtsdeſtoweniger aber trafen wir den 2. Nov. abends alle wohlbehalten in Dresden ein.

Drittes Buch.

Erſter Wirkungskreis in Dresden.

Osterheiligabend 1852.

Der Abend, den Faust mit tiefem Nachsinnen über Welt und Menschen und das eigene Ich vollbringt, er hat seit langen Reihen von Jahren eine eigene Gewalt über mich gehabt und bewährt sie auch diesmal! Still und mondlos ist die Nacht, ich durchsuchte alte Papiere, versenkte mich in vergangene Zeiten, bedachte, wie nach und nach gerade dieses mein Sein, mein Denken, mein Leben so herangewachsen und geworden war, und da trat denn auch der Gedanke wieder hervor, ich müsse denn doch die angefangene Geschichte dieses Wachsthums weiter führen, ja sie endlich irgendwie abschließen und vollenden!

Welche Betrachtung der Seele ist aber fruchtbarer als die genetische? Was ist lehrreicher als die Geschichte der Entwickelung des Menschen? Lehrreich in der verschiedensten Beziehung! und so — ohne alle biographische Weitläufigkeit und Ostentation — den Geist nöthigen, in sich selbst zurückzublicken und auf sein Werden zu achten: sollte es nicht abermals fördernd und aufklärend erscheinen? Sei denn also in dieser Osternacht der Grundstein gelegt, auch eine dritte, gewichtigste, schwerst darstellbare Phasis meines Lebens betrachtend zu verfolgen und in seiner Folge zu betrachten! Möge einst auch dieser Nacht der wahre Ostermorgen nicht fehlen!

I.

Indem ich jetzt das Buch meines Gedächtnisses von neuem aufschlage, und das, was ich dort lese, weiter in diese Blätter zu verzeichnen versuche, erfahre ich sogleich die sonderbare Bewegung in meinem Innern, daß mich ein gewisses Grauen anwandelt, wenn ich mich selbst denke, wie ich mir jetzt erscheine gegen damals, vor ziemlich vierzig Jahren; während es mir doch durchaus keine solche Empfindung gab, als ich zurückblickte zur ersten Entwickelung des Kindes, und zur allmählichen Heraufbildung desselben zum jungen Manne, bis zu dem wichtigen Abschnitte seines Eintritts in den dresdener Wirkungskreis. Die Ursache davon ist wol nur die, daß jene ganz frühere Existenz jetzt so weit ab-, ja gänzlich abgeschlossen hinter mir liegt, sodaß ich auf sie in Wahrheit wie auf einen fremden Menschen und eine andere Persönlichkeit zurücksehen kann, während die Periode meiner ersten amtlichen Wirksamkeit dahier mir eine Gestalt zeigt, die allerdings noch jetzt viele schlagend ähnliche Züge mir entgegenträgt, sodaß sie einerseits fast gleich einem Doppelgänger mir zu folgen scheint, andererseits aber doch auch, meinem tiefern innern Wesen nach, mich so unähnlich, so unfertig und unzulänglich anblickt, daß ich sie alsbald nicht mehr für mein wahres Selbst halten kann, dergestalt, daß sofort hieraus ein schwerer und

nur zu nachdrücklich empfundener Zwiespalt hervorgehen muß, welcher denn nicht anders, als in einer gewissen unheimlichen Weise auf mich zu wirken vermag. Ein Wanderer, der bei Nacht ginge und einer Gestalt begegnete, die ihm bald sein eigenes Bild, bald ein ganz fremdes zu tragen schiene, müßte etwa von einer ähnlichen Empfindung durchdrungen werden! Am stärksten aber wird dieses Gefühl, wenn ich Briefe von mir aus jener Zeit aufschlage! Es liegen nämlich vor mir eine ansehnliche Zahl derselben, in frühern Jahren an Regis *) geschrieben, und indem ich daraufblicke, mache ich gerade jetzt diese Erfahrung vielfältig wieder, werde aber auch allerdings dadurch vollkommen in den Stand gesetzt, dieses mein damaliges eigenes Scheinbild schärfer zu fassen, ja es gleichsam geistig zu zerlegen, und dadurch das zu erreichen, was mir sonst schwerlich mit dieser Bestimmtheit möglich gewesen wäre, nämlich theils den Unterschied meines frühern und spätern Menschen deutlich zu erfassen und zu schildern, theils zu verfolgen und im einzelnen darzustellen, wie von da an die Metamorphose immer weiter geistig in mir fortschritt und wie es überhaupt zuging, daß aus dem Damaligen nach und nach eben der Gegenwärtige hervorgehen konnte.

War es doch im ganzen immer für ein sonderbares Schicksal zu halten, daß ich zu jener Zeit, als fünfundzwanzigjähriger junger Mann, mit noch sehr weichem Gemüth, im Wissenschaftlichen zwar tüchtig durchgebildet und schon als Verfasser eines gut aufgenommenen anatomisch-physiologischen Werks genannt, zugleich aber der Poesie hold und der Land-

*) Von dieser eigenthümlichen Persönlichkeit, die nach und nach fast zum Bilde eines modernen Diogenes in starrer Abgeschiedenheit heraufwuchs, und mit welcher ich gegen dreißig Jahre in Brief- und Gedankenaustausch gestanden habe, gab Eitner neuerlich in den bei F. A. Brockhaus erscheinenden Blättern für literarische Unterhaltung (Jahrg. 1858, Nr. 4) eine sehr angemessene Charakterskizze.

ſchaftsmalerei mehr als Künſtler denn als bloßer Dilettant zugethan, mich plötzlich mit der Führung eines Amts betraut fand, das ſonſt nur ältern, vielerfahrenen und gewöhnlich nur vollſtändig proſaiſchen Naturen übergeben zu werden pflegt. Mancher eigenthümliche Conflict konnte hier nicht ausbleiben, ich mußte in mancher Hinſicht mich unter, in vieler mich über den Forderungen meiner angewieſenen Stellung fühlen; einer Stellung, die übrigens mich vielfach beengte und durch ihre große Verantwortlichkeit doch auch eigenthümlich beſchränkte, ſodaß denn natürlich jener ſchon früher erwähnte tiefmelancholiſche Zug meines Innern aus dieſen Verhältniſſen noch mannichfache trübe Nahrung ſaugen konnte und mußte. Dazu kam noch der eigenthümliche Umſtand, daß ich anfänglich nur von einer proviſoriſchen Landesverwaltung angeſtellt war, und mich ſelbſt inſofern ſogar in einer etwas unſichern Lage befand. Nach der Gefangennehmung des Königs Friedrich Auguſt nämlich war Sachſen, wie ich ſchon oben bemerkte, durchaus in der Macht der Alliirten, und Rußland hatte den Fürſten Repnin als einſtweiligen Gouverneur darin niedergeſetzt. Bei dem Bedürfniß einer tüchtigen Bildungsanſtalt für Aerzte zweiter Klaſſe und Militärärzte insbeſondere war denn einigen erfahrenen Männern aufgegeben worden, den Plan zu einer neuen Organiſation des bisherigen, in keiner Hinſicht mehr zeitgemäßen Collegiums der Wundärzte in Dresden, und zwar in Form einer mediciniſch-chirurgiſchen Akademie zu entwerfen und deren Stellen mit tüchtigen Profeſſoren zu beſetzen. An der Spitze des Ganzen ſtand der vormalige wittenberger Profeſſor Hofrath Seiler, durch welchen denn auch mir der Ruf zugegangen war, und auf ſeinen und des Kriegsraths von Erdmannsdorf Antrag war ſofort mein Beſtallungsdecret vom Fürſten Repnin unterzeichnet worden. Faſt zu gleicher Zeit indeß, als ich in Dresden mit den Meinigen ankam, hörte Repnin's Regierung auf und eine neue Landesverwaltung un-

ter preußiſcher Obhut trat ein, fortzudauern beſtimmt, bis im günſtigen Falle, nach Rückkehr des angeſtammten Königs, die frühern Verhältniſſe wiederhergeſtellt ſein würden, alſo jedenfalls eine bevorſtehende Veränderung, bei welcher man nicht wiſſen konnte, welche Entſcheidung dann auch über die wiſſenſchaftlichen Inſtitute zu erfolgen haben würde.

So war es denn vielleicht immer noch muthig genug, wenn ich den 22. Nov. 1814 an Regis ſchrieb: „Was im ganzen meine Lage hier in Dresden anbelangt, ſo kann Ihnen Dietz darüber manches Nähere mittheilen, das Mislichſte daran iſt unfehlbar, daß ſie nicht vollkommen geſichert, nicht von allen Seiten gewiß iſt; allein was hat denn endlich der Menſch ganz gewiß, wahrlich nicht einmal ſeinen Gott! Und ich ſollte mich beklagen, daß mir hier noch nicht alles hinlänglich garantirt iſt!“ — Indeß trotz ſolchem innern Muth und Troſt trugen doch auch dieſe Gedanken nebſt vielem ſonſt Beengenden mit bei, mich zeitweiſe zu verſtimmen und es zu veranlaſſen, daß ich faſt mit ängſtlichem Treiben meine Freunde um Briefe beſtürmte, und in ihnen nach Stützpunkten für mein Gemüth ſuchte, welches von der Lebenslage und Lebensſchwankung mitunter nur zu ſehr verdunkelt werden wollte.

Natürlich war ich noch innerlich zu unreif, um zu erkennen, wie unvollkommen überhaupt das meiſte bleibt, was man in dieſer Welt „befreundet“ zu nennen pflegt, und wie höchſt ſelten es immer bleiben wird, einer Seele zu begegnen, die in höherer Beziehung uns dergeſtalt homogen und congruent ſei, daß in ihr allein wir nun jenen Erſatz und jene Schadloshaltung gegen die Unvollkommenheiten des Lebens wirklich erfahren, auf welche am Ende doch jeder zum tiefern Bedürfniß nach Glück organiſirte Menſch Anſpruch zu machen wol das Recht hat. In der Jugend indeß nimmt man glücklicherweiſe das noch nicht ſo genau, das offene Herz ſehnt ſich

nach Theilnahme und Mitgefühl, und zieht deshalb manches heran und hält es krampfhaft feſt, was jenen hohen Anforderungen zuletzt immer nur wenig entſprechen kann. In Wahrheit waren es denn auch, wenn ich es recht erwäge, weniger jene vielerſehnten Zurufe, die mir hin und wieder von außen kamen, ſondern doch eigentlich weit mehr zwei anderweitige glückliche Combinationen, die mich immerfort, wenn die Kraft nachlaſſen wollte, aus meinem Trübſinn wieder aufrichteten, nämlich einestheils die neu und großartig auf mich wirkende Oertlichkeit der Stadt und Umgegend Dresdens, und anderntheils die ſtillen Muſen der Wiſſenſchaft und Kunſt, die in meinem einſamen Zimmerchen mich heimſuchten und in ſpäten nächtlichen Stunden oft den Muth mir wieder erſetzten, der in den täglichen Lehrſtunden mit großentheils ſehr ungebildeten Studirenden und mit noch weit ungebildetern Lehrfrauen, mitunter nur zu ſehr mir ausgegangen war.

Dabei darf ich nicht vergeſſen, daß eine gewiſſe einfache gutmüthig-kindliche Sinnesart, die mir von früher her eigen geblieben war, gar ſehr ebenfalls beitrug, gegen die zuweilen wirklich etwas über-niederländiſchen Scenen, wie ſie in einem Entbindungsinſtitut oft vorkommen müſſen, welches in der Regel nur Wöchnerinnen und Lernende aus den unterſten Volksklaſſen aufnimmt, mich weniger empfindlich zu machen. Lebten wir doch ſelbſt, wie es die ſehr ſchmale Beſoldung nöthig machte, nebſt meiner trefflichen Mutter, in einfachſt bürgerlicher Weiſe; meine gute Frau, welche mich Ende November mit der Geburt eines Töchterchens — unſerer lieben Marianne — erfreute, hatte ſogar die Verwaltung der Verpflegung des Hauſes für die erſten Jahre übernommen, um dadurch unſerer eigenen Oekonomie förderlich zu ſein, und ſo fehlte es ſchon infolge dieſer allſeitigen häuslichen Thätigkeit niemals an jener ſtillen einfachen Gewohnheit des täglichen

Lebens und Wirkens, wodurch ja so manche halb kranke Existenz oft noch auf lange hinaus eine glücklichere Stimmung sich erwirbt und bewahrt.

Einer meiner gewöhnlichen Abendspaziergänge war damals der über die dicht vor meiner Wohnung beginnende schöne Brühl'sche Terrasse, und wie eigen dort, wo man damals noch meist sehr einsam sich befand, oft die Witterungs- und Lichteffecte mich innerlich bewegten, davon gibt vielleicht folgende Briefstelle deutlichere Kunde, indem sie zugleich den poetischen Reflex zur vollsten Anschauung bringt, welchen dergleichen größere und mir so neue Scenerien auf mein inneres Leben damals werfen konnten: „Ich komme eben von einem Spaziergange im Brühl'schen Garten in später Dämmerung. Der Himmel war gleichförmig grau, kleinflockigen Schnee trieb der Nordwind über die glatte Terrasse, die Elbe verlor sich aufwärts und abwärts im Nebelgrau, die gewaltige Kuppel der Frauenkirche ragte als dunkler Schatten über die niedrigen Häuser, und die Brücke erschien mir wie ein Trauerband über den schönen Strom gelegt, als Zeichen seiner baldigen Erstarrung. Das Eigenthümlichste aber war die Vorbereitung zu dieser Erstarrung selbst: es war der Fluß nämlich bedeckt mit tausend und tausend langsam forttreibenden dünnen Eisschollen, gleichsam weißen Inseln, welche im langsamen Bewegen fortwährend zusammenstießen und seltsam aneinanderklirrten. Es war höchst anziehend, zu sehen, wie aus dem Nebel die Massen hervorschwammen, näher kamen, mit dem eigenen monotonen Geräusch vorüberzogen, und endlich hinter dem dunkeln Bande der Brücke verschwanden. Es war mir, als blickte ich auf den Strom der Zeiten, sähe unzählige Geschlechter aus dunkeln Quellen hervortreten, vorüberrauschen und verschwinden. Ich dachte an vieles dabei! Das Ernste des Schauspiels wurde noch gehoben dadurch, daß alle kleinen Schiffchen und Kähnlein dem erstarrenden Strom ausgewichen

waren, und er so ganz sich selbst überlassen erschien, ein großes einsames Bild periodisch erlöschenden Lebens."

Ich habe späterhin die Anschauungen mancher solcher Wanderungen abends niedergeschrieben und die zweite Auflage meiner „Briefe über Landschaftsmalerei", auf die ich noch weiter unten zurückkomme, enthält im Anhange verschiedene derselben im Abdruck. Doch glaubt man wol, daß bei dem sonderbaren Drange meines Innern zur Malerei diese Phantasien nicht blos in Worte gefaßt blieben, sondern manche davon auch bildlich auf dem Papier oder der Leinwand sich krystallisirten. Noch in dem eben angezogenen Briefe beschrieb ich so eine Zeichnung, die ich jetzt noch in meinem Portefeuille verwahre und welche recht sichtlich aus eben jenen ersten Eindrücken des Winters in Dresden hervorgewachsen war. Ich theile auch diese Stelle mit, weil sie helles Licht wirft auf die Art und Weise, wie gerade in mir Natureindrücke zu poetisch-bildlichen Darstellungen allmählich sich metamorphosirten, ein Vorgang, welchem man immer etwas tiefer nachgehen mag, weil er doch am Ende derjenige bleibt, nach welchem von jeher auch so weit größere und vollkommenere Kunstwerke echter Art empfangen und entstanden sind:

„Bei der größern Natur in Dresdens Umgebung und den reinen Farbentönen, die bei der weitern Ferne sich hier deutlicher darstellen, fühle ich das Enge, das Unreine meiner frühern Bilder nur zu lebhaft. So viel ist sicher, entweder male ich künftig gar nicht mehr, oder was ich male, muß einen größern, freiern und reinern Charakter erhalten. Componirt habe ich eigentlich jetzt noch gar nichts, als eine große Kreidezeichnung auf gefärbtes Papier, eine Idee, welche Folge ähnlicher Naturscenen, wie die oben geschilderte war. Ich habe darunter gesetzt «Χειμων». Es ist ein schwebender gewaltiger Greis, mit langem, fliegendem Haar und Bart, in einen weiten Mantel gehüllt, zieht er über ein gebirgiges

Thal in dicker, nebeliger Luft dahin, ſelbſt eine gigantiſche Luftgeſtalt. Ich dachte an das Winterwetter (Χειμων), welches jetzt ſo mit dicken Nebeln ſich über die Länder lagert und alles Erfreuliche in der Natur dem Menſchen verhüllt."

Oftmals habe ich ſpäterhin angeſetzt, dieſe Skizze zu einem großen Oelbilde zu verarbeiten, dem gewiß eine eigene dämoniſche Wirkung nicht gefehlt haben würde; es iſt indeß, wie bei ſo viel Aehnlichem, nur bei dem Gedanken geblieben!

Wenn ſonach in dieſer Weiſe Natur und Kunſt mannichfaltig beitrugen, bei aller Armuth äußern Daſeins einen höhern Pendelſchwung des innern Lebens zu erhalten, ſo war es doch eigentlich der Geiſt wiſſenſchaftlicher Forſchung, der dieſen Schwung ſtets am meiſten neu anregte und zuletzt wol am weſentlichſten bedingte. Wie aber dem wahren Künſtler und Dichter alles, was das Leben bietet, zur fruchtbaren poetiſchen Aufgabe werden kann, ſo wird auch der rechte wiſſenſchaftliche Geiſt, und namentlich dann, wenn er ſich den Naturwiſſenſchaften zugewendet hat, in jeder Lebenslage reichen Stoff und vielfältige Anregung zu neuer Thätigkeit finden. So ging es denn auch mir! Kaum war ein Jahr in dieſem neuen Wirkungskreiſe vergangen, ſo ſtiegen in meinem Geiſte die erſten Gedanken auf zu zwei Werken, die vielleicht am meiſten unter allem, was ich literariſch geſchaffen habe, praktiſch im großen gewirkt haben und von der Menge der Aerzte am meiſten geleſen, ausgebeutet und anerkannt worden ſind, nämlich zu jenen beiden Lehrbüchern, von denen das eine („Lehrbuch der vergleichenden Zootomie") das weite Gebiet wunderbarer Verſchiedenheit im innern Bau thieriſcher Geſchöpfe, nach ſeinem Bedingtſein durch höhere Einheit darzuſtellen beſtimmt war, während das andere („Lehrbuch der Gynäkologie") die geheimnißvolle Natur des Weibes im geſunden und kranken Zuſtande, und zwar ebenfalls aus dem Ganzen und als Ganzes, dem Schüler vorführen ſollte. Das letztere wuchs

allmählich heran an meinen Vorarbeiten zu den täglichen Vorlesungen, die mein Amt erforderte, das andere war mehr die Nachwirkung meiner in Leipzig gehaltenen Vorträge, und galt mir deshalb als höhere Aufgabe, weil ich früh schon es erkannt hatte, daß die tiefere und gesunde Anschauung der Grundwahrheiten aller Physiologie nur erreicht werden könne, wenn alle die unendlich verschiedenen Organisationen, an welchen sich das Geheimniß des Lebens millionenfältig offenbart, mindestens in ihren Hauptverschiedenheiten vorher möglichst erkannt und nach ihrer Bedeutung verstanden sind.

Nach alle diesem wird man daher jetzt einen Ueberblick haben, wie ich so halb in der realen Welt meiner Familie, meiner Schüler und Schülerinnen und meiner Kranken, und halb in der idealen Welt meiner literarischen und künstlerischen Bestrebungen lebte, manchmal das Incohärente beider oft schwer fühlend, und doch im ganzen mehr und mehr vorwärts kommend. Von der selbstquälerischen Stimmung, die mich indeß dabei immer noch mannichfaltig bedrängte, mag Folgendes aus einem alten Tagebuch einigermaßen einen Begriff geben: „18. Jan. 1815 abends ... Wird nicht, indem sich das Leben jetzt soviel mehr nach außen wendet, das Innere endlich zurückbleiben? Es mag freilich wol Zweck des Lebens sein, daß der Mann, wenn er erst viele Strahlen in seinem Focus gebrochen hat, nun auch das Licht wieder ausstrahle und so sich nach außen wende; allein dann muß er selbst jedenfalls erst ganz hinreichendes Licht gesammelt haben; ich aber fühle in mir den Focus noch nicht scharf begrenzt und fixirt, daher kehre ich mich nur mangelhaft zur Außenwelt, und selbst dies scheint mich in meinem Wesen noch mehr zu zerfasern. Manches in meinen Verhältnissen ist besser geworden, wird's auch mit dem Geiste so sein? Vielleicht! Wird dieser endlich wirklich sich zur Klarheit entwickeln? Vielleicht! Und so auf alles, was dem Menschen am wichtigsten ist, mit «Vielleicht» geantwortet! O! wer kann

es aushalten, erkennen zu müſſen, daß doch eigentlich der Menſch, entweder fledermausartig, fortwährend in zwei Dämmerungen, der der Vergangenheit und der der Zukunft, zu leben hat; oder wenn er es nun wirklich verſucht, ganz und allein dem Augenblicke zu leben, wenig beſſer als das Thier bleibt." Ein paar Monate ſpäter ſchrieb ich dann: „Der Mislaut, welcher durch den vorigen Aufſatz hindurchgeht, iſt nun wol verklungen; ich fühle, daß ich meinem Poſten vollkommen gewachſen bin, aber ich fühle zugleich, daß, wenn auch ich ihn, doch nicht er mich ausfüllt; viele Zeit bleibt mir daher übrig, und wenn ich gerade dieſe Zeit vorzüglich wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen widmen möchte und ſollte, ſo finde ich wieder anderntheils durch die ſtete Richtung auf das Alltäglich-Praktiſche meinen Geiſt oft ſo befangen, daß ich auch da weniger vollende, als ich wol könnte. Erfahre ich endlich ein friſcheres Vorſchreiten im Felde der Kunſt, ſo ſchwebe ich ſeltſam zwiſchen zwei Alternativen: entweder dieſe Kunſt gewaltſam aus mir herauszureißen und ganz der Wiſſenſchaft zu leben, oder alle freie Zeit, welche mein Amt mir läßt, unbedingt der Kunſt hinzugeben. Zum erſtern fehlt mir der Muth, zum andern zieht mich wol die Luſt, und doch erſcheint mir auch das zuletzt wieder unrecht!"

In dieſer Weiſe hatte ich alſo genug zu tragen und zu leiden an der innern Arbeit und Qual, die niemand geſchenkt wird, der irgendwie zu einer weitern Entwickelung, einer ſpätern Reife, beſtimmt iſt, und kaum begreife ich jetzt ſelbſt, wie es möglich wurde, daß bei alle dieſem innern Drängen und allem von außen Gedrängtwerden, eine ſo umfaſſende Arbeit, als die „Vergleichende Zootomie" war, nicht nur begonnen, ſondern auch dergeſtalt eifrig fortgeführt werden konnte, daß es als ein Handbuch, welches ſpäter in einer zweiten Auflage und in engliſchen und franzöſiſchen Ueberſetzungen, eine ſo weitverbreitete Wirkung üben ſollte, und überhaupt ein

ſo großes Material erforderte, bereits im Jahre 1818 ausgegeben werden konnte, und zwar ausgegeben, begleitet von zwanzig Kupfertafeln, die ich alle ſelbſt gezeichnet, auch ſelbſt radirt hatte. Indeß, was vermag nicht der Menſch, wenn eine innere Begeiſterung ihn treibt und fördert! Die begeiſternde Idee für mich bei dieſer Arbeit war aber keine andere, als die auch ſchon bei meinen leipziger Vorleſungen mich leitende, nämlich es zu einer klaren und durch große Mannichfaltigkeit der Thatſachen genügenden Darſtellung zu bringen, wie merkwürdig die Stufenfolge, das durchaus von der Natur feſtgehaltene genetiſche Princip, an ſich ſei, nach welcher der innere Bau des Thierreichs ſich überall entfalte; darzuthun wie auch in der innern Gliederung der Organe das tiefer ſtehende Thier ein Abbild oder Analogon einer frühern Periode der Entwickelung der höchſten irdiſchen Geſtalt, d. i. der menſchlichen bleibe, und ſomit auf die tauſendfältigen Beziehungen aufmerkſam zu machen, die ſich von hier aus zur Phyſiologie und Pathologie des Menſchen herausſtellen. Ich ging deshalb hier alle die organiſchen Syſteme und großen Lebensfunctionen einzeln durch, zeigte, wie eine jegliche auf den tiefern Stufen beginnt, wies dort die große anfängliche Einfachheit derſelben nach, und ließ gleichſam vor den Augen des Leſers dieſen Wunderbau ſich allmählich mehr und mehr erheben, immer zugleich andeutend, wie eine ſolche Entwickelung nie in einer ununterbrochenen Folge vorwärts drängt, ſondern wie immer wieder ſcheinbare Rückſchritte im einzelnen vorkommen, während im ganzen freilich ein unaufhaltſames Vorſchreiten überall ſtattfindet. War doch die bisherige Betrachtungsweiſe dieſer Formen, und zwar ſogar die eines G. Cuvier, immer noch eine ſehr ſterile geweſen! Denn rein deſcriptiv, ohne eine höhere leitende Idee, hatte man gewöhnlich, den menſchlichen Bau als bekannt vorausſetzend, nur von oben nach unten herabſteigend — alſo dem Entwickelungsgange der Natur gerade

entgegengesetzt — die von ihm abweichenden Bildungsverhältnisse des Thierreichs beschrieben und dargelegt.

Hierin lag es denn wol auch, nebst einer im ganzen zugleich sehr gegenständlichen Schilderung des Einzelnen, warum dieses Werk eine schlagende Wirkung hervorbrachte, warum es schnell auf die Gesammtheit naturhistorischer Forscher sich verbreitete und überall anregend wirkte. Wie selbst mein Verhältniß zu Goethe namentlich hierdurch angeknüpft wurde, werde ich späterhin mittheilen.

Das erste Frühjahr 1815 in der schönen Umgegend Dresdens, lockte mich jetzt viel ins Freie, und indem da manche Naturzeichnung entstand, sangte ich Erquickung und neue Lust auch zu meinen wissenschaftlichen Arbeiten, aus dieser grünenden und blühenden Welt. Auch gelangte um diese Zeit ein erfrischendes Element in den Kreis meiner wenigen hiesigen Bekannten. Dr. Nasse, später als Geheimer Medicinalrath und Professor in Bonn wirkend, kam damals, noch jung und lebendig, mit seiner schönen und feingebildeten Frau und einigen Kindern nach Dresden; wir waren viel zusammen, und als jene beiden, reich begütert wie sie waren, für einen Sommermonat in Schandau sich eingerichtet hatten, suchte ich sie dort auf, und zusammen durchstreiften wir nun diese durch ihre schöne Natur längst berühmte Umgegend, lagerten uns in den kühlen Gründen an den murmelnden Wässern, ich zeichnend, er aus Grimm's „Volksmärchen" oder aus Goethe vorlesend, und dabei in vollen Zügen den Duft der Nadelwälder und die Schönheit der Dämmerungseffecte dieser Felsenthäler in uns aufnehmend. Oft freute ich mich, wenn ich diese beiden hohen schlanken Gestalten vor mir herschreiten sah, das Leben erschien mir an ihnen ungefähr wie das Ideal, das ich mir wol früher erträumt hatte; er, hellen kräftigen Geistes, sie, eine echtdeutsche Schönheit, mit reichem, blondem Haar, und Zügen in der Art der Holbein'schen Madonna, beide der Noth

des Lebens überhoben und mit vollen Segeln der Poesie und Jugendkraft vorwärts dringend. Ich fühlte dann, wie hart, dieser leichten gegenüber, in vieler Beziehung meine Lebensaufgabe war, und ahnte auch wol, welche Kämpfe mir noch bevorstehen würden; indeß gerade dadurch wieder stählte sich mein Muth, und vergleiche ich jetzt unsern beiderseitigen späteren Lebensgang, so finde ich, daß ich wol Ursache habe, sehr dankend auf den meinigen zu blicken.

Unser damaliges Zusammensein war uns indeß beiden jedenfalls sehr gesund. Wir waren von Grund aus wesentlich verschieden, hatten aber doch in vielem ein gemeinsames Ziel, und aus solchem Verhältniß ergeben sich überall und immer die nützlichsten und anregendsten Beziehungen. So schrieb ich daher mit Recht diesem Freunde zu jener Zeit die nachstehenden Zeilen in sein Gedenkbuch:

Wie oft in höchst verschiedenart'ger Richtung
Gefärbte Strahlen auseinanderbeugen,
Wie in dem anmuthsvollen Kreis der Dichtung
So vielgestalt'ge Künste sich erzeugen,
So muß wol auch verschiednes Thun und Streben
Dem Menschengeist verschiedne Bahnen geben.

Doch, wie aus aller Farben buntem Kreise
Ein neues Licht ersteht mit reinem Strahle,
Wie aller Künste vielgestalt'ge Weise
Zusammenklingt zum höchsten Ideale,
So wird der Geist trotz anderm Sein und Meinen,
In Gott dem Brudergeiste sich vereinen.

Dies Jahr führte mir übrigens noch einige andere Persönlichkeiten heran, die nicht ohne Einfluß auf meine Entwickelung geblieben sind. Durch mein Werk über Nervensystem und Gehirn war ich zunächst dem damals ältesten und berühmtesten Arzte Dresdens — Dr. Kapp — bekannt geworden. Selten noch gab er eine ärztliche Consultation, denn

hohes Alter hatte ihm mancherlei Beſchwerden gebracht, die ihn an das Haus feſſelten, indeß blieb ihm ein gemüthlich heiteres Weſen und ein Intereſſe für die Wiſſenſchaft, welches letztere er mir dadurch in erwünſchter Weiſe bethätigte, daß er, um meine fortgeſetzten Beſtrebungen für vergleichende Anatomie wiſſend, und zugleich meine geringen pecuniären Mittel, ſowie die Dürftigkeit der großen öffentlichen Bibliothek an neuern naturwiſſenſchaftlichen Werken kennend, ſich ohne weiteres erbot, mir aus London das neuerſchienene koſtbare Werk von Everard Home — „Lectures on comparative Anatomy“ — zur unbedingten Benutzung kommen zu laſſen, ein Erbieten, welches ich natürlich dankbar annahm und deſſen Realiſirung mich mannichfaltig gefördert hat, zumal da die mit großem Luxus ausgeführten Kupfertafeln des Werks mir manche Formen und Bildungen zu einer Anſchauung brachten, wie ich ſie früher noch nicht hatte erreichen können. Späterhin wurde das Werk der königlichen Bibliothek übergeben und iſt dadurch auch andern vielfach zugute gekommen.

Ich beſuchte den alten freundlichen Herrn noch manchmal, auch einſt auf ſeiner Sommerwohnung in Tharand, und ohne daß eben geiſtig ein weiterer Verkehr unter uns möglich geweſen wäre, erfreute er mich doch, als ein Bild des alten vielerfahrenen, durch ſeine Kunſt und Wiſſenſchaft zu Ehren und Reichthum gekommenen Arztes.

Eine andere mir merkwürdige Perſönlichkeit war der Landſchaftsmaler Klengel, bei welchem ich durch einen hier aus der Kriegsflut zurückgebliebenen Franzoſen eingeführt worden war, der mit Anlegung einer Anſtalt für die damals ganz neue Kunſt der Lithographie ſich viel Mühe gab. War etwas gemacht, um die poetiſche Begeiſterung für Künſtlerwelt und Künſtlerleben durch das kälteſte Waſſer der Proſa abzukühlen, ſo war es dieſe Individualität. Alt und von der Gicht zuſammengezogen, in einen ſchmuzigen Schafpelz eingewickelt

und eine vieljährige, rauchgeschwärzte Tabackspfeife im Munde, welche dem ersten besten Fuhrmann mehr geeignet gewesen wäre, als einem Professor der Kunstakademie, so fand ich das kleine vergilbte Männlein an der Staffelei, und hörte mich im breitesten und gemeinsten sächsischen Dialekt anreden, und zwar so, daß die Rede immer zwischendurch von einem kurzen Fluche unterbrochen wurde, den die zuckenden Gichtschmerzen ihm auspreßten. Bei alledem mußte ich doch die feine Fühlung des Alten für Farben und Lufttön bewundern. Er malte gerade an seiner großen Kartoffelernte, ein Bild, was späterhin als eins seiner mit Recht berühmten anerkannt worden ist, und mit Vergnügen sah ich, in welchem Grade er die eigenen Lufttöne, die Farbenbrechungen auf diesen weithingestreckten Krautfeldern, und den zarten Duft hiesiger Fernen, ganz in der eigenthümlichen Weise gerade dieses Elbthals wiedergegeben hatte. Da war nun viel zu lernen oder vielmehr abzusehen, denn von irgendeiner unterrichtenden mündlichen Mittheilung war durchaus keine Rede! Uebrigens nahm er mich sehr freundlich auf, hörte theilnehmend von meinen eigenen künstlerischen Versuchen, und kam bald darauf zu mir, um meine Sachen durchzusehen, die ihm doch ein gewisses Interesse sichtlich einflößten. Seine Aeußerungen darüber waren originell genug. „Hat die Sirene Sie och verführt!“ war der Ausruf, mit dem er mich gleich empfing, als er von meiner Liebe zur Kunst hörte, und wenn er nun diese Arbeiten selbst sah, in denen Technik und Färbung oft noch soviel zu wünschen ließ, dann rief er wol: „Hm hm! ei! ja! gekocht müßte es noch werden! Da wäre viel daraus zu machen!“ Aber freilich, wie dabei nun im einzelnen zu verfahren sei, da war wenig aus seinen Reden von ihm zu lernen.

Im Laufe dieses Jahres ordnete endlich auch mein Vater seine Angelegenheiten in Leipzig. Die Kriegsstürme hatten Haus und Geschäfte vollends zerstört; an Gewinn war kaum

mehr zu denken, und ſo, nachdem durch Verkauf und möglichſte Ausgleichung alter Verſchuldungen alle Bande dort gelöſt waren, zog er mit nach Dresden, wohin meine treffliche Mutter gleich anfangs uns gefolgt war. Hier wohnten denn die beiden lieben Alten in einem Dachzimmerchen bei mir und theilten mit uns, was eben Spärliches uns ſelbſt verliehen war, bis nach und nach bei Verbeſſerung meiner eigenen Lage es ſpäterhin möglich wurde, eine volle und heitere, hohen Jahren wahrhaft angemeſſene Bequemlichkeit auch ihnen bis zum Ende zu verſchaffen und ſie darin noch bis zu ihrer goldenen Hochzeit zu erhalten.

Uebrigens fühlte ich nun immer mehr und mehr, wie ſehr meine neue Heimat nach allen Richtungen mir zuſagte. Der eigene poetiſche Schimmer, der über Dresdens Terraſſen und Kirchen und Brücke gebreitet war (damals noch mehr wie jetzt, weil das Leben um ſoviel ſtiller und einfacher), er war ganz für mein Weſen geeignet. Welche Abende verlebte ich nicht mit meinen Phantaſien, wenn Nebelduft über die Elbe dämmerte und der Mond über den fernen bewaldeten Hügeln heraufkam, welche Träume kamen mir nicht, wenn ich über den umrankten Trümmern am Zwinger unter den alten Linden wandelte, und wie eigenthümlich wirkte nicht oftmals auch die katholiſche Kirche mit ihrer ſchönen Muſik und ihren myſtiſchen Gebräuchen auf mein Gemüth! Beſonders an den Herbſtabenden, ſo nach 4 Uhr, wenn es zeitig dunkelte, zur Vesper, zog es mich oft dahin. „Es iſt", ſchrieb ich damals „zu ſolcher Zeit gar ſchön dort! Man lehnt ſich an einen Pfeiler; vor der einbrechenden Dämmerung verſchwinden die geſchnörkelten Zierathen, es bleiben nur die hohen Gewölbe, in denen das Spiel eines rothen Lichtes von den Kerzen des Chors und des Altars gar wunderlich ſich ausnimmt; vor einem liegt die betende Gemeinde auf den Knien, und wenn dann der Prieſter bei den Tönen der Orgel den Gott dem Volke

zeigt, und alles ſich bekreuzend andächtiger betet, fliegt auch dem kühlern Zuſchauer eine heilige Regung durch die Bruſt, welcher gern ein mannichfaches Spiel poetiſcher Bilder ſich anreiht. Den Hinaustretenden empfängt dann die herbſtliche Elbgegend, aus dem Nebel, der über den breiten Fluß ſich lagert, flammen einzelne Feuer der Elbſchiffe auf, ſeltſame finſtere Wolken fliegen darüber hin, der Wanderer wickelt ſich feſter in den Mantel, und je finſterer die äußere Welt wird, um ſo heiterer geht die innere ihm auf."

So ſchien denn alſo jetzt wirklich meine neue dresdener Exiſtenz in einen ruhigen Fluß gekommen, der, obwol zwiſchen ſchmalen Ufern ſich dahinwindend, doch manche Blume mit herbeitrieb; aber eben jene höhern Geſetze, deren ich oben gedachte und in deren Folge keine Entwickelung unbedingt vorwärts drängend erſcheint, ſondern immer zeitweiſe gleichſam angehalten oder wieder rückſchreitend ſich verhalten muß, ſie waren es auch, welche es bedingten, daß es an neuer Erſchütterung und Verdunkelung nicht fehlen ſollte.

II.

Das Frühjahr 1816, von welchem ich nur neue Erfrischung und Förderung nach allen Richtungen gehofft hatte, brachte mir und unsern beiden Kindern ernstes Erkranken. Ein Scharlachfieber, damals in der Stadt herrschend, eine Krankheit, die ich soviel behandelt und nie an mir erfahren hatte, ergriff zuerst meine kleine Charlotte, dann mich selbst. Wir beide beendeten die Krankheit leicht. Aber nun erfaßte es meinen dreijährigen Knaben, bis dahin ein Bild frischer Gesundheit und heiterer Gemüthlichkeit, und am 11. Mai war er eine Leiche. Es war das erste mal, daß der Tod, den ich in hundertfältigen Gestalten wol soviel Opfer hatte fordern sehen, mir nahe ans Herz griff, und eine Eiseskälte durchrieselte mich, von der ich mich nur langsam wieder erholte. Natur und Kunst, sie waren der Balsam, der allmählich mich heilte. Es liegt etwas Wunderbares in jener Macht der Kunst, dem Menschen sein eigenes Innere im Aeußern gegenständlich werden zu lassen! So zog es mich also auch jetzt, wie im Frühjahr 1814, nach den schweren Kriegs- und Krankheitsstürmen, in allen Mußestunden wieder an die Staffelei, und je mehr die schwere Trübung des Innern und der einsame tiefe Schmerz in irgendeinem sinnigen dunkeln Bilde offenbar wurde, und wie in einer geheimnißvollen Spiegelung dort

widerſchien, um ſo mehr kehrte der Friede wieder ein und ſelbſt die wiſſenſchaftlichen Arbeiten für vergleichende Anatomie und Gynäkologie gingen nun kräftig, ja mit einer eigenen, gleichſam aus der Reſignation des Lebens gewonnenen Klarheit wieder vorwärts.

Im verfloſſenen Winter hatte ich den Dante kennen lernen. Regis war mit einem Ueberſetzungsverſuch des Inferno beſchäftigt, und bei ſeinem damaligen längern Verweilen in Dresden hatten wir in ſpäten Abendſtunden begonnen, das gewaltige Werk im Urtext zu leſen, ja zu ſtudiren, und mir war dann auch plaſtiſch darin eine neue Welt aufgegangen. Jetzt, wo ein geliebter Schatten in das geheime Dunkel einer andern Welt verſchwebt war, trat mir das Bild jenes myſtiſchen Thores, mit ſeiner ſchwarzen Inſchrift:

„Per me si va nella citta dolente"

ſeltſam und nebelhaft vor das innere Auge des Geiſtes, und es war mir ein eigenthümlicher Troſt, es, ſo gut ich vermochte, auf der Leinwand feſtzuhalten; desgleichen entſtand ein Bild tiefen innern Naturlebens — ich nannte es „Waldeinſamkeit" — und eben in dieſen Phantasmagorien vertropfte jetzt gewiſſermaßen der Schmerz, und geſundete allmählich wieder mein Geiſt. Ich ſchrieb damals: „Wieder habe ich es empfunden: ſowie der Begriff des Lebens aus dem des Seins und der Thätigkeit ſich erzeugt, wie Leben überall nur aus Vereinigung jener Momente hervorgeht, ſo iſt auch das Gefühl der Thatkraft nur geeignet, den Menſchen zu jener Weltanſicht zu fördern, wo das All als Erſcheinung eines unendlich mannichfaltigen, in ſich vollendeten und herrlichen, von ewigen Geſetzen geordneten Ganzen erfaßt wird, wo die gewaltigen Schläge des verhüllten Geſchicks ihre Schärfe mildern und der Menſch fragen lernt: Tod, wo iſt dein Stachel!"

Mit dieſer Geſinnung gelang es mir denn auch, einer neu herbeigeführten wiſſenſchaftlichen Aufgabe mich zu be-

mächtigen, deren glückliche Löſung ſpäterhin noch mannichfaltig mir zugute kommen ſollte.

Seit kurzem nämlich war das angeſtammte Regentenhaus wieder nach dem freilich faſt um die Hälfte verkleinerten Sachſen, und der König nach Dresden zurückgekehrt, die Statuten der während des Interregnum geſchaffenen Mediciniſch-Chirurgiſchen Akademie waren zu höchſter Genehmigung vorgelegt worden, und da letztere endlich erfolgt war, ſollte nun am 3. Aug., dem Namenstage des Königs, eine feierliche Einweihung ſtattfinden. Sämmtliche Profeſſoren wurden durch den Director Seiler zu einer Berathung zuſammengerufen, und daß ohne eine Feſtrede die Feier nicht gedacht werden könne, war denn bald klar. Nur von wem und über welchen Gegenſtand? das war zu beſprechen. Ich verhielt mich anfänglich dabei ſtill, da ich ohnehin Arbeiten genug vorhatte, allein als nun die Discuſſionen ganz ins Ungewiſſe gingen und ſelbſt davon die Rede war, daß der Profeſſor der Phyſik und Chemie etwa über die Farben ſprechen könnte, wobei ich mancher Angriffe auf die von mehrern Seiten mir doch ſehr wichtige und bedeutende Goethe'ſche Farbenlehre hätte entgegenſehen müſſen, ſo ſchlug ich eine Rede vor über die foſſilen Reſte urweltlicher Thiere; ein Gegenſtand, der ſogleich allgemeinen Beifall erhielt, aber auch nur von mir behandelt werden konnte. Trotzdem alſo, daß ich ſchon mancherlei Eiſen im Feuer liegen hatte, wurde nun auch dies Stück der Glut übergeben, und eine kurze Ueberſicht der geſammten Paläontologie, ſoweit ſie damals, namentlich durch Cuvier, gefördert worden war, ausgeſchmückt mit manchen frappanten Einzelheiten, die bei dieſen Gegenſtänden ſo reichlich ſich aufdrängen, bildete bald ein Ganzes, welches dem Faſſungskreiſe einer aus ſehr verſchiedenen Elementen zuſammengeſetzten Zuhörerſchaft wol zuſagen konnte. Am 3. Aug. verſammelte ſich denn, um der Feier beizuwohnen, in dem Hörſaale der Akademie nicht

nur alles, was zunächſt auf das neue Inſtitut Bezug hatte, ſondern auch die Präſidenten, Miniſter und ſelbſt, geleitet von dem General von Watzdorf, ihrem Erzieher, die jungen Prinzen, von denen ich zu jener Zeit noch nicht ahnen konnte, daß ich ihnen einſt ſoviel näher treten ſollte. Ich hatte die Genugthuung wahrzunehmen, daß mein Vortrag lebhaftes Intereſſe erregte und offenbar den meiſten als eine Entſchädigung erſchien für manches Langweilige, was bei Gelegenheiten dieſer Art gewöhnlich mit angehört werden muß. Haben doch die Naturwiſſenſchaften allemal einen gewaltigen Vortheil über andere ähnliche Aufgaben, indem ſie einestheils den Menſchen gewiſſermaßen unmittelbar packen, und anderntheils durch ihren unermeßlichen Reichthum, wie durch ihr Allumfaſſendes, mindeſtens eine gewiſſe mittlere Region der Theilnahme ſtets im höchſten Grade aufzurufen geeignet ſind. Es wird hierbei nicht der Verſicherung bedürfen, daß ich nie daran gedacht habe, dieſe Rede der Oeffentlichkeit zu übergeben. Sie liegt noch unter meinen Papieren, und ſchon acht Jahre ſpäter, an meinem fünfunddreißigſten Geburtstage, hatte ich mit großen Buchſtaben auf die Rückſeite des Titels geſchrieben: „Dieſe Rede iſt zu datiren und zu erklären aus einer Larvenperiode meines Lebens, und der geringe Sinn, der aus vielem dort noch hervordunkelt, wurde ſpäter in Entwickelungsperioden mancher Art zur Genüge abgeſtreift.“ Man kann hieraus leicht erkennen, daß auch dieſe Arbeit ſonach zu jenen Zeichen gehörte, von welchen ich oben ſagte, daß mir jetzt der Rückblick auf ihre Lebensperiode ein gewiſſes Grauen abnöthige, und zwar deshalb, weil ich mich an ihnen wie an einem geſpenſtiſchen Doppelgänger einestheils wol erkenne, anderntheils aber auch gerade gar nicht wiederfinde. Freilich hat nun übrigens ſeitdem auch das Material jener Lehren von den foſſilen organiſchen Ueberreſten früherer ungemeſſener Zeitalter des Planeten einen ungeheuern Zuwachs und eine ganz an-

dere wiſſenſchaftliche Geſtaltung erhalten. Wer war, der nicht damals auf die Worte des Alten der Berge von Freiberg ſchwor? Dieſer Bergrath Werner, deſſen perſönliche Bekanntſchaft ich bald nach jener Feier ſelbſt machte, hatte ſein Syſtem von der regelmäßigen Aufeinanderfolge der Urgebirge, Uebergangs- und Flötzgebirge und des aufgeſchwemmten Landes, ſcheinbar ſo feſt gegründet und durch Schüler aus allen Weltgegenden ſo ſehr wieder nach allen Richtungen verbreiten laſſen, daß ein Untergehen deſſelben faſt eine Unmöglichkeit ſchien; und doch war ſchon ein paar Jahrzehnte ſpäter, eben durch das genauere Studium der untergegangenen Pflanzen und Thiergeſchlechter, ſowie durch das der Geſchichte vulkaniſcher Erhebungen und Ausbrüche, dieſes ganze Lehrgebäude ſelbſt, gleichſam wie von einer vulkaniſchen Gewalt umgeſtürzt und durch neue, auf die Arbeiten eines Leopold von Buch und Elie de Beaumont gegründete Anſichten verdrängt! Anſichten, welche denn abermals im Fluß der Jahre mannichfaltige Modificationen erfahren werden und zum Theil ſchon erfahren haben. Und wie ſehr iſt außerdem, namentlich ſeit man die mächtige zerlegende und beſtimmende Kraft des Mikroſkops auch nach jenen Tiefen gerichtet hat, ja ſeit Ehrenberg die Bildung ganzer Gebirge als aus den Trümmern unendlich kleiner Geſchöpfe entſtanden nachgewieſen hat, dieſes Feld erweitert worden! Kurz in allen dieſen Beziehungen war alſo jene Rede eine wahre Kindesarbeit, und doch hatte ſie damals ihren Zweck vollſtändig erfüllt, ſie paßte in die Zeit, ſie hatte die hoch und niedrig geſtellten Hörer intereſſirt, und meine Darſtellungsweiſe und Eigenthümlichkeit zuerſt in weitern Kreiſen Dresdens bekannt gemacht. Es gibt überhaupt eigene Betrachtungen, wenn man das Leben eines Menſchen nach dem Werthe der einzelnen Ereigniſſe, an denen es ſich heranbildet, verfolgt! Wie vieles, ja wie das meiſte, ſcheint da blos momentaner Bedeutung, und ungefähr ebenſo

wie in der Geſchichte der Menſchheit Tauſende von Individuen ihr Daſein ableben, ohne daß äußerlich erkennbar eine Spur davon zurückbleibt, obwol unbedingt vorausgeſetzt werden muß, daß jedes derſelben, wenn auch nur als Sandkorn, an dem ganzen ungeheuern Tempelbau irgendeinen Zweck durch ſeine Exiſtenz erfüllte, ſo haben ſcheinbar auch wenige Ereigniſſe im Leben des Einzelnen eine unmittelbare Folge und einen bleibenden Werth, und doch, wenn man genauer erwägt, iſt nun nichts ſo klein und ſo unbedeutend, daß es nicht als weſentliches Glied in die ganze Kette gehörte, und oft weit mehr zu dem Bau im ganzen beiträgt, als man augenblicklich davon vorauszuſetzen geneigt war. Namentlich die jüngern Jahre ſind es aber, in denen man ſtets bereit iſt, das Einzelne ſeiner Begebenheiten ganz ungeeignet und oft wegwerfend zu behandeln, und zwar inſofern wieder mit einem gewiſſen Recht, als hier die Strömung thatſächlich noch zu gewaltſam vorwärts drängt, um jede Einzelheit ganz ihrem Werthe nach gelten zu laſſen, während das höhere Alter weit mehr berufen bleibt, auch hier, wie in ſo manchem andern, Gerechtigkeit zu üben. Sieht man doch daher, daß auch ich jetzt jener Jugendarbeit ihre eigentliche Bedeutung gern bewahre und ſie nicht für ganz ſo gering anſchlage, als ich dazu nach der oben mitgetheilten Selbſtkritik vor einigen dreißig Jahren bereit war.

Ich muß nun hier ferner und zunächſt eines Mannes gedenken, der von manchem Einfluſſe auf mein Leben war, zugleich aber auch an und für ſich als ärztliche Celebrität nähere Erwähnung fordert; es war dies Fr. Ludw. Kreyſig, Leibarzt des Königs und Profeſſor der innern Klinik, früher ſeinen Regenten nach Warſchau begleitend, als Napoleon dieſes neugeſtiftete Herzogthum dem Könige mehr aufgedrungen als gegeben hatte, und dort ſich eine beſonders ergiebige Praxis erwerbend, war er ſpäter mit gleicher Treue demſelben Monarchen, als deſſen Glückſtern ſich gewendet hatte, in die Ge-

fangenſchaft gefolgt. Nicht ohne ſein Vorwiſſen und Mitwirken hatte Seiler, mit welchem zuſammen er anfänglich an der Univerſität Wittenberg als Profeſſor wirkte, den Plan zur Organiſation der Chirurgiſch-Mediciniſchen Akademie entworfen, und jetzt, nachdem er mit dem angeſtammten Königshauſe nach Dresden zurückgekehrt war, hatte er denn auch hier die ihm aufbehaltene Profeſſur ſofort angetreten. Durch ſeinen Neffen Dr. Franke, Coaetaneus von mir aus Leipzig, und ebenfalls hier mit einer Profeſſur betraut, einen wohlwollenden und befreundeten Collegen, kam ich bald auch mit Kreyſig ſelbſt in nähere Berührung. Es war viel wiſſenſchaftlicher Sinn in ihm. Sein Werk über die Herzkrankheiten hatte ihm in der ärztlichen Welt einen bedeutenden Ruf verſchafft, dabei theilte er die Neigung ſeines Königs für Botanik, und nahm gern Antheil auch an dem, was ich ihm auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und Phyſiologie irgend Neues mittheilen konnte; ja er war einer der wenigen, die ſelbſt meinen künſtleriſchen Productionen ein gewiſſes Intereſſe zuwendeten, und den nothwendigen Zuſammenhang erkannten, in welchem dieſe Neigung mit meinen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen ſtand, anſtatt daß andere ſo gern hier das Thema von Zeitverſplitterung und unerſprießlichem Dilettantismus aufnahmen, ſobald auf dieſe Dinge die Rede kam. Was mich insbeſondere betraf, ſo habe ich ihm jedenfalls in dem viel zu danken gehabt, was ihn als Arzt auszeichnete, und was ich nicht verfehlen konnte mir zum Theil mit anzueignen, als ich bei Vermehrung eigener ärztlicher Wirkſamkeit öfters mich veranlaßt ſah, Kranke zugleich mit ihm zu behandeln. Kreyſig ſtammte noch aus der ältern humoralpathologiſchen oder ſogenannten gaſtriſchen Schule, aber er hatte das aus jenen Theorien wirklich Brauchbare auf eine eigenthümliche, oft geniale Weiſe vereinigt mit dem, was die Morgenröthe einer beſſern Phyſiologie ſchon damals auf die Lehre von den Krankheiten an

hellerm Lichte zu werfen im Stande war; mit Einem Worte, daß das Verfolgen und Behandeln des Krankwerdens der einzelnen organiſchen Syſteme und Organe die eigentliche Aufgabe des Arztes ſei, und daß es ein verfehltes Beſtreben bleibe, die Krankheiten ſelbſt, gleichſam als beſondere compacte Weſen, in noſologiſche Syſteme bringen, und jeder dann eine Liſte eigener adäquater Heilmittel lexikonartig zur Seite ſtellen zu wollen, dies große Geheimniß war ihm zeitig aufgegangen, und das war es, was neben ihm eigentlich zuerſt auch mir hier klar wurde.

Meine Entwickelung als Arzt nämlich, wie ich ſie in den leipziger Collegien und der leipziger Klinik durchgemacht hatte, fiel in eine ziemlich ſterile Periode der Wiſſenſchaft. Noch ſpukte in der Medicin der rohe Geiſt des Browniauismus; über die uralte zuwartende hippokratiſche Heilmethode glaubte man hinweg zu ſein, und hatte doch den feſten Boden einer wirklich phyſiologiſchen Medicin noch nicht unter den Füßen, ſodaß daher ſelbſt bei vielen Aerzten ſich nun jenes unheilvolle Schwanken und jener Skepticismus entwickelte, welche recht eigentlich den Grund abgegeben haben, daß ſpäterhin ſo widerwärtige Spaltungen den ſchönen Tempel des Aesculap zerklüfteten und daß ſeitdem der Schwarm von Homöopathen, Hydropathen, Magnetiſeuren und klugen Frauen ein offenes Feld gefunden hat. Auch in mir war daher jene innere Unſicherheit durch die feierliche Belehnung mit Doctorhut und Ring keineswegs geſchwunden, vielmehr fühlte ich mich namentlich in meinen nunmehr zur Pflicht gewordenen Vorträgen über Frauenkrankheiten oftmals, meinen Schülern gegenüber, gewiſſermaßen unheimlich, wenn ich da feſte Grundſätze ausſprechen ſollte, wo ich in mir ſelbſt noch nicht zur Entſchiedenheit durchgedrungen war. Der Vorgang eines ſoviel ältern und erfahrenern Arztes, dem gewiſſe phyſiologiſche Grundanſchauungen, wie ich ſie doch in jedem Sinne auch mein

nennen durfte, wirklich zu einer festen Basis am Krankenbette geworden waren, mußte sonach jedenfalls überall fördernd und ermuthigend auch auf mich zurückwirken. Kreysig's Grundsatz: „Ich will meinen Schülern die möglichen Störungen der einzelnen Organe und organischen Systeme kennen und behandeln lehren, dann brauchen sie gar keine Namen von Krankheiten zu wissen", regte auch mich zu mancherlei Betrachtungen auf, Betrachtungen, die sich weiter und weiter in meinem Geiste fortspannen, die mich dazu leiteten, das eigene Gegengewichtsverhältniß, in welchem in unserm Wunderbau die Systeme und Organe sich befinden, immer ausführlicher zu studiren, und es immer sorgfältiger der Natur abzulauschen, wie man durch stärkere absichtliche Erregung des einen, die zu heftige krankhafte Aufreizung des andern mäßigen, oft aber auch durch Niederhalten des einen das andere heben könne, und wie es daher in Wahrheit auf diesen und ähnlichen Wegen allerdings nicht selten möglich werde, den kranken und verworrenen Haushalt eines menschlichen Innern zum regelmäßigen Gleichgewicht der Gesundheit zurückzuführen. Indem mir übrigens hierbei ohne Zweifel eine vielseitigere und lebendigere Anschauung der physiologischen Verhältnisse zur Seite stand als manchem andern, so mußten nothwendig auch bald vielfältigere und neue Combinationen und Bedingungen des Heilverfahrens mir klar werden, und so kam denn endlich diejenige Eigenthümlichkeit meines ärztlichen Handelns zur Ausbildung, welche durch fünf Jahrzehnte hindurch mich mit mannichfaltigen günstigen Erfolgen belohnt hat, und hoffentlich auch späterhin noch einige derselben mir gewähren wird.

War indeß jener 3. Aug. bestimmt gewesen, mich von wissenschaftlicher Seite in Dresdens gebildeter Welt einzuführen, so war es sonderbarerweise derselbe Tag, der mich auch in künstlerischer Beziehung hier veröffentlichen sollte. An diesem Tage nämlich, dem Namenstage des Königs, war es üb-

lich, die Kunſtausſtellung beginnen zu laſſen, und eigentlich halb durch einen Zufall wurde ich noch veranlaßt, die beiden obenerwähnten größern Bilder: Den Eingang zur Unterwelt und Die Waldeinſamkeit, nebſt zwei kleinern, einem Herbſtnebel und dem Bilde eines Kirchhofs, unter dem Symbolum „Feſttagsarbeiten eines Kunſtfreundes“ dorthin zu geben. Man kann nämlich ſich wol denken, daß allemal ein gewiſſer Entſchluß dazu gehört, mit ſolchen ſtillen Gedanken gleichſam auf einmal laut zu werden. Heinroth, dem ich von dergleichen zuweilen geſchrieben und geſprochen hatte, wollte nichts davon hören und rief mir zu: „bene vixit qui bene latuit“ *); allein dergleichen kam mir doch etwas mönchiſch vor, und andere Freunde drängten mich denn auch wol geradezu zum Hervortreten. Bei alledem fehlte es den größern Bildern an Rahmen und mir an den eben überflüſſigen Mitteln, die Koſten derſelben zu beſtreiten. Nun hatte man uns zwar einen Ort bezeichnet, wo dergleichen alt und doch noch brauchbar für mäßige Preiſe zu finden wären, mein Vater aber hatte darum ſich vielfach gemüht, ohne doch das Gewünſchte zu erreichen. So kam denn der feſtgeſetzte Termin zur Anzeige der Kunſtwerke heran, und ich hatte ſchon den Gedanken der Ausſtellung ganz aufgegeben, als bei einem Antiquar, nach andern Dingen fragend, meiner Frau ganz unvermuthet zwei große wohlerhaltene Rahmen um ein höchſt Billiges angeboten wurden, welche mit weniger Aenderung gerade zu den größern Bildern paßten. Dieſe Stimme des Zufalls entſchied; die vier Schatten meiner poetiſchen Gedanken wanderten dorthin, und weil damals in all ſolchen Dingen noch eine größere Einfachheit und Gemüthlichkeit herrſchte, ſo war es auch ganz die geeignete Zeit für dergleichen, und ſie erwarben ſich ſogar hier und da Freunde, ja ich erfuhr ſpäter, daß ſie auf einen

*) Der lebt wohl, der ſich wohl verbarg.

Künſtler Eindruck gemacht hatten, den ich in ſeinen Landſchafts-poeſien ſehr hoch ſtellte und zu dem ich in den folgenden Blättern oftmals zurückkommen werde, auf Friedrich. Zunächſt verſchafften ſie mir die Bekanntſchaft des Verfaſſers eines jetzt längſtvergeſſenen Buchs über Landſchaftsmalerei, des Bibliothekar Semmler, eines kränklichen, ſtillen dresdener Gelehrten, der in ſeiner Weiſe denn doch auch dem poetiſchen Princip dieſer Kunſt das Wort redete, und mir hin und wieder durch Gefälligkeiten an der königlichen Bibliothek nützlich wurde; außerdem fand ich dieſer Bilder in einer, wahrſcheinlich von ihm ſtammenden Kritik des Morgenblattes gar anerkennend gedacht — und ſo konnte ich hier, wie ungefähr bei jener Rede, mit dem Erfolg ganz gut zufrieden ſein.

Ich erwähnte oben, es ſei damals noch ein mehr einfacher und gemüthvollerer Sinn in Dresdens Kunſtrichtung geweſen, und ich kann faſt ſagen, daß dies von Deutſchland überhaupt galt, innerhalb deſſen zu jener Zeit die Kunſtakademie Dresdens noch eine gewiſſe tonangebende Stimme behauptete. Ich will darüber mich hier ſogleich etwas ausführlicher ausſprechen, da doch einmal derlei Gegenſtände noch manchmal in dieſen Blättern vorkommen müſſen.

Es führt aber jedenfalls zu eigenen Betrachtungen, wenn man durch verſchiedene Zeitalter hindurch der Geſchichte der Kunſt zu folgen verſucht! Die merkwürdigen Schwankungen namentlich, hier wie in jeder Geſchichte, geben dann allemal zu denken genug. Wie vielmal hat ſich nicht ſchon, nur in der Malerei, die Stufenfolge von kindlichen Anfängen, ſteigender Entwickelung, Höhe der Ausbildung, und dann wieder Abwelken des Geiſtes wiederholt! Die Steigerung von Giotto, Cimabue, Signorelli bis Rafael, und das Sinken durch die Caraccis bis zu Luca Giordano und den noch tiefer Stehenden, wird immer als Prototyp dieſes Ganges betrachtet werden dürfen. In Deutſchland war nun durch Frankreichs Ein-

fluß jene letzte verſunkenſte Periode der Kunſt am Anfang des 19. Jahrhunderts bekanntlich die allein geltende geworden, eine wahre Verſumpfung hatte platzgegriffen, und man traut jetzt kaum ſeinen Augen, wenn man Werken begegnet, die zu jener Zeit ſich wirklich eines gewiſſen Rufs erfreuten. Auch in Dresden theilte die Kunſt dieſes Schickſal. Seit dem doch ſchon ſehr kühlen A. Rafael Mengs, welcher 1779 verſtarb, war von Hiſtorienmalerei gar nicht mehr die Rede, kaum daß noch einige wackere Porträtmaler — ſo der in Kinderköpfen beſonders glückliche Chriſt. Lebr. Vogel, und der kernhafte Ant. Graff (verſtorben 1813) — eine gewiſſe Auszeichnung verdienten. So herrſchte denn auch noch, als ich nach Dresden kam, eine große Flauheit der Kunſt vor, und jedermann weiß, wie namentlich im geſchichtlichen Fache, erſt ſo viel ſpäter, durch den neuen aus den Schulen von Cornelius in München und Schadow am Rhein hervorgegangenen Einfluß, eine merkbare Erfriſchung und Erhebung derſelben herbeigeführt wurde. Achtet man jedoch auf das Eigenthümliche ſolcher Perioden der Erniedrigung, ſo wird man oft finden, es iſt dann eine Art von Schwüle in der Luft, eine gewiſſe Stille, die auf etwas neu Kommendes, und ſomit wieder auf eine künftige Entwickelung deutet. Brechen dann wirklich die erſten jungen Triebe der Erneuerung hervor, ſo iſt denn zugleich eine beſondere Theilnahme, ein allgemeineres Intereſſe daran vorhanden, ein Intereſſe, welches gewöhnlich ſich mehr verliert, wenn nun wieder die volle Zeit des Treibens angebrochen iſt, und Kunſtwerke bedeutender Art in ganzen Maſſen ſich hervordrängen. Solche ſtille Zeit nun, mit nur noch einzelnen ſich ankündigenden Trieben war alſo damals auch um mich her: Friedrich mit ſeiner etwas ſtarren und trüben, aber hochpoetiſchen Weiſe, war überhaupt und insbeſondere in der Landſchaftsmalerei der erſte, der hier das Philiſterthum angriff und aufſchüttelte, und es hatte viel Aufſehen gemacht, als

über eins ſeiner Bilder, ein Crucifix auf dem Felſen unter dunkeln Tannen und vor den verglühenden Wolken der Abendröthe, ein literariſcher Streit ſich erhob, der für ihn, von dem ihm befreundeten Gerh. von Kügelchen, gegen ihn von einem banalen Dilettanten, einem gewiſſen Herrn von Ramdohr, zum Nachtheil des letztern durchgefochten wurde. Dabei war die Zahl der Kunſtwerke, die entſtanden, im ganzen gering. So eine damalige Ausſtellung füllte etwa drei mäßig große Räume, eins, das Profeſſorenzimmer genannt, für die Herren von der Akademie (um eine gehörige Rangordnung zu beobachten), eins für die Fremden, die Kunſtfreunde und die nicht zünftigen Künſtler, und eins für die akademiſchen Schüler. Hier war denn die Ueberſicht nicht ſchwer, das Publikum, im ganzen gemüthlich gebildet, hier und da phantaſtiſch, durch den einige Zeit in Dresden lebenden und ſchreibenden Dichter Hoffmann aufgeregt, nahm überall thätigen Antheil, und der Boden fand ſich ſomit für junge Kräfte ganz gut vorbereitet, Umſtände, denen ich es mit zuſchreiben darf, daß die mir eingeborene Neigung zur Kunſt hier ſowol praktiſch als reflectirend mehr und mehr ſich entwickelte, und ſo doch einige Früchte tragen konnte, die manchem zugute gekommen ſind. Eine der erſten, die ich wol nennen darf, da ſie auf viele anregend gewirkt hat, und ſpäter auch von Goethe mit beſonderer Theilnahme aufgenommen worden iſt, waren meine „Briefe über Landſchaftsmalerei", zu welchen um dieſe Zeit der Grund gelegt worden iſt, und welche ich noch jetzt als ebenbürtig ſpätern Werken anerkennen darf. Es trat in dieſen Briefen eine eigenthümliche Vermählung von Wiſſenſchaft und Kunſt hervor, und dies iſt es auch jedenfalls, wodurch ihnen eine bleibende Stelle in der Literatur erhalten werden wird. Das, was um jene Zeit Schelling durch den Begriff der Weltſeele auszuſprechen ſuchte, es war recht eigentlich der Cardinalpunkt, um welchen ſich dieſe Gedankenzüge bewegten. Erſt wenn man

in der weiten großen Natur der Oberfläche des Planeten das lebendige geiſtige Princip erkannt oder mindeſtens geahnt hat, bekommt ja alle Scenerei der Landſchaft einen höhern und mächtigern Sinn; erſt von da aus verſtehen und empfinden wir das geiſtige Band, welches die Regungen und Umgeſtaltungen des äußern Naturlebens an die Gefühlsſchwankungen unſers Innern mit dieſer geheimen Gewalt feſſelt, und erſt von da aus kann auch eigentlich klar werden, was die weſentlichen Forderungen ſind, welche wir an die Landſchaftsmalerei, oder, wie ich ſie beſſer zu nennen vorſchlug, an die Erdlebenbildkunſt, dann zu machen berechtigt ſind, wenn ſie diejenige hohe Stellung wirklich einnehmen und ausfüllen ſoll, welche wir für ſie von jenem Standpunkt aus in Anſpruch nehmen dürfen. War mir doch ſelbſt erſt bei Betrachtungen dieſer Art klar geworden, warum in mir naturwiſſenſchaftliche Studien und jene künſtleriſchen Beſtrebungen ſo eng Hand in Hand verflochten waren (ebenſo wie etwa das Zeitalter erwachender Naturphiloſophie auch erſt die Landſchaftskunſt erweckt hat), und ich verſtand nun noch beſtimmter als früher, warum dann, wenn ich z. B. das Weſen der Pflanze im einzelnen und in ihren verſchiedenartigſten Gattungen zu erforſchen bemüht geweſen war, der Anblick von Wieſen und Wäldern — als maſſenhafteſte Zuſammenſtellung unzähliger einzelner Pflanzen — gerade mit um ſo tieferm poetiſchen Gefühl mich durchdrang? Geſchah es ja doch unbedingt aus keinem andern Grunde, als weil daſſelbe, was dort zuerſt nur in einzelnen Tönen vernehmbar geworden war, hier ſofort in weitgreifenden Accorden und in allumfaſſenden Harmonien mir entgegenrauſchte. Daß dabei freilich in den Maſſen der Menſchheit keine ſolche klaren Erkenntniſſe als Grund des Wohlgefallens an den Schönheiten der Landſchaftsmalerei vorausgeſetzt werden durften, darüber war ich nicht im geringſten in Zweifel, aber daß die Ahnung von ſolchen Beziehungen es

ſei, die auch da zuletzt maßgebend und entſcheidend bleibe, davon hatte ich ſchon damals die beſtimmteſte Ueberzeugung gewonnen und werde ſie nie verlieren.

Man hätte nun vielleicht glauben mögen, daß, weil Kunſt und Wiſſenſchaft mich geiſtig immer mehr und mehr nach ihrem Heiligthume fortzogen, dagegen der tägliche Beruf meines damaligen Lebens mit aller ſeiner Proſa, mir eine bloße Laſt geweſen, und nur nothgedrungen und obenhin von mir verwaltet worden wäre, etwa wie J. J. Rouſſeau Noten abzuſchreiben pflegte, oder Spinoza neben ſeinen philoſophiſchen Studien das Glasſchleifen trieb, um ſich ſeinen Unterhalt zu gewinnen, aber ich darf verſichern, daß dies keineswegs der Fall war. Der Himmel hatte mir darin eine eigene Gabe verliehen, die mir und andern doch gar mannichfaltig im Leben zugute gekommen iſt, nämlich mit ziemlich gleicher Energie und Ausdauer ebenſo einerſeits in das kleinſte Detail praktiſcher Thätigkeit, als andererſeits auch wieder in die verborgenſten Tiefen einer reinen Abſtraction mich verſenken zu können, und ſo koſtete es mir alſo durchaus keine ſchmerzliche Ueberwindung, oft mitten aus meinen vergleichend anatomiſchen Studien oder aus phyſiologiſchen und pſychologiſchen Speculationen, ja auch wol von dem Entwurf irgendeines mir lieb gewordenen Gedankenbildes, hinabzuſteigen zu meinem Lehrzimmer und mich auch da wirklich herabzulaſſen zu den ſchwachen Faſſungskräften meiner Schülerinnen und zu den oft nicht viel ſtärkern ſo mancher unter dieſen Chirurgen und Militärärzten. In Wahrheit, ich darf es ſagen, es war ein großes Maß von Berufstreue in mir auch für dieſes Wirken! Die Ueberzeugung war mir zu lebendig, wie unendlich wichtig in ſeinen Folgen einmal dieſer Unterricht — Frauen und Kindern in den gefahrvollſten Lebenslagen auf die rechte Weiſe Hülfe zu leiſten — werden müſſe, die größte Genauigkeit und die friſcheſte kräftigſte Darſtellung erſchien mir hier ganz unerlaß-

lich, und ein Beweis, daß meine Mühe und Sorgfalt gute Früchte trug, war die außerordentliche Anhänglichkeit und Liebe, mit welcher dieſe oft ſo ganz roh vom Lande hereingekommenen Frauen, und großentheils auch meine männlichen Zuhörer, an mir feſthielten; ja auch von den Behörden blieb alles dies nicht unbemerkt, denn kaum hatte ich das zweite Jahr meiner Profeſſur vollendet, als mir eine nicht unbedeutende Zulage in ſehr erwünſchter Weiſe bewilligt wurde.

Sei hier übrigens zur Vervollſtändigung dieſer Schilderung meiner damaligen Lage noch folgende Briefſtelle mit beigefügt: „Die ſo eigene Klarheit und Stille dieſes Frühlingsmorgens, der perlgraue Nebel, der auf Bergen und Thälern ruht, ſowie die Schönheit des breit hinſtrömenden Fluſſes, dies alles würde Sie, wenn Sie hier wären, nicht ohne Rührung laſſen; und dann, daß Sie das nun ſo ganz auskoſten könnten, daß nicht eine kliniſche Anſtalt Ihrer ſchon ½7 Uhr wartete, daß Sie einen ganzen freien Morgen vor ſich ſähen, etwas, das ich jährlich nur an wenig Tagen erſchwinge; das wäre wol herrlich! Ja die Muße iſt wie die Muſe ein köſtlich Ding, und ich ſcheue für beide keine Aufopferungen, welche blos mich angehen, nur das Wohl anderer kann und darf ihnen nicht nachſtehen! — und freilich von hier eben gehen meine ewigen Störungen aus; — jedoch, lernt man nur immer mehr alles der Art als ganz nothwendig und gut betrachten, bringt man immer mehr den tollen Unmuth über ſolche Eingriffe in unſere Meditationen zum Schweigen, und hält ſich feſt an die herrlichen Schlußworte der Antigone:

Das Höchſte wol von allem iſt Beſonnenheit!

ſo fühlt man bald im Innern ſich freier, immer weniger von dieſen Dingen gehindert und unterbrochen, und zu dieſem Punkte, dem ja der Deutſche durch ein gütiges Geſchick von Natur ſchon näher gerückt iſt, ſteuere ich nach Kräften.“

Meine Hauptaufgabe in dieſer Zeit blieb mir jedoch bei alledem immer mein vergleichend anatomiſches Handbuch! Da waren Excerpte zu machen, Zeichnungen zu entwerfen, Platten zu ätzen, vorzüglich aber Thiere zu zergliedern, Präparate zu vergleichen, und eine concentrirte und doch lichtvolle Faſſung der einzelnen Abſchnitte des Werks ſelbſt anzuſtreben, ſodaß wirklich ausnehmend mit der Zeit gegeizt werden mußte. Glücklicherweiſe war meine Geſundheit gut und mein Gemüth jetzt heiterer, letzteres namentlich mit dadurch, daß ich den früher ſchon mehrfach gedachten Freund, den Zeichner Dietz aus Leipzig, einige Monate bei mir hatte, eine Perſönlichkeit, die durch eine gewiſſe Schärfe etwas Anregendes beſaß, und durch ihr lebendiges Intereſſe für Kunſt mir ebenſo homogen als freilich auch in manchen andern abſtoßend erſchien; indeß wir machten Abendſpaziergänge zuſammen, laſen zuſammen, zeichneten, beſuchten auch wol die Galerie, und ſo ergab ſich doch immer ein lebendiger geiſtiger Verkehr, welcher nun einmal der vorwärts drängenden jungen Seele (ich ſtand nun erſt im achtundzwanzigſten Jahre) ſo ſehr Bedürfniß zu ſein pflegt, daß ſie eher alles andere erträgt als Mangel an ſolcher Belebung. Iſt es mir doch oft merkwürdig geweſen zu beobachten, wie haſtig der Menſch, und gerade der am meiſten innerlich befähigte, in der Jugend auf Freundſchaften ſich ſtürzt. Freunde, Geſellen, Geiſtesgefährten, er kann deren nicht genug haben, und iſt anfangs wenig wähleriſch in ſeinem Erfaſſen. Wie das Kind, wenn es allein iſt, ſich die Puppe belebt, die mit ihm Geſpräche führen muß, für die es ſorgt, und mit der es auch wol ſich ſtreitet, ſo die jugendliche Seele mit andern oft ihr ſelbſt im Innern wenig Gemäßen. Nach und nach wird es dann einſamer um uns, vieles wird uns gewaltſam entriſſen, das meiſte lernen wir aufgeben, denn die Anſprüche ſteigen und werden nur ſelten befriedigt,

und nur weniges, dies aber dann um ſo inniger, können wir bis ans Ende feſthalten.

Ich weiß nicht, ob viele ſo mit mir empfunden haben, aber in meinem Innern wogte in den zwanziger Jahren eine ſolche Flut von Empfindung, Liebe und Sehnſucht nach Anklang des Geiſtesverwandten, daß ich mich kaum damit zu laſſen wußte, und ſie oft dahin wendete, wo ich ſpäterhin einſehen mußte, daß ſie weggeworfen war.

Ich gebe noch eine Stelle aus den mehrgedachten Briefen und auch dieſes innere Drängen wird daran deutlich werden: „O Sie getreuer warmer Menſch! Nehmen Sie dieſen innigen Händedruck für Ihre letzten Zeilen! Mir ſind die Augen feucht geworden beim Leſen, theils indem mir ein innerer Kampf daraus hervorleuchtet, wo eine glühende Empfindung von einem kalten oder erkälteten Willen, gleich einem Lavakeſſel von Gletſchergebirgen, eingeengt und verdeckt wird, theils indem ich in rechter Ergebung fühlte, wie wunderbar eine verhüllte Weisheit die Menſchengeiſter durch- und aneinanderklingen läßt, damit, wie in verſchiedenen Saitenſpielen, die angeſchlagene Saite des einen die gleichnamige des zweiten mit anregt, ſo auch ſelbſt ein armer gebrechlicher Menſch doch von gewiſſen Seiten kräftig und anregend auf einen zweiten wirke, und ſomit endlich aus ſo vielfach geſtimmten Klängen eine einzige würdige Harmonie hervorgehe, der einzelne aber, wenn er dies erkannt, zugleich einſehe, daß er den Muth haben müſſe, ſich im ganzen zu fühlen, um innern Frieden, Glauben und Kraft immer vollkommener ſich zu bewahren.“

Lieſt man dieſe Worte und fühlt ihnen die innere Vibration an, ſo verſteht man gewiß, wie gewaltig es in mir auf den Pulsſchlag des innern Lebens, und dadurch zugleich auf meine Thätigkeit nach außen wirken mußte, wenn ich einen der mir näher ſtehenden Freunde zur Seite hatte, wenn

die Briefe der andern von mehrern Orten her mir Theilnahme zusagten, und ich so immer das Gefühl haben konnte, in mehrern Seelen zugleich zu leben. Spät erst gelangt man freilich auch in solcher Richtung zu der Ueberzeugung, wie vieles ebenso in diesen Regionen Scheinbild, wie weniges Urbild sei.

III.

Es ist hier nun jedenfalls auch der Ort, mich etwas ausführlicher auszusprechen über das Wesen der innern philosophischen Ueberzeugung, zu welcher ich in jenen Jahren hindurchgedrungen war, und deren Färbung denn mehr oder weniger in allen den einzelnen wissenschaftlichen Arbeiten sich spiegelte, welche damals am meisten mich beschäftigten. Früher schon ist bemerkt worden, wie mächtig die Geister, welche mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts den Anfang einer neuen Periode der Philosophie ins Leben riefen, auch auf mich gewirkt haben. Diese Naturphilosophie, wie man sie nannte, hatte, wie meist alles Neuhervortretende, zunächst etwas Unvollendetes, Rohes, Ueberstürzendes, und wirkte deshalb anfangs mehr gewaltsam und zerstörend, als erhebend und bildend. Wenn Oken in seinem philosophischen Lehrbuche Gott = Zero setzte, so waren wenige, die den Ideengang, der ihm dabei vorgeschwebt hatte, wirklich zu erfassen vermochten, als bei dem es ihm doch eigentlich nur darauf ankam, das durchaus Abstracte, ganz Gedankenhafte dessen, was ich späterhin mit dem Namen eines höchsten ewigen Mysteriums bezeichnet habe, auszudrücken. Wenn nun auch dergleichen mich keineswegs störte und keineswegs im Stande war, in mir das

tiefe und lebendige Gefühl gegen jenes erhabene Numen zu verdunkeln, welches so weit entfernt ist dem Nichts anheimzufallen, daß es vielmehr als ein an sich Unbedingtes, der einzige Grund von allem bedingt Seienden ist, so hatte es mir doch über mein eigenes Selbst und über das Wesen von Seele und Natur mitunter gewisse halt- und trostlose Gedanken gegeben. Es gehörte hierher zuvörderst die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit aller geistigen Fortdauer nach dem Tode. Macht man die natürliche Welt nur zur umgekehrten Tapete des göttlichen Geistes und ebenso das seelische Leben nur zur negativen Seite des positiven leiblichen Daseins, so ist jene verneinende Ueberzeugung eine ganz unerlaßliche Folge, und es versteht sich von selbst, daß zuletzt alle Existenz zu einer so resultat- und haltlosen Phantasmagorie, zu einem so zwecklosen Vielerlei wird, daß im höhern Sinne kaum mehr ein wahrhaftes Interesse daran genommen werden kann. Auch mich hatten denn Gedankenzüge dieser Art oft mannichfaltig verstimmt, ja sie hatten, nebst vielem Drückenden und Quälenden im Leben, an jener Melancholie Antheil gehabt, gegen welche zuweilen noch am meisten meine künstlerischen Productionen durch ihre Selbstspiegelung mir einen Widerhalt gewährten. Und doch ging dieser Einfluß nie zu tief! Ein gewisses reineres Wahrheitsgefühl lenkte mich immer wieder auf etwas Höheres hin, und mehr und mehr erhöhte sich und erstarkte so in mir die Fähigkeit des geistigen Schauens auf ein über den beiden bedingten großen Phänomenen der Welt, dem spirituellen und dem natürlichen, als ein durchaus Bedingendes und Höchstes schwebendes absolutes Göttliche. Denn dieses Schauen — wer empfände es nicht tief, der irgend bedeutende Erfahrungen im eigenen Geistesleben gemacht hat — es läßt sich nicht blos überliefern, es läßt sich auch nicht gewaltsam in der unreifen Seele aus ihr selbst erzwingen, sondern es muß erreicht werden durch ein inneres Wachsen des Geistes,

durch ein Hinauforganiſirtwerden, und bereits Goethe *) hat dieſen Weg trefflich bezeichnet, indem er ſagt: „Der Verſtand reicht nicht zu ihr hinauf, der Menſch muß fähig ſein, ſich zur höchſten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren.“ So war denn alſo um die Zeit, von der ich jetzt ſchreibe, ſchon manche Schuppe gefallen, manche Blüte im Geiſte erſchloſſen, und der Drang nach Höherm mochte ſchon um ſo manchen Schritt ſeinem Ziele näher gekommen ſein, nur eins hielt mich damals noch in Banden, daſſelbe, was ſo vielen Pilgern nach dem Ziele höherer Wahrheit bis auf den heutigen Tag noch Blei an die Füße legt, es war der immer noch misverſtandene Begriff der Kraft, als ein beſonderes Etwas, der Kraft, welche der rohere Geiſt ſo gern von dem Begriff der Materie völlig abtrennt, und nur als haftend an derſelben bezeichnet. Dieſer Misverſtand, den ich erſt weit ſpäter völlig abſtreifen konnte und welchen ich eigentlich zuerſt in meinem „Syſtem der Phyſiologie“ **) ganz ſcharf bezeichnet und widerlegt zu haben glaube, er machte mir damals noch viel zu ſchaffen und verdunkelte mannichfaltig meinen geiſtigen Blick. Ich finde in Gedenkbüchern aus jener Zeit eine Betrachtung aufgezeichnet, die in ſo mancher Beziehung den Abriß meiner damaligen Grundanſichten auch in dieſer Richtung enthält, daß deren Mittheilung hier wol ganz angemeſſen erſcheint.

„Iſt nicht“, heißt es da, „der Menſch die Erſcheinung eines Theils allgemeiner Urkraft in Zeit und Raum, welche Erſcheinung nur als Entwickelungsperiode, als Metamorphoſe dieſer Urkraft Bedürfniß war? Die Kraft will ſich ausbilden, ſie wird endlich, wie der Sohn Gottes Fleiſch wurde, ſie iſt der Funke, welcher dem innern und äußern Sinne als Le-

*) Geſpräche mit Eckermann, II, 68.

**) Zweite Auflage, I, 18.

benskraft (Nerven-, Sinnen-, Beweg-, Bildungskraft u. ſ. w.) erſcheint, und nun durch dieſe Kräfte aus verſchiedenen irdiſchen Elementen den Träger dieſer Kraft, den Leib, erzeugt. Und ſo werden Leib und Lebenskraft die endlichen Formen, unter welchen die unendliche Urkraft für kurze Zeit erſcheint, die Formen, welche ſelbſt zur Entfaltung jener Urkraft beſtimmt erſcheinen.. Das Nervenſyſtem iſt gleich der elektriſchen Figur, welche die Strahlung elektriſcher Kraft bezeichnet, allein die Kraft ſchwindet daraus hinweg, ſtrahlt ſelbſt ins Unendliche zurück, die zuſammengefügten Stäubchen verweht der Wind. Doch verweht auch wol der Wind die Stäubchen, und die Strahlung der Kraft dauert noch fort. Im Nervenſyſtem mag dies dann jedoch weniger dauern, weil hier die Figur mehr iſt als bloße Figur, weil ſie in lebendiger Beziehung ſteht mit den andern Theilen. Und iſt nicht die Welt auf dieſe Weiſe überhaupt die endliche Erſcheinung Gottes, und doch nicht Gott ſelbſt! Iſt nicht Licht in der Welt, was Nervenleben im Menſchen, die möglichſt unmittelbare Erſcheinung der unendlichern Urkraft! — Lebenskraft, Leib, Nervenkraft, Seele und alſo nur Formen der urſprünglichen Kraft, in welchen ſie ſich zuhöchſt offenbart hat. Erſchafft, belebt ſie das Nervenſyſtem, ſo erſcheint ſie als Seele, erſchafft und belebt ſie den Leib, ſo erſcheint ſie als Lebenskraft. Die Kraft iſt ewig, ihre endliche Erſcheinung iſt vergänglich.“

Man ſieht dieſem Aufſatze es an, wie ſehr mir zu jener Zeit noch die ganze Welterſcheinung auf dem ſchwierigen und ſo leicht miszuverſtehenden Begriffe der Kraft ruhte, und man erkennt leicht, daß jenes merkwürdige, von Reil ſchon zeitig ausgeſprochene Wort: „Kraft iſt ein ſubjectiver Begriff“, von mir damals ebenſo wenig gefaßt worden war, als es jetzt noch in den meiſten Köpfen zur Geltung gekommen iſt. Bei alledem erhielt ich mich doch in jedem Sinne ſtrebend und vorwärts bringend, und ſo wurde im Praktiſchen wie im Theo-

retiſchen nach und nach immer mehr Boden gewonnen, und ein genügenderes Erkennen und Schauen wenigſtens vorbereitet.

Als frohes Lebensereigniß habe ich jetzt zu gedenken, daß in dieſem Jahre 1817 mir ein Sohn am 23. April, am Geburtstage Shakſpeare's (ſowie weit ſpäter mein erſter Enkel am Geburtstage Goethe's) geboren, und der ſchmerzliche Verluſt meines Knaben vom Jahre 1816 auf dieſe Weiſe glücklich erſetzt wurde. Mein Gemüth war von dieſem Wiederfinden im tiefſten bewegt und wunderbar erweicht. Es kam noch hinzu, daß bald nachher mein älteres Kind, Charlotte, ſchwer erkrankte, ja daß meine geliebte Mutter ihr Krankenlager theilte und ſo die entgegengeſetzteſten Gefühle mein Inneres aufregten, während von außen die Tagesgeſchäfte ſich mehr und mehr häuften. Ich dankte es dann abermals namentlich der ſchönen Umgebung Dresdens, daß in all dieſen Stürmen ich mich aufrecht hielt. Ein paar ſolcher Naturſpiegelungen aus alten Denkbüchern hier mit aufzuführen, ſei daher vergönnt, um jene tiefe Gefühlsfähigkeit ganz zu verdeutlichen und die Weichheit kenntlich zu machen, welche ja ebenſo oft zum Glück als zur Qual dem Menſchen verliehen ſein kann. So ſchrieb ich alſo in jenem Frühlinge einſt:

„Nie werde ich dieſen Abend im Blütenduft des Plauenſchen Grundes vergeſſen, wo beim Heimwege über den am Hügel gelegenen Kirchhof das Orgelſpiel aus der verſchloſſenen Kirche mich an die Kirchthür bannte! Um mich die Blütenbäume über Gräbern, mir zu Füßen der üppigſte Raſen mit Frühlingsblumen durchwirkt, vor mir das ſtille Dörflein und über den Bergen die niederſteigende Sonne in voller Klarheit. In den unnennbarſten Gefühlen ſchwelgte ich nie ſo wie dieſen Abend!“ Dann einige Wochen ſpäter:

„Ich machte einen Gang durch den Großen Garten und auf den Höhen am öſtlichen Ende, hinter den ſchönen Kiefergruppen, kam mir ein Genuß an wunderbaren Farben und

Formen, wie er uns nur an glücklichen Tagen zutheil wird. Es hatte vormittags etwas geregnet und gewitterhaftes, doch fein geflocktes und köstlich gefärbtes Gewölk war an dem gedämpften Blau des abendlichen Himmels harmonisch vertheilt. Der volle segensreiche Duft des ersten Juni lagerte sich um die herrlichen Formen, auf denen einzelne Sonnenblicke umherirrten, und überall glänzte die Natur in zarter Verklärung dem bewegten Auge entgegen. Selbst der Hügel, auf welchem ich stand, war mit dem üppigsten Walde eines herrlichen Grases dicht geschmückt und von der dunkelblauen Blüte der hier in ungewohnter Menge wachsenden Salvia pratensis sowie von den violetten Blüten des Symphytum, vom herrlichsten Klee, vom Ultramarinblau der Ajuga pyramidalis und anderm reizend geziert. Jeder Gedanke wurde ein Gebet und der Hügel zur geheiligten Stätte des Herrn!"

Man fragt sich wol zuweilen, wenn man in spätern Jahren den Ausdruck solcher überschwenglichen Gefühle der Jugend überliest, ob man nun wirklich dann, um so viel kälter, Natur und Leben betrachte, und so eigentlich im Falle sei, jene stürmische Periode zu beneiden, oder ob man doch in Wahrheit trotz einem scheinbar weniger bewegten Aeußern, späterhin den Kern tiefer im Innern erfasse und mit vollendetern Organen die Schönheit aufzunehmen vermöge? Goethe sagte im Alter:

Ich habe geliebet,
Nun lieb' ich erst recht!

und führt dieses Thema durch mehrere Instanzen durch, stimmt also für bejahende Entscheidung; viele andere würden durchaus verneinen, und nicht umsonst hat man ja deshalb das Alter „Laudator temporis acti" genannt. Ich glaube, aufrichtig gesagt, daß man eine Frage dieser Art schlechterdings nicht

im allgemeinen, ſondern immer nur für den beſondern Fall entſcheiden darf. Ich habe es bereits mehrfältig ausgeſprochen, man habe die verſchiedenen Alter nicht blos zu beachten als Unterſcheidung verſchiedener Lebensſtufen eines und deſſelben Individuums, ſondern man müſſe deren Begriff auch feſthalten, um weſentliche Verſchiedenheiten unter den Individuen ſelbſt danach zu klaſſificiren. Es gibt Naturen, denen für ihr ganzes Leben mehr der Begriff der Jugend zukommt, wie es andere gibt, die durch und durch, und von klein auf ſchon, das Alter repräſentiren. Den letztern, die wol die größere Zahl ausmachen, borgt ihre wirkliche Jugend doch noch einigen Duft und eine gewiſſe Wärme des Gefühls, und ſie vermiſſen dieſe Himmelsgaben, welche, wie die Jugendjahre ſelbſt, ſchnell vorübergehen, dann gar ſchmerzlich, und rufen aus allen Kräften, und eigentlich zu ihrer Qual, es ſich immer wieder zurück, wie glücklich ſie damals waren; ſind ſie aber in ihrem Innern ſo recht zum Greiſenhaften berufen, ſo blicken ſie ſpäterhin ſelbſt auf jene laue Wärme, von welcher ſie in frühen Jahren angeſtrahlt worden waren, mit einer gewiſſen Verachtung zurück, und preiſen ſich glücklich, daß ſie nun wirklich einer unbedingten Trockenheit und Kälte genießen. Andere ſind dagegen — und dieſen mag ich wol mehr verwandt ſein —, die durchaus und alſo auch bis in höheres Alter hinauf, mehr den Charakter der Jugend feſthalten, darum freilich nie zum vollſtändigen Abſchluß kommen, und ſomit auch das Strebende der Jugend nie ganz ablegen. In dieſen können dann aber wol die frühern Jahre des Guten etwas zu viel geben, die Wärme des Gefühls ſchmilzt ihnen oft die Seele in übermäßige Weichheit, und jenes ſchöne, tiefe und feurige Erglühen bei vollkommen feſtgehaltener Form, welches doch eigentlich der echteſte und glücklichſte Zuſtand iſt und die reinſte Productivität anregt: es fällt dann meiſtens, ja eigentlich allein,

den ſpätern Lebensperioden anheim. Die obigen Stellen können vielleicht ſonach als Commentare zu dem hier Geſagten betrachtet werden.

Im Jahre 1818 war ich denn endlich ſo weit, daß ich meine Arbeit über vergleichende Anatomie abgeſchloſſen und, von Gerh. Fleiſcher in Druck wohl ausgeſtattet, vor mir liegen ſah. Man kannte bisher in Deutſchland nur ein einziges ſpärliches und unvollkommenes Handbuch (das von Blumenbach) über dieſe Wiſſenſchaft, und die Wirkung des meinigen war deshalb und ſeiner durchaus genetiſchen Anordnung wegen eine ſehr bedeutende. Ich hatte Goethe ein Exemplar deſſelben geſendet, als geringen Dank für unnennbare Anregung und ein großes Vorbild auch im naturwiſſenſchaftlichen Vortrag, und wie dieſe Sendung den Anfangspunkt bildete einer durch vierzehn Jahre gehenden Correſpondenz und perſönlichen Wechſelwirkung mit dieſem Gewaltigen, davon habe ich ſpäterhin in einer beſondern Schrift*) genauere Rechnung abgelegt, hier jedoch wenigſtens einige Fragmente des erſten Briefes mitzutheilen, durch welchen der verehrte Mann dieſen Verkehr eröffnete, gehört ſo weſentlich in die Folge dieſer Blätter, daß ich einer ſolchen Forderung zu genügen mich durchaus nicht enthalten darf. Er ſchrieb unterm 23. März 1818: „Ew. Wohlgeb. Sendung kommt mir zu einem glücklichen und bedeutenden Moment.“ — — „Ich nehme nun mit deſto mehr Zuverſicht meine alten Papiere vor, da ich ſehe, daß alles, was ich in meiner ſtillen Forſchergrotte für recht und wahr hielt, ohne mein Zuthun nunmehr ans Tageslicht gelangt. Das Alter kann kein größeres Glück empfinden, als daß es ſich in die Jugend hineingewachſen fühlt und mit ihr nun fortwächſt. Die Jahre meines Lebens, die ich der Naturwiſſen-

*) Goethe, zu deſſen näherm Verſtändniß (Leipzig 1843), und: Goethe, deſſen Bedeutung für dieſe und die kommende Zeit (1863).

ſchaft ergeben, einſam zubringen mußte, weil ich mit dem Augenblick in Widerwärtigkeit ſtand, kommen mir nun höchlich zugute, da ich mich jetzt mit der Gegenwart in Einſtimmung fühle, auf einer Altersſtufe, wo man ſonſt nur die vergangene Zeit zu loben pflegt!" — — — „Unterrichten Sie mich von Zeit zu Zeit von Ihren Zuſtänden und Arbeiten, ich habe Pflicht und Muße, daran theilzunehmen." — — — „Das Beſte wünſchend ergebenſt Goethe."

Auch mit mehrern auswärtigen Gelehrten, gelehrten Geſellſchaften und Akademien brachte mich dieſe Arbeit in nähere Verbindung, und da ich nun zugleich anfing, ebenſo hier wie früher in Leipzig, von Zeit zu Zeit einen Curſus über vergleichende Anatomie zu leſen, ſo wurde meine Wirkungsſphäre immer mannichfaltiger und weiter.

Dreier Perſönlichkeiten habe ich jetzt noch insbeſondere zu gedenken, welche nach und nach in Dresden mich aufſuchten und deren jede in ihrer Weiſe bedeutend mich anregte, es waren Thorwaldſen, Alexander von Humboldt und Rudolphi.

Was den großen Isländer betraf, ſo berührte er Dresden auf einer Reiſe zwiſchen Dänemark und Italien, ſeiner eigentlichen Heimat, nur flüchtig, und ein Freund führte ihn bei mir ein. Er war damals noch nicht funfzig, und in der Blüte ſeiner vollen plaſtiſchen Geſtalt, der Kopf ſelbſt wie von dem beſten Bildhauer geformt, ſo ſcharf und rein die Contoure. Ich hatte große Freude an ihm und ſeinem faſt kindlich einfachen Weſen. Zu derſelben Zeit war zufällig ein größeres Bild von mir beendigt — ein einfach, aber in breiten Dimenſionen gehaltener Mondſchein — Marius auf den Ruinen von Karthago, das ſchon meinen hieſigen Freunden bedeutenden Eindruck gemacht hatte. Auch Thorwaldſen ſah es und ſaß lange ſinnend davor. Ihn erfaßte ſichtbar die Idee deſſelben, und er ergänzte im Geiſte, was die Ausführung noch hier und da mangelhaft zurückgelaſſen hatte. Na-

türlich konnte es nicht fehlen, daß eine ſolche Theilnahme mich eigenthümlich ermuthigte, denn eben jene Weichheit des Gemüths, von der ich oben ſprach und die ſo gern das Blütentreiben des Geiſtes befördert, ſie iſt auch ſehr geeignet, das Gefühl tiefſter Schwermuth über vermeinte Unzulänglichkeit immer von neuem zu erzeugen, und ſo aus dem, was Erquickung ſein ſollte, eine eigene Qual zu erſchaffen. Ich ahnte damals noch nicht, daß ich zehn Jahre ſpäter dieſen Heros mitten unter ſeinen Schöpfungen in Rom und unter ſo viel andern Verhältniſſen wiederſehen ſollte! Indeß er hatte ſchon hier mächtig und nachhaltig auf mich gewirkt.

Wie alſo dieſer Genius künſtleriſch mich bedeutend erregte, ſo gab Alexander von Humboldt, deſſen „Anſichten der Natur" zuerſt die Wiſſenſchaft mir in poetiſcher Verklärung vorgeführt hatten, meinen ſcientifiſchen Beſtrebungen eine höhere Weihe. Dieſer Treffliche begleitete in jener Reihe von Jahren regelmäßig ſeinen König Friedrich Wilhelm III. in die Bäder von Teplitz, und pflegte dann, ſowol bei Hin- als Rückreiſen, ein oder ein paar Tage in Dresden zu verweilen. Auch an ihm erſchien damals eine Lebendigkeit des Geiſtes, welche vielleicht am beſten bezeichnet wird, wenn ich hier gleich beifüge, daß ihre Nachhaltigkeit nach einigen und dreißig Jahren ſpäter ſich immer noch auf glänzende Weiſe bewährt hat. Was mich an ihm zunächſt überraſchte, war die vollendete Feinheit des Hofmannes bei einer ſolchen Tiefe des Wiſſens und ſolchem Reichthum von Erfahrungen. Bis dahin war mir die Wiſſenſchaft faſt überall nur im ernſten und trockenen Gewande erſchienen, denn beinahe ſo wie Talleyrand von der Sprache ſagte, daß ſie dem Menſchen gegeben ſei, ſeine Gedanken zu verbergen, ſo waren die deutſchen Gelehrten bekannt dafür, der Menge gegenüber, die Wiſſenſchaft meiſt ſo zu behandeln, daß die Wahrheit dabei großentheils dem gewöhnlichen Publikum verborgen bleiben mußte. Für Humboldt wird immer der Ruhm

bleiben, in Bezug auf Naturwiſſenſchaften dergleichen Schranken zuerſt entſchieden durchbrochen zu haben, und theils eben in ſeinen „Anſichten der Natur“ und theilweiſe auch in ſeiner „Reiſe in den Aequinoctialgegenden Amerikas“, die Kunſt gelehrt zu haben, auf eine würdige Weiſe auch den Fremden in den Tempel der Iſis einzuführen, und, indem er zunächſt nur einen Theil der Geheimniſſe mit der Fackel einer edeln Diction beleuchtet, ihm zugleich die volle Achtung einzuprägen gegen alle dem Neuling unzugänglichern Tiefen des Wiſſens. Wie oft hat er nicht verfahren, dem großen Kaufmanne gleich, der von allen Enden der Welt reiche Güter zuſammenführt und dann dafür ſorgt, daß ſie in ſchöner Form und breiter Auswahl allen denen vorgelegt werden, welche eben nur ſo weit mit Mitteln ausgeſtattet ſind, doch etwas von dieſem Ueberfluſſe ſich zueignen zu können. Wie ſehr hat er in ſeiner, bei einem großen Königshauſe durch eine lange Reihe von Jahren mit Ruhm bekleideten Stellung, dem Throne ſo nahe, beigetragen, Wiſſenſchaft und Kunſt zu fördern und vielen Gelehrten nützlich zu werden! Auch ich ſollte von ihm in folgenden Jahren und namentlich bei einem ſpätern Aufenthalte in Paris, mannichfaltige Förderungen dieſer Art erfahren, und in jenen erſten frühern Jahren fühlte ich mich weſentlich gehoben und in meinen Beſtrebungen ermuthigt, daß ein ſo Erfahrener und mit Recht Gerühmter an meinen Arbeiten eine wiederholte und aufrichtige Theilnahme bezeigte.

Ganz anderer Art war die Wirkung, die ich durch Rudolphi erfuhr. Dieſer, durchaus Mann vom Fache, tüchtig in der alten Literatur bewandert und in Anatomie und Phyſiologie vollkommen thatſächlich und proſaiſch verfahrend, wovon ſeine umſichtige und vieljährige Beſchäftigung mit der Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer ſattſames Zeugniß abgab, er hatte bei alle dieſem, zu dem ſo viel jüngern, aber für die vergleichende Morphologie aufrichtig begeiſterten Mann

eine beſondere Zuneigung gefaßt, und brachte, wenn er während ſeiner Ferien nach Dresden kam, manche Stunde bei mir zu, durchſah meine Präparate, ſtritt ſich wol auch mit mir über meine philoſophiſchen Tendenzen, und diente ſo als heilſames Gegengewicht, welches mich immer wieder dem irdiſchen und praktiſchen Boden näher brachte, wenn mein vielleicht zuweilen etwas gewagter Flug mich zu weit in die transſcendentalen Regionen zu entführen drohte.

Kaum war ich übrigens nun ſo weit, daß ich den ganzen Ausbau meiner vergleichenden Anatomie fertig vor mir liegen ſah, ſo ging ich mit verdoppeltem Eifer an die Vollendung meiner Gynäkologie, redlich benutzend, was an immer vermehrter Erfahrung ſowol das ſtärker und ſtärker ſich bevölkernde Entbindungsinſtitut, als eine auf Stadt und Umgegend ſich immer reichlicher erſtreckende Praxis gewähren konnte. Der gut bebaute phyſiologiſche Boden, den ich bei dieſen Arbeiten immerfort unter mir fühlte, war dafür von großem Nutzen, und gab namentlich meinem Werke das Friſche und Lebensvolle, was denn auch die Urſache wurde, daß es manches Decennium hindurch der Leitfaden geweſen iſt für eine große Menge von Aerzten, und daß, abgeſehen von zwei ſchmählichen Nachdrucken, ich nach und nach drei Auflagen deſſelben beſorgen mußte, deren Ertrag mir denn beſtens zu ſtatten kam und den Grund legte zu einer allmählich mehr geſicherten Exiſtenz.

Denke ich an dieſe Jahre, erinnere ich mich der Anſtrengungen, welche meine amtliche Stellung mitbrachte, der Nachtwachen bei manchen ſchweren Operationen, der Ueberlandfuhren zu Kranken und Kreißenden bei Tag und bei Nacht, der vielen Lehrſtunden des täglichen Unterrichts und der täglichen Klinik, dabei der ſchriftſtelleriſchen Arbeiten und Correſpondenzen, und, als Erholung, der zuweilen wol auch ermüdenden Fußpartien, ſowie der künſtleriſchen Thätigkeit an

der Staffelei, so begreife ich kaum, wie ich allen diesen Anforderungen damals Genüge leisten konnte. Doch ein Vorrecht bei so manchem Mangelhaften muß die Jugend sich bewahren, und das ist die enorme Productivität und der frische Muth, alles rasch zu ergreifen und zu überwältigen, was an Aufgaben das Leben herbeiführt, und nur mittels dieses Zaubers mochte auch ich jene Lasten heben und alle diese Felder bestellen.

IV.

In meinen naturwiſſenſchaftlichen Studien wurden mir einige Jahre ſpäter auch noch zwei Freunde von weſentlicher Förderung, Freunde, die, wenig jünger als ich, noch in Leipzig bei meinen Vorträgen über Zootomie mir theilweiſe Schüler geweſen waren, und deren einer im Jahre 1820 ebenfalls eine Profeſſur bei unſerer Akademie, nämlich die der Botanik und Zoologie, überkam, während der andere, von einer Reiſe nach Island zurückgekehrt, ſich mit Bekanntmachung der Reſultate derſelben beſchäftigte und im Jahre 1824 ebenfalls hier, erſt bei den naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen des Zwingers, und dann bei der königlichen Bibliothek eine Anſtellung erhielt. Der erſtere war Reichenbach, der andere Thienemann, beide durch ihre Werke in der Wiſſenſchaft rühmlichſt bekannt geworden, und mir viele Jahre hindurch als treue Theilnehmer an Lebensereigniſſen und Arbeiten bewährt. Wir verabredeten wöchentliche Zuſammenkünfte, in welchen alles Neue der Wiſſenſchaft beſprochen und durchgeſehen werden ſollte, und wenn in ſolcher Weiſe eigentlich jeder im andern lernte und wuchs, ſo waren doch ſelbſt dergleichen Vortheile nicht vermögend, dieſen im Anfange ſo präcis feſtgehaltenen dreifachen Zuſammenkünften eine nur ein paar Jahre überdauernde Exiſtenz zu ſichern.

Auch die von der Akademie aus gestiftete gelehrte Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, mit deren Secretariat man mich gleich anfangs betraut hatte und welcher ich späterhin auch einige Jahre als Präsident vorgestanden habe, nahm meine Thätigkeit mannichfaltig in Anspruch, ja außerdem hatte sich unter des Bergraths Werner Vorsitz und Mitwirkung eine mineralogische Gesellschaft gebildet, in welcher ebenfalls meine Mitwirkung gewünscht wurde und in deren herausgegebenen Schriften sich noch jetzt eine Abhandlung findet „Ueber lebende Fossilien", unter welchem Titel ich nämlich jene sonderbaren Fälle zusammengestellt hatte, in denen tief in Felsen eingeschlossen winterschlafende Amphibien, namentlich Kröten, zuweilen gefunden worden waren.

Uebrigens pflegen fast alle diese gelehrten Gesellschaften darin mit vielen menschlichen Dingen das gleiche Schicksal zu haben, daß sie anfangs mit Heftigkeit angestrebt sind, einige Zeit in lebendiger Thätigkeit blühen, und dann oft bald an innerer Leerheit und Auskühlung verscheiden. Insbesondere letzterwähnter Verein fiel nach wenig Jahren diesem Ende anheim, zumal da der Stifter selbst schon 1817 in Dresden, wohin er öfters zu Verwandten zu kommen pflegte, plötzlich erkrankte und nach wenigen Tagen verstarb. Ich hatte diesen merkwürdigen Mann ein Jahr vorher in Freiberg, dem eigentlichen Grund und Boden seines vieljährigen Wirkens, aufgesucht und einen lehrreichen Tag in seinem Umgange zugebracht. Wir pflegten ihn nur den alten Berggeist zu nennen; eine kräftige untersetzte Gestalt mit einem bedeutsamen großen Kopfbau und von rastloser Thätigkeit. Dabei war ihm die Sonderbarkeit eigen, in seinen Unterhaltungen scheinbar für alles andere, und namentlich für Medicin, ein weit größeres Interesse zu zeigen als für sein wahres Fach, die Gebirgskunde. Als ich nach Freiberg ging, und ich machte wirklich diesen ganzen Weg das erste mal zu Fuß an einem schönen

Herbſttage, zunächſt um meinem alten Freunde Dr. Weiß, deſſen getreue Pflege während meines fürchterlichen Nervenfiebers ich früher gerühmt habe und welcher jetzt als Phyſikus dort angeſtellt war, einen Beſuch abzuſtatten, ſodann aber auch, um das Bergmannsleben kennen zu lernen, da hoffte ich von dem wennſchon nur kurzen Verkehr mit Bergrath Werner manchen Aufſchluß über Schichtungsverhältniſſe der Gebirgsarten und ähnliche mich intereſſirende Aufgaben zu erhalten, des Wortes eingedenk, daß der beſte Unterricht immer nur von dem ertheilt wird, der auf das beſte und vollſtändigſte die Sache verſteht und überblickt; aber meine Hoffnung wurde durchaus getäuſcht.

Wir hatten nämlich, um breiteſte Gelegenheit zu Beſprechungen zu finden, veranſtaltet, zuſammen zu ſpeiſen, und fanden denn auch den alten Herrn, deſſen Bekanntſchaft ich bereits gemacht hatte, im beſten Humor ſich mitzutheilen, indeß keineswegs darüber, worüber wir ihn zu ſprechen gewünſcht hatten, über Bergſtructur und Bergbau, ſondern über Krankheiten der Bergleute und Medicin überhaupt. Dieſe Ausweichungen waren mir damals faſt unbegreiflich; gegenwärtig aber legte ich mir ſie beſſer zurecht, indem die Folgezeit bewieſen hat, daß doch in Wahrheit ſeine ganze damalige Anſicht vom Weſen der Geologie nur ein Scheinbild war, ein Scheinbild, das bei einigermaßen ſorgfältigern und tiefer greifenden Unterſuchungen in Rauch aufgehen mußte und gegenwärtig nur hiſtoriſch noch einiges Intereſſe haben kann, während das, was er für Kennzeichenlehre der Foſſilien und Oryktognoſie überhaupt geleiſtet hat, ſeinen Namen immer in rühmlichem Andenken erhalten wird. Wie denn nun in ſo viel andern Beziehungen gefunden wird, daß die Strebungen nach einem Scheinbilde bald an Intenſität verlieren müſſen, während die Anziehung eines Urbildes immer an Macht gewinnt je länger ſie wirkt, ſo geht es auch in der Wiſſenſchaft. Es

kann jemand eine kurze Zeit hindurch für eine irrige Hypotheſe lebhaft begeiſtert ſein, ja vielleicht, je größer der Irrthum um ſo heftiger wird er momentan vertheidigt werden, allein dieſe Aufregung kann denn doch nur vorübergehend erſcheinen, ſie wird dem ſchnell lodernden Feuer gleichen und ſpurlos ſchwinden, während die echte Begeiſterung für das urſprünglich Wahre allemal ausdauernder iſt und der Glut des fließenden Metalls gleicht, beſtimmt, nur in edeln Formen zu erſtarren.

Dabei war es jedoch keineswegs unintereſſant, Werner eben auch über Medicin und Bergmannskrankheiten reden zu hören, denn das hat ſtets der geniale Kopf voraus (und genial war er nicht nur in der Erſchaffung ſeiner Kennzeichenlehre der Foſſilien, ſondern in ſeinem ganzen anregenden Weſen für die Schüler in hohem Grade), daß er, was er immer anfaßt, auch auf beſondere und eigentüchtige Weiſe erfaßt, allein freilich war es uns nicht zu verdenken, wenn wir anderes lieber gehört hätten. Uebrigens kam es ſehr ſeltſam, daß, als Werner in Dresden geſtorben und feierlich nach Freiberg gebracht worden war, und nun ſeine dresdener Freunde beabſichtigten, ihn irgend durch einen Denkſtein zu ehren, dieſe Angelegenheit ſich ſo wandte, daß gerade durch dieſes Monument nicht ſowol ſeine eigenthümlichen Verdienſte um die Wiſſenſchaft, ſondern nur eigentlich ſeine Irrthümer verewigt wurden.

Werner nämlich war durchaus Neptuniſt und hatte bekanntlich die Anſicht, daß der Baſalt, deſſen Feuernatur die neuern Forſchungen bis zur unumſtößlichen Evidenz dargethan haben, als Niederſchlag aus dem Waſſer entſtanden, und ſeine Säulenbildung auf ebendieſe Weiſe beim Trocknen geworden ſei, wie auf lehmigem Boden etwa, beim Verdunſten zuſammengelaufenen Regenwaſſers, die Oberfläche in unregelmäßigen Riſſen, welche fünf- bis ſechs- oder ſiebenſeitige Polygone bilden, ſich aufzublättern pflegt. So ſei denn alſo auch der

Basalt nicht etwa unter dem sogenannten Urgebirge des Granits hervorgekommen, sondern auf diesen oder andern Gesteinen abgesetzt worden. Gerade diese Vorstellung nun wählte der mit Entwerfung und Ausführung des Monuments beauftragte Architekt, dem freilich nur eine sehr kleine Summe disponibel übergeben werden konnte, für Verwirklichung eines Denksteins, welcher im ganzen eine derbe Granitwand darstellte, mit einer Gruppe dicht darüber aufgereihter Basaltsäulen. Da, wo Werner's Leiche von dresdener Verehrern an den freiberger Zug übergeben worden war, kam dies Monument zur Errichtung, und kann jetzt noch von jedem, der die freiberger Chaussee in der Nähe des Dorfes Gorbitz befährt, bequem gesehen werden. Indeß:

Es irrt der Mensch, so lang' er strebt,

ist ein altes Wort, und welcher Strebende hätte nicht Irrthümer begangen, und so wird denn auch Werner, trotz dieser massenhaften Versteinerung eines nicht zu leugnenden Irrthums, einen großen Namen in der Geschichte der Oryktognosie und Bergmannskunde behalten.

Nach diesen mannichfaltigen Betrachtungen wissenschaftlicher Richtungen und Begegnungen jener Lebensperiode ist es nun wieder an der Zeit, der künstlerischen Seite zu gedenken, und auch in dieser Beziehung noch manches der Vergessenheit zu entreißen. Das Nächste ist jedenfalls hier, über meine Beziehungen zu Friedrich, sowie über die Wirkungen, welche Galerie und Antiken nach längerm und öfterm Betrachten auf mich ausübten, eine etwas ausführlichere Darlegung zu versuchen. Was meinen verewigten Freund Kaspar David Friedrich betrifft, so waren wir schon um das Jahr 1818 einander näher gekommen. Er stand damals in den vierziger Jahren, und die Schärfe seiner Individualität war eben um diese Zeit leiblich und geistig am entschiedensten ausgeprägt. Gebürtig vom Strande

der Oſtſee, eine recht ſcharfgezeichnete norddeutſche Natur, mit blondem Haar und Backenbart, einem bedeutenden Kopfbau und von hagerm, ſtarkknochigem Körper, trug er einen eigenen melancholiſchen Ausdruck in ſeinem meiſt bleichen Geſicht, deſſen blaues Augenpaar ſo tief unter dem ſtark vorſpringenden Orbitalrande und buſchigen, ebenfalls blonden Augenbrauen verborgen lag, daß darin ſchon der Blick des die Lichtwirkung im höchſten Grade concentrirenden Malers ſehr charakteriſtiſch ſich erklärt fand. Friedrich erfuhr als Jüngling das Schreckliche, daß beim Schlittſchuhlaufen ein beſonders geliebter Bruder, mit dem er ſich bei Greifswald auf dem Eiſe befand, vor ſeinen Augen einbrach und von der Tiefe verſchlungen wurde. Kam nun hinzu ein ſehr hoher Begriff von der Kunſt, ein an ſich düſteres Naturell und eine aus beiden hervorgehende tiefe Unzufriedenheit mit ſeinen eigenen Leiſtungen, ſo begriff man leicht, wie er einſt wirklich zu einem Verſuche des Selbſtmords ſich verleitet finden konnte. Er hüllte dies immer in ein tiefes Geheimniß, aber man wird fühlen, wie gerade eine ſolche ſchon begonnene, obwol noch zu rechter Zeit gehinderte That nothwendig eine dumpfe und dunkle Nachwirkung auf eine Individualität dieſer Art ausüben mußte. Seine erſten Studien hatte er auf der Akademie zu Kopenhagen gemacht und im Jahre 1795 kam er nach Dresden, wo er 1817 zum Mitgliede der Akademie und ſpäter zum Profeſſor der Landſchaftsmalerei erwählt wurde. In Dresden hatte er ſich ſtets ſehr abgeſondert gehalten, an keinen der damaligen Profeſſoren ſich angeſchloſſen und ſo allmählich einen eigenen tiefpoetiſchen, doch oft auch etwas finſtern und ſchroffen Stil der Landſchaft ſich ausgebildet. Wie in der Kunſt, ſo war er auch im Leben; von ſtrenger Rechtlichkeit, Geradheit und Abgeſchloſſenheit — deutſch durch und durch —, nie hatte er auch nur verſucht, eine der fremden modernen Sprachen zu erlernen, aller Oſtentation ebenſo fremd

wie jeder luxuriösen Geselligkeit. Man sah ihn fast nie unter Menschen, und ich erinnere mich eines einzigen Abends, da es uns gelungen war, ihn in einem kleinen Familiencirkel bei uns festzuhalten. Die Dämmerung war sein Element, früh im ersten Morgenlicht ein einsamer Spaziergang, und ebenso ein zweiter abends bei oder nach Sonnenuntergang, wobei er indeß die Begleitung eines Freundes gern sah: das waren seine einzigen Zerstreuungen; übrigens brütete er in seinem stark beschatteten Zimmer fast fortwährend über seinen Kunstschöpfungen. Man kann denken, daß diese Natur mich reizte, und ich darf sagen, auch er hatte mich bald liebgewonnen und folgte ebenso meiner Art von Natur- und Kunstanschauung mit aufrichtiger Theilnahme.

Es war mir von großer Wichtigkeit, Friedrich's Verfahren bei Entwerfung seiner Bilder kennen zu lernen. Er machte nie Skizzen, Cartons, Farbenentwürfe zu seinen Gemälden, denn er behauptete (und gewiß nicht ganz mit Unrecht), die Phantasie erkalte immer etwas durch diese Hülfsmittel. Er fing das Bild nicht an, bis es lebendig vor seiner Seele stand, dann zeichnete er auf die reinlich aufgespannte Leinwand erst flüchtig mit Kreide und Bleistift, dann sauber und vollständig mit der Rohrfeder und Tusche das Ganze auf, und schritt hierauf bald zur Untermalung. Seine Bilder sahen daher in jeder Stufe ihrer Entstehung stets bestimmt und geordnet aus, und gaben immer den Abdruck seiner Eigenthümlichkeit und der Stimmung, in welcher sie ihm zuerst innerlich erschienen waren.

„Ein Bild soll nicht erfunden, sondern empfunden sein", war sein Grundsatz, und man darf sagen, alle seine Bilder sind auf diese Weise entstanden. Sehr lehrreich für mich war das entschiedene Gefühl für reine Concentration des Lichts, welche seine Werke auszeichnete. Er sagte mir einmal: „ein Traum habe ihm zuerst darüber die rechte Erkenntniß gegeben",

und er hielt dieſe Erkenntniß, welcher von Künſtlern ſelten die ganz gebührende Rechnung getragen wird, ſehr feſt. Iſt doch überhaupt in dieſer Beziehung einer künftigen „Wiſſenſchaft der Kunſt" noch viel vorbehalten klar auszuſprechen, was jetzt nur einzeln dunkel gefühlt wird.

> Was künſtlich iſt, verlangt geſchloſſ'nen Raum,
> Natürlichem genügt das Weltall kaum;

iſt ein Wort, das man hier als Grundthema betrachten dürfte. Das Bild, könnte man ſagen, iſt ein fixirter Blick, das gewöhnliche Sehen, als ein bewegliches und ſtets bewegtes Umſchauen in der natürlichen Welt, kennt keine Concentration der Maſſen und des Lichts, der möglichſt feſtgeheftete Blick dagegen (einen abſolut feſtgehaltenen gibt es nicht, wegen der ſteten innern Erzitterung des Auges) zeigt uns allemal in der Mitte des Sehfeldes, da, wo die beiden Augenachſen ſich vereinigen, die größte Deutlichkeit, d. h. alſo auch die vollkommenſte Lichtwirkung; das Bild folglich, welches als ſolches die Anſchauung bieten ſoll eines nachgeahmten, aber durch Geiſtesabſtraction wirklich fixirten Sehfeldes oder Blicks, verlangt ebendarum durchaus theils den „geſchloſſenen Raum" theils auch objectiv die Concentration der Lichtwirkung, und unwillkürlich und halb unbewußt fühlt es daher ſogleich der Beſchauer als einen Mangel, wenn dieſen Bedingungen nicht vollſtändig entſprochen iſt. Friedrich empfahl mir einſt ein Experiment, welches mich ſehr aufklärte und welches ich hier noch erzähle, weil es wol manchem nützlich werden könnte. Ein Mondſcheinbild fand er einſt auf meiner Staffelei, was ihm wahrhaft gefiel ſeiner Empfindung und Anordnung nach, welchem aber eben jene Concentration noch ſehr fehlte. Da bat er mich, eine dunkle Laſur auf die Palette zu nehmen und außerhalb des Mondes und der nächſterleuchteten Stellen alles, und je mehr gegen den Rand des Bildes um ſo dunk-

ler, damit zu übertuſchen und dann auf die veränderte Wirkung Acht zu geben. Ich that es, und das Bild war mit eins ein anderes geworden; nun erſt war die Illuſion der Mondbeleuchtung deutlich.

Dabei erfreute ihn übrigens ſehr ein gewiſſer freier Naturalismus in meinen Bildern, wie er eben nur aus unzähligen Naturſtudien vollkommen hervorzugehen pflegt. Friedrich war es daher namentlich, der mich ermuthigte, einige kleine Oelbilder an Goethe zu ſenden, dem ſie gewiß gefallen würden. Auch dies that ich, und der alte Meiſter hat denn auch dieſer Dinge in ſeinen Heften von Kunſt und Alterthum ſehr theilnehmend gedacht, beſonders eines Oſterabends mit Fauſt und Wagner, welches ſpäterhin Eigenthum der Königin Karoline von Baiern geworden iſt.

Mein Freund war dann im Jahre 1818 einmal wieder in ſeiner Vaterſtadt Greifswald geweſen, und hatte auch die Inſel Rügen wieder durchwandert und mannichfache Studien mitgebracht, welche mich nicht wenig ergriffen und ſehr den Wunſch rege machten, dieſe Gegenden und namentlich das Meer ſelbſt kennen zu lernen. Das nächſte Jahr daher gelang mir wirklich die Erfüllung dieſes Wunſches, und ſo danke ich Friedrich auch dort Eindrücke, die, ſelbſt nachdem ich ſpäterhin ſo viel Größeres und Reicheres geſehen, immerfort eine eigenthümliche Tiefe und Schönheit bewahrt haben, mich aber zugleich auch immer deutlicher verſtehen ließen, was eigentlich bei ſeinen Bildern der Magnet war, der mehr oder weniger ihrer aller Richtung beſtimmte. Ich werde darauf noch kommen, wenn ich ausführlicher meiner rügenſchen Wanderung gedenke.

Sehr überraſcht waren Friedrich's Freunde, als er um dieſe Zeit ſich verheirathete, denn dem menſchenſcheuen melancholiſchen Künſtler hatte niemand dieſen Entſchluß zugetraut. Er wohnte da an der Elbe, man nennt es den Elbberg, und eine Bürgerstochter aus ſeiner Nähe — er hatte ſie wol beim

Stellen lebender Bilder kennen lernen, welches die jüngern Künſtler zuweilen veranſtalteten — war ſeine Wahl; eine einfache ſtille Frau, die ihm nach und nach einige Kinder gebar, übrigens aber ſein Leben und ſein Weſen in nichts änderte.

Seine Bilder waren damals ſehr geſucht und er erhielt viele Beſuche hoher und geringer Kunſtfreunde, wobei es denn zuweilen auch an wunderlichen Begegnungen nicht fehlte, indem manche ſeiner Werke geradezu von kältern Naturen gar nicht verſtanden werden konnten. So führte der weltbekannte gelehrte Hofrath Böttiger, mit dem auch ich damals öfters in Berührung kam, und von deſſen überall behäbiger Gefälligkeit und (nach Goethe's Ausdruck) Ubique-Natur viele Geſchichtchen curſirten, einſt einige ariſtokratiſche Damen bei ihm ein, als eben ein neues Bild, eine weite nebelige Gebirgsferne mit einem einzigen darüber ſchwebenden Adler, auf der Staffelei ſtand. Der blinzelnde Archäolog ſtellte ſich alsbald halb mit dem Rücken davor und entwickelte in fließender Rede den etwas erſtaunten Beſchauerinnen die Schönheit und tiefe Bedeutſamkeit dieſes *Seeſtücks*, bis Friedrich verdrießlich auf die Gebirge zeigte und das Bild wegnahm. Ein anderer Kunſtfreund ſtellte auch wol einmal eins der von Friedrich allerdings oft etwas barock genommenen Seebilder, in denen aber doch ſtets irgendein der Oſtſeenatur charakteriſtiſcher Lichteffect dem Künſtler tief empfunden vorgeſchwebt hatte, *verkehrt* auf die Staffelei und hielt den dunkeln Wolkenhimmel für die Wellen und den Himmel für das Meer, und ſonſt dergleichen!

Doch laſſen wir nun vorerſt unſern Freund, und wenden uns zu dem, was in meinem Geiſte aufging durch Betrachtung der großen Kunſtſammlungen.

Wenn man bedenkt, daß ich mit eingeborenem Verlangen nach den Wundern der Kunſt früher in Leipzig mich völlig von allen Anſchauungen dieſer Art abgeſchnitten fand, und

daß damals ein einziger Beſuch in Dresden dieſen Durſt nur noch mehr geſteigert hatte, ſo wird man fühlen, wie mächtig nun hier es mich bewegen mußte, in einzelnen Mußeſtunden ganz mich in ſolche Betrachtung zu verſenken. Die damalige Anordnung der Gemälde in den beiden ungeheuern Galerien, der innern und äußern, ohne alle Querwände, hatte allerdings viel Unzweckmäßiges im einzelnen, trug aber dazu bei, im ganzen einen großen und feierlichen Eindruck zu machen. Trat man in einen dieſer Säle, deren Wände das Beſte trugen, was die Künſtler mehrerer Jahrhunderte hervorgebracht hatten, ſo gab es das Gefühl, als eröffnete ſich eine Kirche der Kunſt. Von allen Seiten blickten bald erhabene, bald reizende Geſtalten herab, hier eröffneten ſich die weiten Gegenden Italiens und dort ſah man in Intimitäten niederländiſchen Lebens hinein, und das Auge ſchweifte eine Zeit lang wie auf Blumenbeeten unſtet umher, bis es von irgendeinem beſonders hellen Glanzpunkte feſtgehalten wurde, und nun dort tiefer und tiefer ſich anſaugte. Eine allgemeine Bemerkung, die ſich als eine der erſten mir aufdrängte, war dann immer die über die ruhige Licht- und Farbenwirkung aller dieſer alten Bilder, wenn ich mich dagegen der bunten unruhigen Wirkung erinnerte, welche mir von jeher auf Ausſtellungen größere Maſſen neuerer Werke gemacht hatten. Ich fühlte wohl, daß die Patina des Alters hier auch einen Antheil hatte, aber ſie war es doch keineswegs allein, was dieſe Ruhe hervorbrachte. Um dies alles recht zu empfinden, ſtelle man ſich nämlich ſo weit von einem Bilde, daß ſchlechterdings nicht mehr erkannt werden könne, was es im einzelnen vorſtellt, ſondern daß nur die Geſammtheit von Licht und Schatten, nach hellern und dunklern Farben, ins Auge falle. Hier wird man nun bald finden, ſehr viele der neuern Bilder, namentlich landſchaftliche (doch auch ein großer Theil der hiſtoriſchen), ſie wirken dann faſt landkartenartig bunt und unruhig auf das Auge, während

in den meiſten Bildern der alten Zeit, mit Ausnahme mancher altdeutſchen und ähnlicher, eine gewiſſe Beſcheidenheit der Farbe herrſcht, und aus breiten Schatten eine klare harmoniſche Lichtwirkung hervorbringt. Wie ſehr fand ich das namentlich an den beiden einzig vortrefflichen hieſigen Bildern des Claude beſtätigt, wenn ich an die Oſtentation mancher neuen Landſchaftsdarſtellungen Italiens dachte, die mir früher vorgekommen waren, und wie ſehr fand ich nun auch bei näherer Betrachtung es beſtätigt, daß gerade nur durch dieſe beſcheidene Ruhe es jenem in ſeiner Zeit ſo wunderbar hervortretenden Künſtler gelang, den milden Hauch ſüdlicher Lüfte und Fernen, mit ihrer ganzen bruſterweiternden Klarheit zur Empfindung zu bringen. Kam ich dann an Ruysdael's und Everdingen's Bilder, ſo wurde mir, obwol mit ſehr veränderten Umſtänden, doch alsbald der gleiche Grund ihrer tiefen Wirkung bemerkbar, und natürlich verfehlte dies alles nicht, mich über vieles aufzuklären und auch für Förderung meiner eigenen Verſuche mir wichtig zu werden.

Ich traf einigemal mit dem alten Klengel auf der Galerie zuſammen, und verdankte ihm dann über das Techniſche der ältern Malerei ebenfalls manche intereſſante Mittheilung. Es war ſeine Ueberzeugung, daß uns doch manche Geheimniſſe der ältern Farbenbehandlung verloren gegangen ſeien, denn damals, als jeder Maler ſich ſeine Leinwand ſelbſt bereiten und ſeine Farben ſelbſt reiben und miſchen laſſen mußte, habe denn freilich ſehr verſchiedenerlei Verfahren ſtattgefunden, das uns jetzt fehle, und wirklich habe ich es ſpäter auch noch erlebt, daß eine ganz neue Art zu malen an die Tagesordnung kam, von welcher damals noch niemand einen Begriff hatte. Klengel führte mich unter anderm vor ein Bild von Lilienburg — es iſt mäßig groß, auf Holz gemalt und zeigt ein aufgehangenes todtes Birkhuhn und eine todte Lachtaube neben ein paar andern kleinen Vögeln liegend, was mit bewun-

dernswerther Weichheit den Flaum des Gefieders und ſeine Farben wiedergibt, und fragte mich, ob ich glaube, daß durch eins der jetzigen Farbenmittel wol dieſe Durchſichtigkeit und zugleich dieſes Paſtoſe der Behandlung zu erreichen möglich ſei? Ohne Zweifel hätten dieſe Maler ein Bindemitttel der Farbe beſeſſen, welches ihnen verſtattete, der feinſten Behandlung bald einer laſurmäßigen Klarheit bei voller Conſiſtenz der Farbe, bald einer großen Tiefe des Schattens bei immer bewahrter Durchſichtigkeit, Herr zu ſein, und allerdings fanden wir dann auch namentlich an den Bildern von Berghem noch mehr Beweiſe für dieſe Annahme. Ueberblickt man die breiten Maſſen ſeiner mit ſo großer Routine gemalten Bilder, den faſt tuſcheartig durchſichtigen Auftrag ſeiner Schatten bei ſchärfſter Zeichnung des Pinſels, und dabei die Weichheit und doch Präciſion ſeiner Plaſtik in den Lichtern, ſo kann man kaum anders als glauben, daß er mit einem Stoffe malte, der bei größter Flüſſigkeit doch überall die entſchiedenſte Modellirung und Sicherheit zugelaſſen habe. Uebrigens war der alte Herr mit ſeinen Künſtlertheorien ſchnell fertig! „In ſeinem Felde, der Landſchaft", meinte er, „gäbe es doch am Ende nur zweierlei Stil, einmal den des Claude, und ein andermal den des Ruysdael, und weiter ſei damit nichts anzufangen, man müſſe zu einem oder zum andern ſich bekennen!" Und dabei war doch gerade unmittelbar neben ihm eigentlich ſchon eine ganz neue Zeit aufgetaucht, und zwar zuerſt in Friedrich, von dem ſpäterhin mir einmal mein Freund David d'Angers ſagte, als er mit ſeinen Werken bekannt wurde: „Voilà un homme qui a découverte la tragédie du paysage!" Allein das pflegt ja immer das Sonderbare verjährter Zuſtände unter den verſchiedenſten Verhältniſſen zu ſein, daß dann, wenn nun unmittelbar neben den Menſchen eine neue Geſtaltung der Dinge aufkeimt, ſie nicht eher davon Kenntniß nehmen, als bis oft ſie ſelbſt davon ſich plötzlich verdrängt finden. Ging es doch

der Werner'ſchen Schule in Freiberg ebenſo mit ihrem Neptunismus, ſie nahm von den wichtigſten geologiſchen Phänomenen, welche Sachſens Boden ſelbſt darbietet, und von den früheſten Beobachtungen über Lagerungsverhältniſſe vulkaniſcher Gegenden, anfänglich ſo wenig Notiz, daß ſie kaum davon berührt zu werden ſchien, bis ſie ſpäter mit einem mal ſich völlig beiſeitegeſetzt fand. Und pflegt es etwa in großen politiſchen Bewegungen anders zu gehen?

Was die italieniſchen Schulen betraf, welche damals weſentlich die innere Galerie umſchloß, ſo machten ſie mir freilich ſtets den großen gewaltigen Eindruck, den ſie faſt nie auf das unbefangene Gemüth verfehlen, allein ich war meinem ganzen Entwickelungsgange nach ſo ſehr dazu gedrängt, überall von der Natur zur Kunſt geführt zu werden, daß hier immer noch ein gewiſſes unſichtbares Band von völligem Verſtändniß mich zurückhielt; ein Band, welches nicht eher ganz ſich löſte, bis Italien ſelbſt ſich mir erſchloſſen hatte. Iſt es doch faſt unglaublich, mit welch tiefen Wurzeln alle jene Darſtellungen in der glühenden Atmoſphäre, in dem leidenſchaftlichen Gemüth, in der Schönheit des Landes und der Generation, und im Katholicismus jener Zeiten wurzeln! Ebendarum war ja die neuere deutſche Kunſt verloren, ſolange ſie den Spuren jener großen Meiſter durchaus und unbedingt nachgehen zu müſſen glaubte! Es konnte das nur zu Zwittergeburten leiten, und man kann recht eigentlich ſagen, daß auch hier lange Zeit Irrthümer herrſchten gleich dem obenerwähnten von Klengel in Bezug auf den Landſchaftsſtil von Claude und Ruysdael. Die großen neuern Werke eines Cornelius, Leſſing, Kaulbach, Gallait und Paul Delaroche haben erſt lebendig gezeigt, daß die Neuzeit eine eigene Kunſtrichtung im hiſtoriſchen Stil nicht nur zu fordern das Recht hat, ſondern daß ſie auch in Wahrheit in freierm, ich möchte ſagen mehr kosmopolitiſchem Sinne (weil weniger vom Boden abhängig) Großes zu ſchaffen ver-

mag. Wie es demnach nicht leicht war, der neuern Kunst den rechten Weg zu bereiten, so war auch das Verständniß der alten historischen Kunst von jeher mit Schwierigkeiten verknüpft. Ging es doch selbst Goethe so, den auch auf unserer Galerie zuerst die Bilder des Domenico Feti mit ihren Darstellungen unmittelbar praktischer Lebensaufgaben weit stärker anzogen als die wunderbaren Werke der großen römischen und venetianischen Meister.

Was mich betraf, so war mir daher eigentlich ein niederländischer Maler — Schüler des Rembrandt —, von welchem die Galerie drei ganz ausgezeichnete Werke besitzt, Ferdinand Bol, der Führer zum bessern Verständniß höhern historischen Stils überhaupt. Nimmt man es nämlich genau, so darf man wol sagen, das rechte historische Bild müsse im Wesen stets irgendwie an die alte Tragödie erinnern, indem es, gleich dieser, durch lebensvolle Darstellung bedeutender Persönlichkeiten einen jener unendlich verschiedenen möglichen Conflicte zur Anschauung bringt, in welche Gefühl, Erkenntniß und Wollen menschliche Seelen tausendfältig verwickeln und welche dann zuhöchst wieder in irgendeiner Beziehung zur Förderung der Entwickelung gegen vollendetere Offenbarung des Göttlichen gereichen sollen. Gleich der antiken Tragödie wählt daher das echte historische Bild stets nur wenige seelische Individualitäten in ihrem Aufeinander- oder Zusammenwirken, läßt sie aber mit möglichster Klarheit und Entschiedenheit hervortreten, und hat nur das im reinsten Zusammenfassen von Form und Farbe als Moment zu ergreifen und räumlich auszudrücken, was das tragische Kunstwerk, im Zusammenhalten von Bewegung und Handlung in der Zeitfolge, durch Menschen darstellt. Will man wirkliche Werke in dieser Beziehung vergleichen, so wird man, bei allem Weitauseinanderliegen der äußern Verhältnisse, merkwürdige Uebereinstimmungen der

Weſenheit gar wohl zu erkennen vermögen. Die Heilige Familie z. B., in deren Mitte jenes wunderbare Kind hervortritt, welches im Opfer ſeines Blutes als welterlöſend ſich dereinſt erzeigen ſoll, wenn ſie als Bild von drei oder vier Figuren nach der ganzen Tiefe ihrer Bedeutung zur Anſchauung gebracht wird, wir können ſie einer Euripideiſchen Tragödie, etwa von der Iphigenia in Aulis, die zum Heil ihres Volks der Opferung verfällt und doch ihrem Weſen nach gerettet bleibt, ganz wohl gegenüberſtellen, und in Aufſuchen mancher Gleichartigkeiten und Ungleichheiten zwiſchen beiden unſern Scharfſinn beweiſen. Wie es aber einestheils nur dem großen Meiſter gelingt, durch die Tragödie ſo in die Tiefe der Seele dargeſtellter Perſonen blicken zu laſſen, daß, wenn auch in wenig Handlung, doch durchaus die eingeborene Göttlichkeit eines menſchlichen Geiſtes mit Erhebung empfunden wird, und wie es auch nur dem *echten* Hiſtorienmaler gegeben iſt, in Zuſammenſtellung weniger Geſtalten, mittels einer halb bewußten, halb unbewußten Symbolik der Kunſt jene ſeeliſche Tiefe zu offenbaren, welche die geheimſten Fäden unſers innern Saitenſpiels mit erzittern macht und die Ideen verſtehen lehrt, welche dem Künſtler vorſchwebten, während er dieſe Geſtalten erſchuf, ſo iſt auch anderntheils nur dem tiefer gebildeten Geiſte des Beſchauenden oder Zuſchauenden es gegeben, zum vollen Erfaſſen des Sinnes ſolcher Kunſtwerke hindurchzudringen, und es bedarf viel Zeit, Anlage, Gelegenheit und Mühe, um dieſes Ziel zu erreichen.

Ich hoffe, nach dem Vorhergehenden wird man daher vollſtändiger begreifen, wenn ich jetzt darzulegen verſuche, inwiefern Bilder jenes neuern Niederländers (Ferdinand Bol ſtarb 1681) für mich bedeutungsvoll und lehrreich geweſen ſind. Ich muß jedoch, um mich ganz klar zu machen, zunächſt den Inhalt dieſer Bilder etwas näher andeuten. Das merkwür-

digſte derſelben iſt unter dem Namen des „Uriasbriefes“ bekannt.*) David, den edeln dichteriſchen Helden, ſieht man vom Throne dem Urias den verhängnißvollen Brief empfehlen, den der alte, widrig kalte Schreiber zur Seite des Thrones eben vollendete und dem Opfer übergab. Ein entſchiedener Conflict zwiſchen dem ehrlich feſten Kriegergeſicht und dem innern beengenden Herzſchlage des Königs tritt merkwürdig hervor, und man ahnt im voraus den Tod des einen und die Buße des andern. Gleichſam in ihrem Mittelpunkte iſt alſo eine ganze Tragödie erfaßt. Das andere Bild, mehr im Sinne eines Familienlebens ergriffen, ſtellt Joſeph dar, wie er ſeinen Vater dem Pharao entdeckt und empfiehlt. Hier ruht der Accent ganz auf dem Joſeph, in deſſen großen klugen Zügen eine merkwürdige Durchſchauung der Weltverhältniſſe und ſo auch das Talent, ſie glücklich zu löſen, hervortritt. Das letzte endlich iſt eine ganz im niederländiſchen Sinne alltäglichen Lebens aufgefaßte Flucht nach Aegypten. Von keiner Erhabenheit der myſtiſchen Beſtimmung des Chriſtuskindes iſt hier die Rede, wol aber von dem ſchwerlaſtenden und endlich doch beſiegten Geſchick einer mit bitterer Noth kämpfenden Familie. Der Mutter Bruſt entbehrt ſchon der Nahrung für das Kind, und mit ſchweren Gedanken innerlich kämpfend ſtarrt der Mann über die ſcheinbar Hülfloſen hin; während zwiſchen den Fingern ſeiner Hand ein Meſſer halb bewußtlos gewiegt wird.

In allen drei Bildern ſind es demnach ſtets nicht mehr als drei Perſonen, welche zur entſchiedenen Darſtellung kommen, und jedesmal geht aus dem Conflict, in welchen ſie gebracht ſind, immer nur das eigene Thema einer großen Lebensfrage hervor; es ſind gleichſam Tragödien in einem Kern zuſammengezogen, und würden, in der Zeit auseinandergelegt,

*) Das Bild wird gegenwärtig dem Govaert Flink, auch einem Schüler Rembrandt's, zugeſchrieben.

tragiſche Handlungen darſtellen. Hunderterlei Reflexionen knüpfen ſich daher in uns an jede neue Betrachtung dieſer Bilder, und man fühlt jetzt, warum ich oben ſagen mußte, daß gerade dieſe Werke es waren, an denen mir in jungen Jahren zuerſt die Macht und Bedeutung hiſtoriſcher Kunſt zu beſſerer Erkenntniß gelangen konnte. Spät erſt habe ich denn freilich dieſe Erkenntniß ihrem vollen Umfange nach zu entwickeln vermocht, und der Fortſchritt hiſtoriſcher Kunſt ſelbſt iſt mir dabei zu Hülfe gekommen, indem er meiner Betrachtung auch neuere Werke dargeboten hat, in welchen der Begriff einer bis auf einen einzigen Moment concentrirter Tragödie in einer Weiſe zur Wirklichkeit geworden war, wie ich es früher kaum für möglich gehalten hatte, ja ſei es mir ſogleich hier verſtattet, vorläufig ſchon das treffliche Werk von Paul Delaroche, die Verurtheilung der Königin Marie Antoinette, als Beiſpiel eines ſolchen zu bezeichnen.

Indeß, wie geſagt, für damals waren jene Bilder mir ungefähr das geweſen was für Goethe die Parabeln des Domenico Feti, und von da an wurden mir nach und nach nun auch die großen Italiener in ihren Werken verſtändlicher, doch immer ſo, daß für die neuern verhältnißmäßig früher mir der Sinn aufging als für die ältern. So entſinne ich mich wohl, daß die büßende Magdalena von Franceschini (geſtorben 1729) mir damals auch zuerſt in einer tiefern Bedeutung aufging. Der nagende Schmerz der ermattet Zuſammenſinkenden, wie aller Schmuck des Lebens von ihr abfällt und ein inniger aufwärts gerichteter Blick allein ihr Erſatz gewähren darf für vollkommenſte Reſignation, er gab mir zu vielfältigſten Betrachtungen Anlaß und ließ mich zu dieſer Zeit noch überſehen, daß bei alledem eine gewiſſe Ueppigkeit des Stils im ganzen Bilde von dieſer höhern Aufgabe im Stoff doch noch bedeutend ſich entferne. Allmählich ging mir dann die Hoheit der ältern Venetianer auf; Giacomo Palma namentlich, und

dann Tizian ſelbſt, ſie zogen mich mehr und mehr an, und insbeſondere übte ein Werk des erſtern — die drei wunderbaren Frauenbilder — auf mich lange Zeit eine ſo eigene Anziehung, daß ich vielfach damit umging, alle die Gedanken, die ſich mir hierbei zudrängten, in Form einer Novelle, welche dieſe idealen Geſtalten irgendwie verwirklichen ſollte, auszuſprechen; ein Unternehmen, welches indeß nie zur Ausführung gekommen iſt. Wie ich denn endlich zu Correggio überging, wie Paul Veroneſe mich in ſeinen großen dramatiſchen Darſtellungen beſchäftigte, und wie zuletzt das nie genug zu preiſende Werk Rafael's in ſeiner ganzen Schönheit mir immer näher rückte, darüber werde ich vielleicht noch in den folgenden Blättern manchmal zu berichten die Gelegenheit finden.

Wie denn alſo nur durch innere Geiſtesentwickelung allmählich die Schätze der Galerie ſich mehr und mehr mir erſchließen konnten, ſo verdient nun auch das Verhältniß der jungen Seele zu den plaſtiſchen Bildwerken des Alterthums wol einer nähern Erwägung. Es verbirgt ſich hier viel Seltſames im menſchlichen Gemüth! Vermöge des ungemein Naiven, Urſprünglichen und Reinen in der Antike, ſollte man glauben, es müſſe von Haus aus ſogleich eine unmittelbare Verwandtſchaft zu ihr in uns vorhanden ſein, und ſtreng genommen exiſtirt auch dieſe Verwandtſchaft allemal im ganz Unverdorbenen; aber wie lange dauert es, bevor ſie in dem Menſchen des Tages wahrhaft zum Bewußtſein zu gelangen vermag! Man könnte dies Verhältniß in Wahrheit faſt vergleichen dem des Menſchen zu ſeinem eigenen Innern! Dieſes Innere ſind wir ſelbſt, wir leben, athmen, denken durch daſſelbe, und wie viel Leben vergeht, bevor wir zu einer einigermaßen vollſtändigen Erkenntniß von demſelben gelangen, ja es kann der Seele anfänglich davor wahrhaft grauen! So nun ungefähr iſt es auch mit der Antike! Eben weil der Menſch ihr urſprünglich ſo ſehr nahe ſteht, bleibt er ihr geiſtig

lange fern, und ſie erſcheint ihm anfangs, in ihrer großartigen Abſtraction, mit einer gewiſſen Starrheit, ſodaß mir immer geſchienen hat, der Mythus von der alles verſteinernden Schönheit des Meduſenhauptes werde zunächſt von der Antike ſelbſt erzählt.

Als ich nach Dresden kam, war eine tiefere Kenntniß der Antike mir noch faſt ganz fremd. Ich hatte auf der leipziger Akademie, wie ich früher erzählte, größere Studien nach dem Borgheſeſchen Fechter, nach Laokoon und ähnlichem mit Sorgfalt gezeichnet, aber ich hatte dieſe Werke ſo hingenommen, wie man die Natur hinnimmt, ohne viel dabei zu denken; und als mir hier das Auguſteum ſeine Schätze öffnete, als die reiche Sammlung der Mengs'ſchen Abgüſſe ſich aufthat, und ſo nun auf einmal ein reicher Blick in jene Kunſtwelten ſelbſt gewährt wurde, da fühlte ich innerlich mich erſchüttert, und weite neue Gedankenzüge drängten ſich mir zu. Ein einziges gab es, das anfänglich ſtörend einwirkte, und das waren die Umſtände, unter welchen damals dieſe Sammlungen allein ſichtbar wurden. Nicht, wie jetzt, frei und offen dem Publikum zur Anregung und Bildung anheimgegeben, ſondern der eiferſüchtigen Bewachung habſüchtiger Inſpectoren anvertraut, wurden ſie nur unter drückenden Verhältniſſen geöffnet, und mancher Aufflug der Gedanken erlahmte ſogleich, wenn man der in der Perſon eines philiſterhaften Führers verkörperten Proſa ſtreng zu folgen verpflichtet war. Als ich mit Freund Naſſe und den Seinigen zum erſten mal das Erdgeſchoß des Japaniſchen Palais mit ſeinen Alterthümern durchwanderte, führte uns der damalige Aufſeher Lipſius, und ſoll ich von der Art etwas näher berichten, wie ein ſolcher Führer dieſe unſchätzbaren Ueberreſte betrachtete, ſo bedarf es nur der Erwähnung, daß dieſer Seltſame uns am Schluſſe der Wanderung mit großer, ja faſt unglaublicher Selbſtzufriedenheit verſichern konnte: „der Katalog, den er über dieſe Sammlung

ausgearbeitet habe, sei von einer solchen Vollständigkeit, daß, wenn ja einmal eins der hier bewahrten Stücke abhanden kommen sollte, dasselbe nach seinen Angaben recht füglich wiederhergestellt und ersetzt werden könne.“ Nicht viel besser ging es bei des Mengs Abgüssen. Man sah sie häufig bei Fackelbeleuchtung, welcher sie ein gut Theil jener Schwärze danken, womit man sie vielfältig überzogen fand, bevor sie in das neue Museum überwanderten, und in der bunten Gemeinde, die dann dem prosaischen Cicerone nachzog, war ebenfalls wenig innere Sammlung denkbar.

Nach und nach jedoch fand ich Wege, auch allein, in einzelnen Stunden und mit Muße, dem Studium so großer Werke mich hinzugeben, und nun ging auch hier eine eigene Welt mir auf.

Ich hatte früher so oft von der ungeheuern Naturwahrheit und der strengen Nachahmung der Wirklichkeit in der Antike vieles Rühmen gehört, und es überraschte mich daher nicht wenig, als ich bei ruhigerm Erwägen bald zu der Ueberzeugung gelangte, daß gerade die Freiheit und die Abstraction in diesen Werken es sei, die die höchste Bewunderung verdiene. Bei Oken hatte ich die etwas paradoxen Worte geschrieben gefunden: „Schön ist, was den Willen der Natur darstellt. Unschön ist, was die Natur durch Kunst darstellt“, und diese Worte wurden in meiner Anschauungsweise und Kunstphilosophie erst zur Gewißheit durch das tiefere Erkennen der Antike.

In Wahrheit, je mehr man die Werke der Griechen von diesem Standpunkte aus erwägt, um so mehr muß man erstaunen, woher dies Volk den Muth nahm, das Gängelband der reinen Naturnachbildung zu verlassen, und woher es die Weisheit nahm, nachdem es dieser doch so sichern Führerin keineswegs mehr so geradezu nachging, mit so magnetisch richtigem Gefühl die Idee selbst zu erfassen, und an ihrer Hand Formen zu bilden, die, eben weil sie die der Idee gemäßen

waren, den Namen der idealen wirklich verdienten! Für immer wird das Erſchaffen des ſogenannten griechiſchen Profils, welches wir allerdings als den Prototyp dieſer ganzen Richtung gelten laſſen müſſen, das ſchlagendſte Beiſpiel ſolcher innern künſtleriſchen Macht der Nation darbieten. Wie denn kam ſie darauf, den Geſichtswinkel, der im wohlgebildeten Menſchen ſelten 80 Grad überſteigt, kühn auf 90 Grad, ja darüber zu ſteigern und ſo eine Schönheit zu geſtalten, die wir ganz vergeblich in der Natur ſuchen, wenn nicht unbewußt in ihr eine Ahnung damals noch nirgends ausgeſprochener Geſetze gelebt hätte, denen zufolge die Naſe als abſteigende Antlitzwirbelſäule das parallele Verhalten mit der aufſteigenden Rückenwirbelſäule als ideelle Nothwendigkeit unabwendbar fordert! Was aber in dieſem Beiſpiele mit beſonderer Deutlichkeit und Unverkennbarkeit hervortritt, geht es nicht durch die ganze Behandlung des Marmors in Darſtellung des nach geheimnißvollen Geſetzen gegliederten Baues des Menſchen? Iſt die Art, wie Bruſt und Leib, Rücken und Hüften, Geſichtszüge und Gliedmaßen, ja ſogar die Gewänder, von den Griechen behandelt ſind, nicht voll ebenſolcher Abſtraction, wenn auch hier dem ungeübten Auge weniger bemerkbar? — Auch ich konnte damals noch keineswegs dieſes reiche Feld ſeiner ganzen Tiefe nach ermeſſen, allein mit großer Freude ahnte ich doch ſchon ſeine Bedeutung, und nachfolgende Decennien haben dann mir immer mehr und mehr davon verrathen! Namentlich förderte es mich ſpäterhin in hohem Grade, als ich im Stande war, den Begriff der ägyptiſchen Kunſt, aus wirklich großen Werken derſelben, in mir aufzuerbauen und mit dem der griechiſchen zu vergleichen, denn es war und iſt noch jetzt immer ein großer Mangel der dresdener Sammlungen, daß ſie für dieſen höchſt merkwürdigen Kunſtſtil ſo ſehr wenig enthalten. Wäre doch vielleicht den Griechen ſelbſt die obenbeſprochene Abſtraction nie möglich geworden, hätten ſie nicht das alte

Wunderland Aegypten unmittelbar vor ſich gehabt und aus ſeiner ſtrengen Schule den Muth entnommen, in ähnlicher Weiſe frei der Natur gegenüber ſich zu verhalten! — Ganz neuen Forſchungen iſt es ja erſt gelungen nachzuweiſen, daß am Nil einſt, und wahrſcheinlich zuerſt, der Gedanke eines Kanon, einer abſtracten Regel der Plaſtik entſtand, von welchem der nie vollſtändig zu unſerer Kenntniß gekommene Polyklets-kanon der Griechen nur der Abklang und die vielleicht etwas feinere Durchführung geweſen iſt. Man betrachte das koloſſale Haupt König Ramſes', man erwäge die geradlinige große Bildung eines Sphinxhauptes oder einer Oſirisſtirn, und man wird fühlen, daß hier eigentlich ſchon der volle Keim des griechiſchen Profils vorliegt. Der altgriechiſche Altar, den man gleich im Eingange unſerer Antikengalerie findet, gab mir übrigens damals ſchon den Gedanken an das Aegyptiſche, und die darauf eingehauene Apollogeſtalt mit ihren langgeſtreckten magern Gliedern, bei welchen einem zugleich wieder die Heiligen der altitalieniſchen Maler einfallen, zeigte mir bereits ganz jene Abſtraction der Form, wie ſie mich, wenigſtens in Abbildungen ägyptiſcher Alterthümer, ſchon ſonſt mannichfaltig beſchäftigt hatte. Dieſe Gedanken ſollten mir jedoch bald noch merkwürdiger werden, indem ſie in mancher Beziehung mit einer Aufgabe zuſammentrafen, welche mich von der Zeit an, wo ich meine „Vergleichende Anatomie" abgeſchloſſen hatte, ſogleich in Anſpruch nahm und zehn Jahre hindurch das weſentliche Ziel blieb, dem ich meine beſten Kräfte widmete. Das Typiſche in den Naturgeſtalten nämlich, d. h. der äußere entſchiedene und ſtrenge Ausdruck einer tiefen innern Geſetzmäßigkeit, ein Ausdruck, der, indem er das Individuelle aufhebt, das Allgemeine um ſo ſchärfer hervortreten läßt, ihm möglichſt vollſtändig auf die Spur zu kommen, war überhaupt ſchon lange mein eifriges Beſtreben geweſen. Seit ich nun bei jener Arbeit genöthigt worden war, unter andern organiſchen

Bildungen auch das Skelet durch alle seine Hauptformen zu verfolgen, erfaßte es mich um so heftiger, hier nicht zu ruhen, bis ich in diesem Gebilde, welches recht eigentlich der Träger und maßgebende Grundbau jeder höher belebten Gestalt ist, auf das allerentschiedenste und in ganz mathematischer Weise den wahren Urtypus aufgefunden und in den Gesetzen seiner Entwickelung nachgewiesen haben würde. Wo ich daher irgendwie jener Abstraction der Form begegnete, welche allemal das Einzelne zum Allgemeinen zu vergeistigen strebte, da fand sich meine Aufmerksamkeit besonders angeregt, und von hier aus wird man dann begreifen, wie sehr es mich anziehen mußte, als ich bei aufmerksamer Vergleichung der besten mir nun zugänglich gewordenen griechischen Bildwerke nach und nach auch anfing gewahr zu werden, wie das in all ihrer schönen Mannichfaltigkeit verborgene Gesetz recht eigentlich nur aus der abstracten Einheit mystischer früherer Kunstperioden der Menschheit hervorgegangen sei. Darf man doch sagen, daß es immer das wahre Ziel und der Gipfelpunkt jeder Wissenschaft, und so auch der Wissenschaft der Kunst sei, wenn sie das ganz Allgemeine ihres Feldes als eine göttliche Nothwendigkeit erkennt, dann aber auch alles Besondere in diesem Felde als durch jenes Allgemeine begründet und als Verwirklichung desselben nach allen gegebenen Möglichkeiten hin, zu erkennen vermag! Halten wir daher diese Gedanken recht fest, so werden wir gewiß nicht verkennen, daß es auch ein ganz ihnen gemäßer Gang in der Entwickelung der Kunst genannt werden müsse, wenn sie stets zuerst im ganz Typischen, Abstracten, ich möchte sagen im Allgemeinen der Menschheit, sich bewegt und ausspricht, und wenn allemal erst späterhin die Besonderheit, die unendlich verschiedene Möglichkeit der Individualitäten zur Darstellung kommt! Man sieht sonach, daß auch bei meinen Studien der Antike in den dresdener Sammlungen Kunst und Wissenschaft immer Hand in Hand gingen, und

wenn ich das oben ausgesprochene große Gesetz schon damals in der Geschichte uralter Plastik ahnen konnte und dann hinwieder hoffen durfte, in der wissenschaftlichen Betrachtung derjenigen Naturgebilde, welche die eigentliche Plastik aller höhern Lebendigen bestimmen, durch eine Art von Induction oder rückwärts gehenden Betrachtung, von der unendlichen Vielheit alles Besondern aus bis zur Erkenntniß ihrer Allgemeinheit hindurchzudringen, einer Allgemeinheit, durch welche, als durch höhere Nothwendigkeit, nun alle die von ihr abhängigen einzelnen Formen bedingt und erklärt werden müßten, so war hierin ein starker Sporn meiner Thätigkeit gegeben, und es begeisterten mich diese Gedanken oft auch wirklich zu unglaublichen Anstrengungen.

V.

Doch es sei für jetzt genug dieser Abstractionen. Das Leben selbst ist schon weislich so eingerichtet, daß zwischen Bewußtem und Unbewußtem, Theoretischem und Praktischem, Außerordentlichem und Alltäglichem, fortwährende Abwechselung nicht fehle, und so sollen denn auch Lebensbetrachtungen und Darstellungen stets durch eine gewisse Mannichfaltigkeit verschiedener Regionen sich ergehen, sodaß ich nun auch hier nicht unterlassen will, den Blick einmal vom Innern ganz ins Aeußere zu lenken und der Zeit nach wieder etwas zurückzugreifen, jetzt von einem Ausfluge nach Leipzig, Halle und Berlin berichte, welchen ich in den Herbstferien 1817 ausführte und dessen Nachwirkung in vieler Beziehung immerhin bedeutend für mich genannt werden darf.

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter im Geräusch der Welt.

Diese Dichter- und Seherworte, wie sie tausendfältig von jeher sich bei vielen bestätigt haben, erkenne ich auch an mir recht in ihrer Wahrheit, indem ich hier auf meinen frühern Lebensgang zurückblicke. Oben schon sagte ich, wie eigen mich

das Doppelgängerhafte meiner Gestalt in jenen Jahren oft berührt habe, wie namentlich, neben manchem Tiefsinnigen und Tüchtigen, was dabei im stillen doch fortwuchs, so viel Unfertiges, Halbes, ja fast Kindisches, zuweilen aus den Briefen jener Zeit mich anblicke, und gebe ich nun Acht, wodurch gerade das nach und nach sich gänzlich verloren und ausgeglichen hat, so muß ich allerdings erkennen, daß es insbesondere die immer weitschichtigern Combinationen des Lebens und die immer mannichfaltigern Berührungen mit bedeutenden Individualitäten gewesen sind, welche endlich zu entschiedenern Formen mich gefördert haben, wobei natürlich denn auch kleinere und größere Reisen vielfach und kräftig mithelfen mußten. Gleich der obgedachte Ausflug im Jubeljahre unserer Reformation führte also gar manches dieser Art herbei.

Zuerst spiegelten sich bei diesem kleinen Zuge die Regionen und Personen, zwischen welchen ich durch meine frühesten Entwickelungsstufen gegangen war, jetzt, wo ich nach dreijähriger Wirksamkeit in Dresden auf einige Tage dahin zurückkehrte, schon in einer völlig neuen und ganz andern Form in meinem Geiste. Ist es doch so sonderbar, das Leben, wenn man es im einzelnen nimmt, scheint so gleichmäßig; Tag reiht sich an Tag, mit wenig Abwechselung erscheinen dieselben Personen und Gegenstände — man zweifelt oft, daß die Zeit fortrückt! So scheinen die Himmelskörper selbst fast unbeweglich ihre Stelle zu behaupten; und doch, wie ein Stern nun gleich wieder an ganz anderer Stelle steht, wenn wir lange nicht nach ihm gesehen haben, so finden wir auch eine Lebensform sogleich ganz und gar verändert, wenn wir einige Zeit lang sie außer Acht gelassen hatten. So fand ich also auch in Leipzig Oertlichkeiten und Individualitäten mannichfaltig fortgerückt. Ich lebte wieder zu Stunden mit Heinroth, Clarus, Rosenmüller und Jörg, und tauschte Erlerntes und Erlebtes von allen Seiten ein; mein alter Freund Dietz war mit zeich-

nerischen Aufgaben zu einer neuen Ausgabe der Minnesänger beschäftigt und begleitete mich abends in meine wohlbekannten Eichenwälder, die am wenigsten ihr treuherziges Antlitz verändert hatten, — und von neuern Persönlichkeiten kamen Ritterich, der später so rühmlich bekannte Augenarzt, und die jüngern Osiander und Langenbeck aus Göttingen, mir näher.

Am meisten wurde ich mit Heinroth in Disputationen verwickelt, denn unsere Ansichten waren in drei Jahren meilenweit auseinandergerückt. In ihm waren seitdem gewisse pietistische Ansichten von der Sündhaftigkeit des Menschen als nächstem Grunde von Krankheit und namentlich psychischen Krankheitszuständen aufgetaucht, welche ich keineswegs theilen konnte und welche auch in ihm zuletzt nur auf unvollkommenen physiologischen Ansichten ruhten. Es war eigen, in dem Manne erschien, bei einer großen Volubilität und Verstandesschärfe des Geistes, eine gewisse Unfruchtbarkeit der Idee, die ich und manche seiner Freunde zuweilen wol mit der Unfruchtbarkeit seiner Ehe (er hatte nie Kinder gehabt) in Verbindung zu bringen versucht waren. Da aber die Natur selbst in ihren großen Metamorphosen und wahren innern Productivität ihm nie recht lebendig aufgegangen war, so suchte er gern nach gewissen facticen Erklärungen und supernaturalistischen Gründen für Erscheinungen, die mir und meinen Glaubensgenossen auf einem weit einfachern und ebenern Wege entgegenkamen. Wie es indeß zu gehen pflegt, unsere Naturen waren zwar gewiß zu verschieden, um jemals eine vollkommene Verständigung zuzulassen; da er jedoch lebendig, von freiem Humor und ein leichtgewandter Fechter mit Worten war, so dienten unsere Controversen doch uns gegenseitig zum besten, und hatten den unfehlbaren Nutzen, daß jedem, anstatt den andern zu bekehren, seine eigene Ansicht und Meinung immer entschiedener und deutlicher vor die Seele trat.

Am 8. Oct. ging ich nach Halle ab, allwo unterdessen

mein Freund Naſſe die Profeſſur der innern Klinik auf des verſtorbenen Reil Antrieb übernommen hatte, und wo damals der als Anatom ſo berühmt gewordene Johann Friedrich Meckel wirkte, dem ich bereits einige Abhandlungen für das von ihm neu herausgegebene „Archiv für Phyſiologie“ zugeſendet hatte. Ich wohnte bei Naſſe, und gleich der erſte Abend brachte reiche Discuſſionen, gemiſcht mit freudigen Erinnerungen an die, zwei Jahre früher, zuſammen verlebten Tage in Dresden und in den Felſenthälern von Schandau. Die merkwertheſte und ſchärfſte Individualität aber, die mir überhaupt dort entgegentrat, war Meckel. Die Gebrüder Meckel gehörten zu einer von den wenigen Familien Deutſchlands, in welchen bedeutende Anlagen, Fähigkeiten und Neigungen ganz in einer und derſelben Richtung durch mehrere Generationen hindurch zuſammentrafen. Wie in den Bachs und Schneiders die Muſik, ſo war hier vom Großvater bis zum Enkel die Anatomie in Fleiſch und Blut übergegangen, und von dem Verbiſſenſein in ihre Wiſſenſchaft konnte es Kunde geben, wenn man auf dem anatomiſchen Theater den Schrank ſah, in welchem der Vater dieſes Meckel ſein eigenes Skelet aufzuſtellen befohlen hatte, eine Anordnung, welcher dann auch der Sohn durch ſorgfältiges Abpräpariren der Knochen des Vaters pünktlich Folge geleiſtet hatte. Scheinen doch ſelbſt die Frauen an dieſen Paſſionen Antheil genommen zu haben, denn man verſicherte mich, daß die dieſen alten Herrn überlebende Ehehälfte, als man ihr die Nachricht brachte, daß beim Skeletiren des ſeligen Profeſſors die anatomiſche Merkwürdigkeit ſich ergeben, daß ſtatt zwölf Rippenpaaren hier dreizehn vorhanden waren, ſie freudig bewegt ausgerufen habe: „Ach! hätte mein lieber Mann doch das noch erfahren.“

Mich intereſſirte indeß mehr als das Skelet des todten Profeſſors, wenngleich es das einzige geblieben iſt, das mir vorgekommen (obwol es doch ſonſt eigentlich an trockenen Pro-

feſſoren nicht mangelt), die große treffliche Sammlung vergleichend-anatomiſcher Präparate, welche mit unſaglichem Fleiße durch den Lebenden geſchaffen war. Die Seeküſten Italiens hatten ihm hier reichen Stoff geboten. Zum erſten mal ſah ich manche ſeltſame Organiſation in der Wirklichkeit, welche ich in meinem zootomiſchen Lehrbuche nur nach Beſchreibung und Abbildung verzeichnet hatte, und man kann denken, daß ich mich hier ſobald nicht trennen konnte. Dabei war dazumal mir Meckel freundlich und gefällig, denn noch hatte ich ihm keine Eiferſucht erregt, und ſo konnte ich manche Notiz aufnehmen und manche Form feſthalten, die bei der letzten Handanlegung an meinem Werke mir ganz wohl zugute kam. Weiterhin, als dies Buch große Theilnahme erregte und mehrere ähnliche Arbeiten von mir folgten, wurde er mir auffallend feindſelig und ſuchte ſogleich mir möglichſt Abbruch zu thun! War er doch im Grunde eine durchaus gallige und ſcharfe Natur, und man mußte ſpäter, wenn man ihn ganz kennen lernen wollte, ſeinen Proſector — den nachmaligen Profeſſor der Anatomie in Greifswald — Schultz ſich erzählen laſſen, bis zu welcher Schroffheit und Bitterkeit er Feindſeligkeiten auszudehnen vermochte, wo irgendjemand ihm vermeintlich im Wege ſtand. So war es denn auch ſchon zwiſchen ihm und Naſſe, der mit ſeinem großartig bequemen Weſen ihn nicht gerade immer ſchonte, zu argen Zerwürfniſſen gekommen, und an einem der nächſten Abende, wo wir alle bei Naſſe zu heiterer Geſelligkeit uns verſammelt hatten, mußte ich ſelbſt erfahren, wie eine leichte wiſſenſchaftliche Controverſe bald zu dem ärgerlichſten und verdrießlichſten Gezänk zwiſchen den beiden ausging. Bei alledem lernte ich doch mehr von ihm als von meinem weichern Freunde, und wenn ſchon die Perſer ſagen: „Ein Meſſer wetzt das andere und ein Mann den andern“, ſo erfuhr ich hier, daß, wie ein härterer Stahl mehr ſchärft als ein weicher, auch gerade ſolch harter, eckiger Cha-

rakter, wenn er ſonſt mit einem gehaltvollen Geiſte verbunden iſt, mehr anregend und aufrufend wirkt als ein ſanfter.

Ein ſchöner Herbſtmorgen wurde übrigens auch benutzt, die hübſchen Saalufer in der Umgegend von Halle zu ſehen. Das alte Giebichenſtein mit ſeiner Fenſterruine, aus welcher Ludwig der Springer einſt hinab zum bereit gehaltenen Kahne ſich gerettet haben ſoll, blieb nicht ungezeichnet, und da oben in erwärmender Sonne gelagert, und hinabblickend auf die anmuthigen Flußbiegungen, umkränzt mit herbſtlich buntbelaubtem Gebüſch und Bäumen, überdachte ich die mannichfaltigen Eindrücke der letzten Tage. Manche artige Gärten liegen auch da in der Nähe, man zeigte mir des nur vor kurzem verſtorbenen Reil Berg, ſowie den wohlangelegten Garten des ehemals gerühmten Liedercomponiſten Reichardt, den auch Goethe dort zuweilen beſucht hatte. Man erzählte mir dabei noch den deutſch-treuherzigen Zug von dem Muſiker, daß, als das erſte mal Goethe dorthin kam und anfänglich, ohne ſich zu erkennen zu geben, unter Leitung des Beſitzers die hübſchen Ausſichtspunkte des Gartens beſuchte, dann aber beim Fortfahren ſeinen Namen genannt hatte, Reichardt ſchnell ins Haus ſprang, ſeine Frau rief und dieſer noch den in einer Staubwolke ſchon weit fortrollenden Wagen zeigte, mit den Worten: „Frau! dort fährt Goethe!“ wobei die Arme freilich nun nichts mehr von dem großen Poeten gewahr werden konnte. Indeß haben ihn doch wol ſehr viele von Angeſicht geſehen, die darum auch nichts weiter von ihm gewahr geworden ſind als dieſe Frau!

Nachdem ich auch noch Naſſe's Klinik und Irrenhaus, und dann einen alten Freund aus meinen leipziger Studienjahren, den zu dieſer Zeit doch ſchon ſehr kränkelnden und bald nachher verſtorbenen Kaulfuß beſucht hatte, welcher mir ſeine ſchönen Arbeiten über die Entwickelung der Farrnkräuter vorzeigte, die es anſchaulich machten, wie dieſe merkwürdig

zarten Pflanzengeſtalten in ihren Metamorphoſen die ihnen vorhergehenden Pflanzenfamilien der Algen und Jungermannien ſo bedeutungsvoll wiederholen, ging ich nach Leipzig zurück, weilte noch ein paar Tage unter den dortigen Gelehrten, und fuhr dann nach Berlin.

Schon die weitſchichtige Architektur von Potsdam mit den breiten Waſſerflächen der Havel und dem Marmorpalais daran, dann die Größe der Hauptſtadt ſelbſt mit ihrem Schloſſe, ihren Linden und Brandenburger Thore, welches erſt ſeit kurzem durch die wiedereroberte Quadriga geziert war, machten einen erweiternden Eindruck auf mich, das Volk aber — die preußiſche Nationalität — die damals durch die großen Ereigniſſe ſo mächtig gehoben war, ſteigerte dieſen Eindruck noch vielfältig, und gab mir gar allerhand zu bedenken. Iſt es doch ſonderbar mit unſerm deutſchen Vaterlande beſchaffen! Im allgemeinen wird es als ein großer Nachtheil dargeſtellt, daß die einzelnen Charaktere des Schwaben, Franken, Oeſterreichers, Baiern, Sachſen, Preußen, Weſtfalen u. ſ. w. ſo ſcharf abgeſondert nebeneinanderſtehen, und daß Germania nie eine Einheit werden will, und wer wollte auch leugnen, daß manches Schlimme daraus für uns erwächſt; allein, einem großen Naturgeſetze zufolge, könnte man doch auch hinwiederum behaupten, daß gerade durch dieſe innere Spaltung in ſo viel deutlich abgegrenzte Volksſtämme, Deutſchland im Gegentheil und in Wahrheit eine höhere Stellung bewähre, gegen alle andern europäiſchen Nationen. Dies Naturgeſetz heißt nämlich: „Jede höhere Klaſſe oder Ordnung von Naturweſen wird ſtets irgendwie ſeine Superiorität dadurch beurkunden, daß eben innerhalb ihrer Einheit eine Mannichfaltigkeit auftritt, in welcher die tiefer ſtehenden Ordnungen und Klaſſen ſämmtlich mehr oder weniger deutlich ſich wiederholen und abbilden.“ Um ganz verſtändlich darüber zu werden, will ich nur daran erinnern, daß z. B. die oberſte Thierklaſſe, die der Säuge-

thiere, dieſe ihre höhere Stellung weſentlich dadurch beurkundet, daß nur in ihr mit dieſer Beſtimmtheit die drei zunächſt vorhergehenden Klaſſen in drei beſondere Ordnungen ſich abſpiegeln, die Fiſche in den Walfiſchen, die Amphibien in den Edentaten (den Schuppen- und Gürtelthieren), die Vögel in den Fledermäuſen, während dann die reißenden Thiere, Affen u. ſ. w., die eigentlichen Repräſentanten der Klaſſe ſelbſt bleiben. Ebenſo iſt unter den Menſchheitſtämmen weſentlich deshalb der der Tagvölker als der höhere anzuſehen, weil in ihm die Mannichfaltigkeit ſo groß iſt, daß negerartige, mongoliſche und amerikaniſche Kopf- und Körperformen in großer Zahl dort wiedergefunden werden und in beſondern Volksſtämmen ſich wieder ausdrücken, während in den Nacht- und Dämmerungsvölkern ſelbſt ein weit größeres Einerlei der Formen herrſcht. Hat man alſo das Weſen dieſes Geſetzes wirklich begriffen, ſo wird man mich wol jetzt verſtehen, wenn ich ſage: die Deutſchen, gerade weil ſie in ſo ſehr verſchiedene Stämme zerfallen, Stämme, in deren Eigenthümlichkeiten die der andern europäiſchen Nationen ſich oft ſo merkwürdig widerſpiegeln, ſie ſtehen deshalb nicht etwa tiefer als dieſe andern, ſondern gerade darin bewährt im ganzen ſich ihre höhere Bedeutung.

Ich gebe hier nur beiläufig dieſen Gedanken dahin, aber verfolgt man ihn etwas weiter, ſo wird man ſich überzeugen, wie reich der Stoff iſt und zu wie viel fernern Betrachtungen er breiteſte Gelegenheit bietet. Schon damals waren aber Anſchauungen und Combinationen dieſer Art mir nicht fremd; hatte ich doch in Verbindung mit einem befreundeten Collegen*) eben eine Tabelle über die ſyſtematiſche Anordnung des Thierreichs ausgearbeitet und herausgegeben, welche ganz auf das obige Geſetz gegründet war, und ſo hatte mich alſo auch die

*) Profeſſor Ficinus, Lehrer der Phyſik und Chemie an unſerer Akademie.

Verfolgung der Nationalitäten der Menschheit schon mannichfaltig beschäftigt. Die große Verschiedenheit jedoch so nahe liegender Volksstämme, wie die der Sachsen und Preußen, sie kam mir jetzt eigentlich zum ersten mal recht im großen zur Anschauung und gab mir während jenes ganzen berliner Aufenthalts ebenso viel zu überlegen als das mannichfaltige Neue, was in wissenschaftlichen Anstalten und Persönlichkeiten sich darbot. Es ist sonderbar, der Preuße wohnt nördlicher als der Sachse und steht doch eigentlich zu ihm fast in dem Verhältnisse des Südländers zum Nordländer! Ihm ist größere Lebendigkeit, Frischheit, Schnelligkeit des Mutterwitzes, aber auch größere Voreiligkeit, Eitelkeit und geringere Gründlichkeit eigen, und wenn im sächsischen Charakter, seinem denkenden Wesen, seinem Kosmopolitismus, seiner größern Gemüthstiefe und seiner Ausdauer nach, vielleicht gerade das recht eigentlich Deutsche sich vorzugsweise abbildet, so regt sich im Preußen einerseits mehr eine normännische, andererseits auch wol slawische Individualität. Die Folgezeit hat mir freilich erst, was ich damals nur ahnte, nach und nach in bedeutenden Erfahrungen zu größerer Klarheit gebracht, aber ich habe mich manchmal gewundert, daß die Aufgabe, diese widerstreitenden Gegensätze und auch wieder deren wechselseitige Anziehungen recht vollkommen darzustellen, niemals tiefer gehende Bearbeitungen gefunden hat. Das zierliche Bild, welches Lessing in seiner „Minna von Barnhelm" zum Theil auch von diesem Verhältniß entworfen, wird selten eben in solcher Beziehung genugsam geschätzt.

Nachdem ich also in Berlin mich in einer kleinen Wohnung einigermaßen eingerichtet hatte, war meine erste Fahrt nach der Charité, welche damals zur Hälfte unter der Leitung von Geheimrath Horn stand und als eine der größten Krankenanstalten Norddeutschlands besonders Antheil an dem Wunsche gehabt hatte, Berlin kennen zu lernen. Horn empfing mich

ſehr freundlich. Er war zu jener Zeit in den vierziger Jahren, etwas hager und ernſt, aber von intelligentem Ausdruck und keineswegs abſtoßendem Aeußern. Namentlich intereſſirte mich die ſeiner beſondern Aufſicht untergebene Irrenanſtalt, in welcher ich eine neue Hausordnung eingeführt fand, über deren Strenge man ihm gerade um dieſe Zeit einen ſehr unangenehmen Proceß angeregt hatte, indem eine in Wahnſinn tobende Kranke auf ſeine Anordnung in einen weiten Sack geſteckt worden, darin aber am Schlagfluß plötzlich verſtorben war. Uebelwollende und zwar hauptſächlich ſein Nebenarzt, Profeſſor Kohlrauſch, hatten dieſen Todesfall, als durch Erſtickung veranlaßt, ihm zum harten Vorwurf gemacht, und es führte dies zu Weiterungen, in deren Folge im nächſten Jahre Horn denn auch ſeine Stelle niederlegte. Wir ſprachen viel über Geiſteskrankheiten, ein Kapitel, über das ich mit Heinroth oftmals weitläufig verhandelt hatte, und er gab ſeine Ueberzeugung dahin ab, daß, da die tiefen innern Veranlaſſungen dieſer ſeltſamen Abirrungen oft ſo wenig ermittelt werden können, die ſtrenge Gewöhnung der Kranken an eine ſehr regelmäßige und ſtundenweiſe wechſelnde Thätigkeit gewiß immer eins der wichtigſten allgemeinen Mittel darbiete, allmählich die abſchweifenden Gedanken wieder in die rechten Bahnen zu lenken, eine Anſicht, die jedenfalls viel Wahres enthält. So fand ich denn nun wirklich, als wir die Säle durchgingen, alles in irgend beſtimmter und durch ſtrenge Aufſicht der Aufwärter feſtgehaltener Thätigkeit. In dem einen Saale wurden gerade zu dieſer Stunde Handarbeiten gefertigt, in dem andern ſaßen die Irren um lange Tafeln und mußten zeichnen, was ſie nun eben vermochten und konnten; wieder in einem andern gab man eine Stunde in Geographie, und alle die Kranken hatten Landkarten vor ſich; nochmals in einem andern wurde exercirt u. ſ. w. Hätte ich damals ſchon die Anſchauungen

gehabt über Kranioſkopie und Symbolik, die mir ſpäter aufgegangen ſind, ſo würden mir hier die Individualitäten freilich ſchärfer charakteriſirt erſchienen ſein, als ich gerade zu jener Zeit ſie aufzufaſſen vermochte. Bei alledem ergriff mich einiges doch ſchon dort ſo bedeutend, daß die Erinnerung mir noch jetzt lebendig gegenwärtig iſt. Es gehörten dahin beſonders die Wahnſinnigen, welche aus den großen Jahren 1813—15 — d. h. aus der Erhebung Deutſchlands — die Veranlaſſung ihrer Krankheit datirten; denn wol iſt es das Eigenthümliche aller großen Bildungs- und Umwandlungsepochen der Menſchheit, daß die wahrhaft fähigen Geiſter dadurch zwar zu eminenten Höhen ſich gehoben finden können, während dagegen die ſchwachen oder mit Krankheitsanlagen behafteten dadurch auch oftmals geradezu umgeworfen, oder zu Wahnſinn und Monomanien abgelenkt werden. Da ſaßen z. B. in der Zeichenſtunde einige ſolche Männer — früher erfaßt von gewaltiger Aufregung gegen die fremden Unterdrücker und in öffentliche Dienſte des Civils oder Militärs für dergleichen Zwecke ſich ſtürzend, denen aber das Schickſal die Klarheit ruhiger Geiſteskraft verſagt hatte, und die nun gleichſam in ihren eigenen Gefühlen und Gedanken untergegangen waren, — die Sturm- und Drangperiode ihres Innern ſchien mit ihrer Vernunft durchgegangen, in irren Blicken rollten ihre Augen, und mechaniſch zeichneten ihre Hände die wunderlichſten Geſtalten auf das Papier, Geſtalten, die eben in ihrer Ueberſchwenglichkeit die deutlichſten Verräther ihres confuſen Innern wurden. Einer malte hier ſeltſam aufgethürmte Schlangenleiber mit Fahnen phantaſtiſch decorirt, der andere zeichnete Himalajas von Bergen, deren Gletſcher er noch mit den abenteuerlichſten Thürmen und Burgen verzierte, der andere endlich dachte ſich die ſeltſamſten Ungeheuer aus; für alle aber exiſtirte in dieſen Augenblicken keine ihrer wirklichen Umgebungen, und nur das

neue Antreiben der Wärter zur Fortsetzung der Arbeit konnte sie dann minutenlang wieder aus ihrer Erstarrung, ihrem Absorbirtsein, erwecken.

Man stritt damals in medicinischen Blättern viel darüber, ob Zwangsbeschäftigungen dieser Art einen großen Nutzen zur Heilung der Wahnsinnigen gewähren könnten, und wenn man allerdings weiterhin sah, mit welchen Zwangsmitteln außerdem noch Widerstrebende genöthigt wurden, sich diesen Anordnungen zu fügen, Zwangsmittel, zu denen Horn namentlich die Drehmaschine und den Drehstuhl rechnete, auf welchen der Kranke ein paar mal im Kreise herumgewirbelt wurde, bis er blindlings befolgte, was ihm aufgegeben war, so drängten sich freilich manche gerechte Zweifel ein, ob nicht des Guten hierbei etwas zu viel geschehen möchte. So viel ist wenigstens gewiß, daß mit Horn dieses System der Behandlung dort aufgehört hat und auch in keiner andern Anstalt mit dieser Consequenz wieder durchgeführt worden ist; einiges davon möchte indeß sicher mit Nutzen der Vergessenheit entrissen bleiben.

In den chirurgischen Abtheilungen der Charité war es mir interessant, noch zwei Notabilitäten alter preußischer Militärärzte zu begegnen, Rust und Mursinna. Der letztere war schon ein Siebziger, doch sah ich ihn noch mit Leichtigkeit und Sicherheit eine schwierige Operation *) verrichten. Beide hatten in vielen Feldzügen und Schlachten ihre Thätigkeit bewährt und auch von ihrer Seite den Ruhm des preußischen Heeres aufrecht gehalten.

Der Tag verlief dann noch unter Betrachtung mancher öffentlicher Baulichkeiten, und da es gerade der 18. Oct. war, so führte mich abends Osann, ein jüngerer Verwandter und Assistent von Hufeland, hinaus auf den großen Turnplatz der

*) Hernia cruralis incarcerata.

Haſenheide, wo Jahn, der Vater deutſchen Turnweſens, mit ſeinen jungen Scharen das Gedächtniß der Völkerſchlacht von Leipzig feierte, welches freilich mir, der ich ſie in der Nähe mit erlebt hatte, am wenigſten entſchwunden ſein konnte.

Es war ein echt preußiſches Jugendfeſt, und wenn ich mich jetzt der damaligen Aufregung, der großen Hoffnungen für Deutſchlands Zukunft und der friſchen Begeiſterung erinnere und dann der Gegenwart gedenke, ſo geht es mir wie dem König im „Hamlet", und ich habe in einem Auge das Lächeln, im andern die Thräne. Es gab einen hübſchen Anblick, die lodernden Feuer, das Turnen in Maſſe um das auf dem Sandhügel aufgerichtete Kreuz, hinter welchem eben das erſte Viertel des Mondes hinabſank! Auch der Geſang der Turner klang hell in die Nacht hinein und hätte eigentlich durchaus freudig ſtimmen ſollen, und doch kam mir auch manches in dieſen und ähnlichen Dingen forcirter vor, als es der wahrhaft deutſche Charakter verlangte, ſodaß es endlich etwas ins Gegentheil umſchlug und manche unheimliche Ahnung erweckte. Immer jedoch iſt es mir lieb, aller dieſer Vorgänge lebhaft gedenken zu können; denn ich erlebe es zu oft, wie wenig Perſonen, denen dieſe erſten gewaltigen Schwingungen neuerer deutſchen Geſchichte niemals gegenſtändlich geweſen ſind, die ſpätern abklingenden Schwingungen richtig zu bemeſſen und zu verſtehen geeignet ſein können.

Die folgenden Tage führten mir eine Menge neuer intereſſanter Perſönlichkeiten heran, und die Anregung, ſowie zugleich die innere Sammlung und Feſtigung, welche mir Berlin ſpäterhin oftmals, eben durch die Menge ſeiner bedeutenden Männer und ihre Einwirkung, gegeben hat, erfuhr ich ſchon damals in hohem Grade. Humboldt war zwar nicht anweſend, dafür erging ich mich mit Lichtenſtein in der großen zoologiſchen, mit Weiß in der reichen mineralogiſchen und geologiſchen Galerie. Rudolphi öffnete mir das mit anatomiſchen Merk-

würdigkeiten faſt überfüllte weitläufige ſogenannte Walther'ſche Muſeum, wo ich den greifswalder Roſenthal (ſpäter durch ſeine ſchönen Tafeln über die Skelete der Fiſche bekannt geworden, jedoch zeitig verſtorben), ſowie den Naturhiſtoriker Eichwald kennen lernte, welcher letztere bald nachher in Wilna ſich fixirte und durch ſeine weiten Reiſen in den ſüdlichen Provinzen Rußlands ſich berühmt machte. Gab es übrigens in den genannten Sammlungen ſowie in der der Veterinärſchule überall zu unterſuchen, zu beſprechen und zu notiren, ſo forderten dann auch die Inſtitute für praktiſche Medicin, Entbindungskunde und Chirurgie wiederholte Beſuche, wobei und woneben es denn nach und nach auch Gelegenheit gab, die Veteranen dortiger Aerzte, Hufeland, Heim, Görke, Gräfe und Kohlrauſch, kennen zu lernen, deren einige vielleicht ſpäter noch zu näherer Erwägung kommen möchten.

Es waren indeß nicht blos die Naturwiſſenſchaften und die Heilkunde, die dort mir Früchte trugen, ſondern dieſer Aufenthalt ſollte mir auch wichtig werden für eine Kunſt, deren ich hier in den frühern Blättern noch gar nicht gedacht habe und welcher ich doch in ſpätern Jahren Unſchätzbares verdanken ſollte, für die Muſik. Es war ſonderbar, daß, ſo lebendig ſchon in früherer Zeit meine Neigung für Form und Malerei war, ſo wenig reizten mich damals Töne und muſikaliſche Kunſt. Ich hatte zwar, wie früher erwähnt, als Knabe lange Klavierunterricht gehabt, hatte als junger Mann wol auch geſpielt und Zumſteg's Balladen geſungen: von dem innern Geheimniß der Muſik aber war mir kaum eine Ahnung aufgegangen, und nur erſt in Dresden, als ich anfing, mitunter die Muſikaufführungen in der katholiſchen Kirche zu beſuchen, mahnte es mich ſeltſam an ein Myſterium, welches in der Tonwelt verborgen liege und wol einſt auch mir aufgehen könnte. Bei alledem war es mir noch nicht ganz klar geworden, ob es nicht, wenn ich mich in den Veſpern der Herbſt-

tage dort an einen Pfeiler lehnte, mehr das Dämmerlicht an den weiten Wölbungen jener Kirche war, gemiſcht mit einzelnem Kerzenſchimmer aus den Betſtühlen der dann gewöhnlich nur ſpärlich verſammelten Gemeinde, ſowie das Symboliſche des Altardienſtes überhaupt, welches dann, mehr als die Muſik, meinen Geiſt in Gedanken verſenkte. Und da ſollte ich alſo jetzt plötzlich die Macht eines großen Pſalm von Faſch und der beſten Motetten von Haydn erfahren, wie ſie mir bei einer ſolennen Aufführung der Singakademie unter Zelter's Leitung, aus 300 wohlgeſchulten und gebildeten Stimmen entgegenklang! Ich darf wol ſagen, der Eindruck iſt mir unvergeßlich geblieben und half mächtig mit, das Sprengen der Hülle vorzubereiten, unter welcher mir ſo lange das Räthſel der Harmonie verborgen lag.

Durch Oſann hatte ich Zelter perſönlich kennen lernen, und es iſt mir gar wichtig, daß ſomit auch dieſe bedeutende Individualität, welche Goethe lange Jahre ſo nahe geſtanden hat, einſtmals deutlich durch mein Sehfeld gegangen iſt; denn nicht Jahre zu erleben iſt es, wonach das Leben zählt, ſondern Ereigniſſe, Perſonen und innere geiſtige Entwickelung ſind es, welche ſeinen Werth beſtimmen. Zelter war damals ein Sechziger, ſeine kräftige männliche Geſtalt mit markigen Zügen eines wohlgebildeten Hauptes trat mir entſchieden entgegen; wir ſprachen manches über Dresden und ſeine muſikaliſchen Kräfte, und obwol unſere Unterredung nur kurz war, fühlte ich doch das Inhaltreiche des Geiſtes, dem ich gegenübergeſtanden hatte, vollkommen. Es iſt Zelter oftmals, namentlich nachdem ſeine Correſpondenz mit Goethe gedruckt war, unrecht geſchehen, indem man ihn im Vergleich zu dieſem Mächtigen oft ſo ganz gering anſchlagen wollte; wer aber ihn perſönlich gekannt und ſeine Briefe näher angeſehen hat, kann unſchwer lernen, warum ein ſolcher Genius gern mit ihm verkehrte. Ich kann mich nicht entbrechen, aus einem dieſer ſeiner Briefe

(geſchrieben gerade um die Zeit, da ich ihn beſuchte) eine Stelle hier wieder mitzutheilen, und ich gebe meinen Leſern anheim, eine Perſönlichkeit der Jetztwelt aufzuſuchen, die eine große und geſunde geiſtige Production mit mehr Reinheit, Friſche und großartiger Naivetät aufzunehmen vermöchte! So ſchreibt er alſo unter dem 26. Aug. 1817, nachdem das erſte Heft zur Naturwiſſenſchaft von Goethe ihm zugekommen war, Folgendes: „Zu den angenehmſten Erſcheinungen der letzten Tage muß ich voran Deines Morphologiſchen Heftes gedenken, das ich verſchlungen, genoſſen, und, nach meiner Art, durch und durch erkannt habe. Eine ſolche Art, die ungeheuern Tiefen der Natur wie auf ſtiller Waſſerfläche ruhig zu durchſchwimmen, als ob man den Weg dahin ſelber gefunden; ohne Sorge der Verirrung und Verwirrung ſich ſelbſt in der Natur und die Natur in ſich zu erkennen: das war meine Freude daran. Wie mir Bücher ſonſt eine Laſt und ſchwere Arbeit ſind, ehe ich ihr Ende abſehen und das unleſerliche Wortweſen davon abſondern kann, ſo muß ich Deine Schreiberei vielemal leſen und wiederholen, um mir in langen Fäden auszuſpinnen, was Auge, Verſtand und Sinnen gleich erkannten. Auf einer kleinen Reiſe, von der ich mit Geheimrath Schinkel ſoeben zurückkomme, haben wir uns das Heft wechſelsweiſe vorgeleſen, vorgeſprochen, auseinander- und ſauber wieder eingewickelt, und hatten ſechzehn Meilen zurückgelegt, ohne den Weg zu bemerken. Habe Dank dafür, ich freue mich ſchon auf ein Exemplar von Dir, da ich dann einen Beruf finde es wieder zu leſen.“

Die Macht ſeiner Perſönlichkeit war übrigens auch in einer ſolchen Geſangsaufführung recht zu fühlen! Man vernahm, wie jedes Chor von einem Geiſte rein durchdrungen war, und es machte mir Freude, als ich im Herausgehen mich unter die zur Akademie gehörigen Damen miſchte, zu hören, wie in allen jetzt nur eben der Gedanke lebte, ob auch die

Aufführung seinen Beifall ganz gehabt habe. „Er war zufrieden", hörte ich mehrere sagen, „da wissen wir wohl, wir haben's gut gemacht!" Indeß er war auch mit Leib und Seele bei seinem Chor, und wenn man in seinen Briefen liest, wie er den Zusammenklang dieser Stimmen so genau kannte, daß er oft nach deren verschiedener Temperatur die Witterungsänderungen voraussagte, so blickt man ganz und gar in sein Wesen hinein! Er war Musiker durch und durch, und dabei eine derbe altpreußische Natur. Ich weiß, daß ihm einst jemand die Musikaufführungen in der katholischen Kirche zu Dresden lobte, deren große musikalische Resonanz er wol zur Genüge kannte, obwol ihm die Wahl der Sachen dort nicht immer recht zu Sinne sein mochte; und er antwortete: „O! und wenn man da die Katze in den Schwanz kneift, es wird immer gut klingen!"

Unter mancherlei, was mir sonst in jenen Tagen in Berlin an Sehenswürdigkeiten noch aufstieß, muß ich doch auch erwähnen, daß ich dort am Thiergarten auf der Spree das erste kleine Dampfschiff sah, das mir vorgekommen ist. *) Ich besitze noch eine flüchtige Zeichnung, die ich an Ort und Stelle mir davon entworfen hatte, und weiß, daß es die Neugier vielfältig beschäftigte, obwol es von vielen Superklugen der Zeit als eine ganz müßige Erfindung betrachtet wurde, die unmöglich große Resultate haben könne. Es erinnert mich das lebhaft an die erste Gasbeleuchtung, die ich als Knabe in einem Gartensaale zu Leipzig zur Meßausstellung eingerichtet sah, und von welcher auch noch niemand die ungeheuern Anwendungen ahnte, zu denen sie später geführt hat.

Gas und Dampf, diese gewaltigen Hebel der Zustände

*) Es war wirklich das erste in Deutschland erbaute! Es war von Humphreys zu Pichelsdorf an der Spree erbaut worden und sollte zwischen Hamburg und Berlin fahren, wurde aber wenig benutzt und ging bald ein.

gegenwärtiger Menſchheit! Die neue Generation weiß es ſchon gar nicht mehr, wie die vorübergegangene unter Mühe und Noth zu jenen großen Beſitzthümern gekommen iſt, die dieſer nun ſo ganz unverdientermaßen zugefallen ſind; ja anſtatt dankbar und beſcheiden ihr gutes Theil dahinzunehmen, verfährt ſie oft wie ein ungezogener Erbe eines reichen Vermögens und verpraßt aufgeblaſen, als ob es ſo ſein müßte, dieſe Güter in Eitelkeiten und Leerheit, anſtatt ſie in würdiger Weiſe allein dem Vorſchreiten gegen höhere Menſchheitszuſtände zu widmen.

Endlich habe ich denn hier auch noch eines wunderlichen Abends zu gedenken, den ich in dem mesmeriſch-magnetiſchen Kreiſe des Dr. Wolfart zugebracht habe. Schon meine kleine Hauswirthin, Frau eines Mützenmachers auf der Mittelſtraße, hatte mir gelegentlich erzählt, daß mit vielen andern auch ſie Herrn Dr. Wolfart's magnetiſches Baguet beſuche, und daß ſie theils unmittelbar große Linderung davon für ihre nervöſen Zufälle ſpüre, theils dabei oder nachher auch beſondere Träume habe, die ihr anzeigten, was weiter zu thun ſei, um allmählich zu einer guten Geſundheit zu gelangen. Ich hatte ſchon vielfach von dieſen magnetiſchen Seſſionen gehört und man kann denken, daß nicht die ſchonendſten Urtheile unter dem ärztlichen Publikum darüber gefällt wurden. Seit Mesmer waren Unternehmungen der Art im großen kaum wieder verſucht, und natürlich fühlte ich mich daher gereizt, die Gelegenheit auch zu dieſer Erfahrung nicht ungenutzt zu laſſen. Ich machte zuerſt Wolfart ſelbſt meinen Beſuch, und fand einen kleinen, etwas unterſetzten Mann mit einem gewiſſen unſteten Blick und geſchäftigem Weſen, welcher mir alsbald die Erlaubniß gab, einer magnetiſchen Abendſitzung beizuwohnen. Ich hätte gern geſehen, daß er mir vorher die Experimente an der Magnetnadel vorgezeigt hätte, von denen damals in einem von ihm herausgegebenen magnetiſchen Journal — „Asklepiäon“ ge-

nannt — und ſonſt, vielfach geſprochen wurde, aber ich war nicht ſo glücklich. Er behauptete nämlich, allein durch ſeine magnetiſche Kraft die Magnetnadel ablenken zu können, wovon indeß die berliner Phyſiker, Humboldt an der Spitze, durchaus nichts wiſſen wollten. Als ich nun abends in das Heiligthum des Magnetismus eingeführt wurde, bot ſich mir ein ſonderbarer Anblick dar. Der ziemlich große Saal war ſpärlich erleuchtet, man trat ein unter herabrollenden Vorhängen, und rings an den Wänden ſtanden hinter ähnlichen Vorhängen und ſpaniſchen Wänden Sofas und Armſeſſel in noch tieferm myſtiſchen Dunkel. In der Mitte des Saales ſtand das große Baguet. Man kann in Mesmer's und Puyſegur's Schriften nachleſen, wie aus Feilſpänen, Glasſcherben, Kohlen u. ſ. w. mit einer durchgehenden Eiſenſtange ein ſolcher magnetiſcher Condenſator conſtruirt werden ſoll; hier ſah die Maſchine aus wie ein großer, aber nicht hoher Ofen, aus dem eine ſtarke Eiſenſtange heraufragte, an welcher weiter oben eine Anzahl breiter bunter Wollenbänder befeſtigt waren, deren eins jede der Kranken, die im Kreiſe auf Stühlen um das Baguet ſaßen, mit dem freien Ende in die eine Hand bekam, damit dann mit der andern Hand durch regelmäßiges Herabſtreichen das magnetiſche Fluidum den Nerven zugeführt werden könne, was nach der Gläubigen Meinung in dem Eiſenſtabe aufſteige und durch die leitenden Bänder ſich ausbreite. Man denke ſich denn die ſeltſame Erſcheinung: in all dieſem Halbdunkel und zwiſchen all den Schirmen und Vorhängen eine Anzahl von zehn oder zwölf Kranken, meiſtens Frauen und Mädchen, die in größter Stille mit Streichen an jenen Bändern einen geheimnißvollen Selbſtmagnetismus ausübten! Zwiſchendurch ſchritt Wolfart gleich einem Magier umher, hier und da hörte man ein leiſes Flüſtern über die kommenden oder ausbleibenden Wirkungen, und plötzlich mußte auch wol eine der in Schlaf fallenden Kranken (mir ſchien mehr

Langeweile, Affectation, höchstens auch wol überreizte Imagination die Ursache) fortgeführt oder fortgetragen werden, um dann auf einem der Sofas oder Armsessel hinter den Schirmen nun den sogenannten magnetischen Schlaf- und Traumzustand abzuwarten. Ich gab ziemlich lange einen Zuschauer dieses etwas unheimlichen Schauspiels ab, und hätte freilich wol, bevor ich ging, etwas tiefer in die Geschichte aller der dort Streichenden und Schlafenden eindringen mögen; etwas romanhafte Verhältnisse würden sich dabei öfters herausgestellt haben!

In nicht zu langer Zeit endigte sich denn auch in Berlin, wie mehrfach schon an andern Orten, die magnetische Anstalt und mit ihr Wolfart's Wirksamkeit, und zwar wirklich als ein unglücklich ausgehender Roman.

Es ist recht sonderbar, wie so vieles in der Welt sich nie ins rechte Gleichgewicht stellen zu können scheint, so auch die so inhaltsschwere Angelegenheit des Lebensmagnetismus!*) Was für merkwürdige und außerordentliche Kräfte liegen hier verborgen! Wie ungeheuer wichtig vermag er zu werden, um Leiden zu beschwichtigen, Krankheiten zu bekämpfen, die gesammte Lebensenergie zu heben; und wie selten wird sein Wesen verstanden und seine Heilkraft richtig aufgerufen. In einer mehr als vierzigjährigen ärztlichen Thätigkeit habe ich nur in sehr gewählten Fällen davon Gebrauch gemacht und dann die außerordentlichsten Wirkungen davon gesehen, und sieht man sich um in der Welt, wie oft ist er verworfen oder vergessen worden, und zu wie viel Charlatanerie und unreinen Absichten hat man ihn gemisbraucht! Eben indeß, weil die rechte Anwendung dieser Kräfte immer etwas Mysteriöses be-

*) Ich habe meine Ansichten hierüber später ausführlich dem Publikum vorgelegt in der Schrift: Ueber Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt (Leipzig 1857).

halten wird (nämlich nicht, als ob etwa die Kräfte ſelbſt wunderbar wären und nicht in den Kreis anderer phyſiologiſchen Erſcheinungen des Nervenlebens gezogen werden könnten, ſondern weil ihre Anwendung immer als ein gewiſſes Geheimniß im Verhältniß des Magnetiſirten und Magnetiſeurs erſcheint), halte ich dergleichen gemeinſame Inſtitute, wie ſie mehrfach verſucht worden ſind und wie eben das oben beſchriebene von Wolfart war, allemal für durchaus unangemeſſen und zweckwidrig; mag man doch eine Heilgymnaſtik, und mag man Brunnencuren und dergleichen gemeinſchaftlich unternehmen laſſen, ein Magnetiſiren en masse hingegen wird allemal entweder abſurd werden oder zu noch unangenehmern Conflicten führen.

So waren denn alſo die Reſultate dieſes kurzen berliner Lebens doch ſehr mannichfaltig und lehrreich für mich geweſen, und als ſchöner und melodiſcher Abſchluß ſollte an einem der letzten Abende auch noch die „Alceſte" von Gluck, von welcher mir meine Freunde Vielfältiges rühmend verkündigt hatten, mich erheben und erfreuen. Indeß war es, daß mein Geiſt dort zu gewaltſam in der wiſſenſchaftlichen Richtung angeſpannt worden war, oder daß (was jedenfalls als das Wichtigere galt) ich für Vorſtellungen dieſer Art noch des genügenden muſikaliſchen Verſtändniſſes entbehrte, die Aufführung hinterließ mir keinen ſo tiefen Eindruck, als ich erwartet hatte, und allein die Individualität der Milder-Hauptmann blieb als bedeutend und merkwürdig in der Erinnernng zurück, dergeſtalt, daß als ſpäter im Goethe-Zelter'ſchen Briefwechſel ich folgende Schilderung von ihr vorfand, ihr Bild auf die angenehmſte Weiſe mir wieder aufgefriſcht erſchien, und ich kann daher hier nichts Beſſeres thun, als mit jenen Worten des alten Muſikers vom 10. Juni 1815 dieſe kleinen Reiſebetrachtungen beſchließen:

„Stelle Dir eine ruhige, tüchtige weibliche Geſtalt, völlig ausgewachſen, im dreißigſten Jahre vor: ſchönarmig, weiß, weich, deutſch, ſicher, unverderblich, welche die Lippen ſo weit

voneinanderthut, daß eine leicht anſprechende, breite, volle Stimme bequem hindurchkann; ſo ſiehſt Du Madame Milder, welche geſtern in der Gluck'ſchen «Armida» aufgetreten iſt. Denkſt Du Dir zu einer ſolchen Figur ein Inneres, das aus reiner Naivetät beſteht und mit dieſer Unſchuld an die Pallas von Velletri (wenn ich die nenne, die ich meine) erinnern kann, ſo haſt Du auch die Armida. Daß ein ſolches Weſen, das durch keine Regel und angenommene Kunſtart ſich genirt weiß, wie ein tüchtiger Strom daherfließt, nicht kommt und geht, als wenn Zuſchauer dabei wären, vielmehr wie ein Schmied vor ſeinem Feuer, um heiß herauszuziehen, was er kalt hineinlegt; daß ein ſolches Weſen unſere Kunſtkenner in Verwirrung und Conflict ſetzt, wird ſich vielleicht noch laut genug ausſprechen."

VI.

Der Winter 1817—18 verging mir, wie man ſchon aus Früherm entnehmen konnte, zumeiſt unter Vollendung meines vergleichend anatomiſchen Handbuchs, zugleich aber bereitete ſich in meinem Geiſte eine Arbeit vor, die mich dann das ganze folgende Decennium (abgeſehen von der Herausgabe meiner Gynäkologie), alſo bis zum Jahre 1828, mit unſaglichen Studien feſtgehalten hat; nämlich mein großes Werk von den Ur-Theilen des Knochen- und Schalengerüſtes. Dieſe Aufgabe iſt mir eine zu wichtige, eine zu tief mit meiner ganzen naturwiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Richtung verflochtene geworden, als daß ich hier ſie nicht etwas ausführlicher beſprechen, ja — wie die gegenwärtige Stimmung und Tendenz dieſer Literatur iſt — ſie gewiſſermaßen rechtfertigen müßte. Denn ſo ſonderbar iſt die Welt geſtellt, daß der ernſte Wille, die umſichtige Kenntniß, die mühſamſte Ausdauer für irgendein größeres Unternehmen, oft ebenſo ſehr zu einer Zeit dem Tadel unterliegen, als zur andern geprieſen werden kann, je nachdem im geiſtigen Leben der Menſchheit dieſer oder jener Wind weht und dieſe oder jene Anſichten die herrſchenden geworden ſind. Namentlich in den Naturwiſſenſchaften hat hierin von jeher eine große Mannichfaltigkeit der Zuſtände geherrſcht, indem, da in letzter Inſtanz die Er-

klärung aller physischen wie psychischen Zustände in ein nie völlig zu durchdringendes Geheimniß verhüllt ist, man es der Menschheit unmöglich verdenken kann, wenn sie immer neue, und gelegentlich auch wol wieder die alten Methoden versucht, um einem an sich nie vollständig zu Entschleiernden doch durch Approximation mindestens etwas mehr Aufklärung abzugewinnen. Von jeher sind es nun hier namentlich zwei Wege gewesen, auf denen man eine solche Approximation unternommen hat, indem einmal alles das, was die concreteste sinnliche Erscheinung an Meßbarem, Wägbarem und überhaupt physisch Nachweisbarem darbieten konnte, auf möglichst exacte Weise aufgesucht und wissenschaftlich zusammengestellt wurde; ein andermal aber man das Wagniß bestand, durch lebhafteste und tiefsinnigste Anschauung der Idee, der Erscheinung selbst sich zu bemächtigen, und auf diese Weise des, aller unendlichen Mannichfaltigkeit wirklicher Formen und wirklichen Lebens zu Grunde liegenden höchsten Einen und Ewigen, sich in Wahrheit bewußt zu werden, dadurch also gewissermaßen der Weltschöpfung selbst in Gedanken nachzugehen, als bei welcher wir ja doch überall die göttliche Idee als das ursprünglich Bedingende für die entstehende Wirklichkeit anerkennen müssen.

Beide Arten der Bestrebung haben nun, neben vielen Unberufenen, von jeher doch auch manchen tüchtigen und wohlbefähigten Geist angeregt, und blicke ich in mein Inneres, so muß ich wol erkennen, daß es namentlich die letztere Richtung war, die mir von jeher als die höhere und wünschenswerthere erschienen ist, sodaß, obwol ich mir bewußt bin, der Erscheinung ebenfalls, soweit ich es vermochte, überall mit Sorgfalt und Treue nachgegangen zu sein, ich mich doch erst dann für wahrhaft befriedigt erachtete, wenn ich dem idealen innern Grunde derselben ein näheres Verständniß hatte abgewinnen können. Auf diese Weise hatte ich demnach schon zeitig bei der Ausarbeitung meiner Schrift über Nervensystem und Ge-

hirn nicht geruht, bis ich ein gewiſſes klares, genetiſches Princip in der Entwickelung dieſer Formen aufzufinden und darzuſtellen vermochte, und ſpäter war mir dann immer mehr und mehr deutlich geworden, daß, wenn es irgendeine Bildungsreihe organiſcher Formen gebe, an welcher es möglich ſei, das Offenbarwerden einer einzigen höhern Grundidee mit größter Schärfe und Conſequenz mathematiſch nachzuweiſen, ſo müßte das diejenige ſein, durch welche — als durch ſtarke gleichſam architektoniſche Subſtructionen — überall die Geſtaltung des Lebendigen gemodelt und beſtimmt wird: alſo die Bildungsreihe des Skeleton.

So war mir denn nach und nach der Gedanke gekommen, an dieſen Formen, gleichſam wie an einem Schema, es auf alle Weiſe durchzuführen, wie die Natur in ihrem Schaffen jenem Magier gleich verfahre, der aus einigen wenigen höchſt einfachen Elementen ebenſo durch immer neue Combination, Verſetzung, Beugung und Umkehrung, die allerheterogenſten und vielfachſten Erſcheinungen hervorgehen läßt, wie etwa die Sprache aus wenigen Buchſtaben und Zeichen die mannichfaltigſten Formen der Rede hervorruft. Man kann nun aber denken, daß bei einem ſo ungeheuer reichen Stoff dieſe Durchführung kein leichtes Unternehmen war, daß die unſaglichſten Vergleichungen, Unterſcheidungen, Ueberlegungen nöthig wurden, um in dieſem Chaos den Ariadnefaden der Idee nicht zu verlieren, vielmehr endlich dem eigentlichen Zielpunkte der Arbeit möglichſt nahe zu kommen; und wenn ſchon Menſchen, welche ſich irgendein abſtruſes aber weitausſehendes Unternehmen vorſetzen, als etwa den Röſſelſprung im Schachſpiele durch alle ſeine Möglichkeiten zu verfolgen, oder nachzuſuchen, wie oft irgendein Buchſtabe in der Bibel vorkommt u. ſ. w., blos der Unabſehbarkeit des Gebarens wegen eine Leidenſchaft dafür empfinden können, ſo wird man mir glauben, daß hier, wo auch ein Unendliches und noch dazu ein höchſt bedeu-

tungsvolles und ſchönes vorlag, ich eine wahre Leidenſchaft für das Unternehmen faſſen konnte und es viele Jahre mit einer faſt unbegreiflichen Tenacität verfolgen mußte.

Ich habe über dieſe und ähnliche Beſtrebungen im Leben mannichfaltige Anfeindungen zu erfahren gehabt, und namentlich nachdem in den letzten Decennien die andere Richtung im Erforſchen der Natur, die, welche, indem ſie von vornherein auf Erkenntniß eines Höhern und Geiſtigen Verzicht leiſtet, gerade das unmittelbar Wirkliche in unbedingteſter Weiſe verfolgt, zur vorherrſchenden geworden iſt, mußte ich mir gefallen laſſen, daß alles, was ich auf meinem Wege Bedeutendes und oft Ueberraſchendes gefunden hatte, von der Menge geradezu unbeachtet, oder ſelbſt mit Misachtung beiſeitegelegt wurde, indeß hat mich dies, wenn auch zuweilen augenblicklich verſtimmt, nie aber an mir und an dieſem meinem Wege irregemacht, und ich bin vielmehr überzeugt, auch in jenen Arbeiten über das Skeleton Erkenntniſſe niedergelegt zu haben, welche der Naturforſchung nicht verloren ſein können, ſondern vielmehr noch in ſpäter Zeit ihr mannichfaltig zugute kommen werden.

Hat man aber bei Betrachtung eines menſchlichen Lebensganges irgendworan das rechte deutliche Zeichen, daß jeglicher einzelne nur als organiſcher Theil der geſammten Menſchheit beſteht und fortwächſt, ſo iſt es die Wahrnehmung, wie für gewiſſe beſondere Lebensaufgaben und Lebensepochen meiſtens auch gerade die rechten fördernden Perſönlichkeiten heranzutreten und mitzuwirken pflegen. Wie oft wird man da bemerken: jetzt möchte vielleicht ein Leben ſtocken oder im Fließen ſich gar rückwärts wenden; aber, ſoll die Aufgabe überhaupt begünſtigt werden, ſo ſtellt ſich dann ſofort eine ſich irgend geneigt zeigende, beſonders mächtige, beſonders anregende, auch wol im guten Sinne bewahrend zurückhaltende Perſönlichkeit ein, und eine neue Begeiſtigung erwächt und ein kräftiges

Vorwärtsgehen findet ſtatt. Viele Erfahrungen dieſer Art habe auch ich gemacht im großen wie im kleinen, und ſo darf ich, in Beziehung auf Entwickelung meiner philoſophiſchen Anſichten im allgemeinen, ſowie in Bezug auf ſchärfere Kritik und ſtrengere mathematiſche Anſchauungen, wie ſie mir zur Durchführung der obgenannten Arbeit über die Formenlehre des Skelets unentbehrlich waren, es wol als ſehr wichtig aufführen, daß gerade um die Zeit ein Mann mir näher treten mußte, deſſen ſcharfe philoſophiſche Methode und tiefe mathematiſche Kenntniß durchaus bedeutend für mich werden ſollte. Dieſer Mann war Krauſe (Karl Chriſtian Friedrich), welcher damals mit ſeiner Familie von Berlin, wo er ſeit der Kriegszeit gelebt hatte, ſich nach Dresden wendete, nachdem er von einer im Jahre 1817 durch Italien und Frankreich gemachten Reiſe eben zurückgekommen war. Er war etwa ein Jahrzehnt älter als ich, unterſetzter Geſtalt mit großem, mehr breitem wenig behaartem Haupte und einer reinen ausdrucksvollen Geſichtsbildung, die Augen klar und ſcharfblickend, doch in ihrer Achſenſtellung ein wenig auseinanderweichend, dabei in ſeiner ganzen Organiſation, und namentlich in den breiten, weichen Händen mit ſpatelförmigen Fingern den Ausdruck magnetiſcher Kraft unverkennbar tragend. In Wahrheit heilte er auch die Krankheiten ſeiner zahlreichen Familie großentheils nur auf dieſe Weiſe. Er wurde mir bekannt durch Lecerf, einen frühern Univerſitätsfreund, den eine leidenſchaftliche Neigung zur Muſik längſt von Verfolgung ſeiner Rechtsſtudien abgelenkt, dagegen jetzt mit Krauſe, dem in der Theorie der Muſik allerdings Tiefbewanderten, in mannichfaltige Berührung gebracht hatte. Faſt jedoch hätte das heftige Drängen ebendieſes Freundes, mich für den Philoſophen in ganz ungemeſſener Weiſe zu intereſſiren, gerade die entgegengeſetzte Wirkung hervorgebracht und mich ihm mehr entfremdet, da dieſe Art von unbedingtem Enthuſiasmus mir gewiſſermaßen

unheimlich vorkam und von jeher etwas verdächtig geweſen iſt. Jedenfalls blieb auch davon ein Eindruck zurück, der inſoweit fortwirkte, mich von den Vorträgen Krauſe's und namentlich von ſeiner verſuchten Begründung eines ſogenannten „Menſchheitbundes" entſchieden fern zu halten; eine Seite, die ich an ſich nie für die wahrhaft heilbringende an dieſem Geiſte habe halten können; denn nicht genug, daß ſie es beſonders war, welche ihn mit dem mächtigen Bunde des Freimaurerordens vielfältig entzweite und ihm ſelbſt dadurch manches Unheil bereitete, ſo hat es mir auch immer geſchienen, als ob die hier im Auge gehabte Vereinigung der Beſſern unter den Menſchen doch eigentlich überall nur als unſichtbare Kirche zur Geltung kommen könne, jeder Verſuch aber, dergleichen in der Wirklichkeit unter gewiſſen feſten Formen auszuführen, an hundert Unmöglichkeiten ſtets wieder ſcheitern müſſe.

Unſer Verkehr erſtreckte ſomit ſich auf einzelne Zuſammenkünfte bei mir oder bei ihm, welche hauptſächlich Beſprechungen über das mathematiſch-morphologiſche Princip der Naturformen zum Gegenſtande hatten. Hier waren wir beide in unſerm Felde! Ihn intereſſirten in hohem Grade die einzelnen wirklich gewordenen Feſtgebilde der Thierreiche, die ihm früher wenig bekannt geworden waren, und mich regte es in noch höherm Grade an, zu vernehmen, mit welcher Klarheit er die Raumgeſtalten an und für ſich in ihrer geſetzmäßigen Entwickelung verfolgte. Zugleich leitete mich ſeine Perſönlichkeit auf das Studium des eben vor kurzem erſchienenen erſten Bandes ſeiner Sittenlehre, welche mit einer ſchönen Sicherheit und Offenheit die beiden großen Sphären des Natur- und Vernunftreiches in Gott nachwies und im einzelnen beſtimmte, und ſo kam es denn, daß für meine Lebensanſicht überhaupt, und meine damalige wiſſenſchaftliche Aufgabe insbeſondere,

auch aus dieſem Zuſammenſein viel Nachhaltiges und Bedeutendes ſich entwickeln mußte.

Es war damals überhaupt eine eigen tiefſinnige und ſpintiſirende Richtung in der gelehrten Welt! So kam auch Dr. Werneburg aus Jena, deſſen in dem Goethe-Zelter'ſchen Briefwechſel mehrfach gedacht wird, um dieſe Zeit in meinen Bereich. Seine merkwürdigen Berechnungen über die gleichartigen Grundverhältniſſe der Farben- und Tonwelt, ſowie ſeine Entwürfe über eine höchſt ſinnreiche und neue Bezeichnung aller Muſik- und Farbentöne durch das Syſtem einer beſondern Bezifferung, welches namentlich die Notenſchrift außerordentlich vereinfachen ſollte, machte er mir ſelbſt bekannt, und klärte dabei ebenfalls über vieles mich auf, obwol ſeine Beſtrebungen hierbei mir weniger nahe kamen als die von Krauſe, indem ſie vom anatomiſch-morphologiſchen Felde doch entſchieden allzu weit entfernt lagen. Werneburg lehrte damals als Privatdocent in Jena, und kam zuweilen nach Dresden zu ſeinem hier lebenden Bruder. Dabei beſuchte er mich denn gewöhnlich und theilte mir mit, was eben wieder von ſcharfſinnigen Combinationen ihm aufgegangen war. Am wichtigſten erſchien mir ſein Hervorheben des Duodecimalſyſtems gegen das weitverbreitete, ja allgemein angenommene Decimalſyſtem, und zwar weil ich in der Verfolgung der Zahlenverhältniſſe der Skelettheile gar wohl Gelegenheit gehabt hatte, Gründe dafür zu finden, um dem erſtern einen höhern organiſchen Werth beizulegen als dem letztern. Freilich hatte er, um dieſes Duodecimalſyſtem in Zahlen ausdrücken zu können, zwei neue Ziffern erfinden müſſen, und ſo ſahen denn ſeine Rechnungen wie ſeine Muſiknoten allerdings für jeden Nichteingeweihten ſeltſam genug aus; und ſo war dann auch das Reſultat zuletzt, daß niemand an die Einführung dieſes Syſtems im Leben denken mochte. Zelter ſagte ſchon im Jahre

1812 darüber *): „Die Sache ſelbſt hat ihre Richtigkeit, und es iſt nie geleugnet worden, daß unſere muſikaliſche Zeichenlehre ſehr weitſchichtig iſt, allein wir haben ſie, wir brauchen ſie, wir ſind daran gewöhnt; unſere Inſtrumente klingen wie wir es haben wollen, und die vollkommenſte Bezeichnung der Töne verlangt endlich immer ſolche Ausführer, die das Beſte aus ſich ſelbſt ſchöpfen müſſen, damit Punktum.“

Iſt es doch mit vielen menſchlichen Dingen ſo! und eben in der Schwierigkeit, ja oft Unmöglichkeit, ſo manches in unſern Einrichtungen, woran der klare Verſtand ſehr leicht entſchiedene Mangelhaftigkeit und zuweilen ſelbſt eine gewiſſe Abſurdität nachweiſen könnte, trotzdem anders zu geſtalten und neu einzurichten, bewährt ſich dann das Recht der organiſchen Fortbildung der Menſchheit im großen, welche ja eben, wie alles Lebendige, ſtets neben dem Rationalen ein Maß von Irrationalem fordert, damit ſie nur überhaupt ein Wirkliches werde und bleibe. Die Sprache ſelbſt iſt offenbar das beſte Beiſpiel hierin! Wie leicht ſcheint es, alle die unregelmäßigen Beugungen, die anomalen Conjugationen und dergleichen, durch einen Machtſpruch umzugeſtalten, und welche endloſe Verwirrung und Unſchönheit würde daraus hervorgehen, und eben wie unmöglich iſt daher ein ſolches Unternehmen! Es iſt jedenfalls lehrreich und empfehlenswerth, über dieſe Dinge nachzudenken und das Mögliche und Unmögliche davon ſich recht klar zu machen! Wie viel unglücklich abgelaufene Verſuche in Staatsverbeſſerungen hätten allein bei hellen Anſichten dieſer Art ſich vermeiden laſſen! Allerdings wäre es aber auch wieder eine verkehrte Anwendung ſolcher Erkenntniß, alles, was einmal hiſtoriſch ſich entwickelt hat, als gänzlich unantaſtbar und für immer nothwendig anzuſehen. Auch hierin gibt die Betrachtung der organiſchen Verhältniſſe den beſten Maß-

*) In einem Briefe an Goethe vom 29. Dec.

ſtab! Selbſt in lebendigen Bildungen ſehen wir ja, wie gewiſſe Formen zum Untergange beſtimmt ſind und durch neue erſetzt werden ſollen, dergeſtalt, daß man ſagen darf, es würde durchaus etwas Monſtroſes und Entſetzenerregendes ſein, einen Organismus zu betrachten, an welchem gar nichts abgeſtorben, nichts abgeworfen worden wäre, und wo in widerwärtiger Uebereinanderhäufung Eiſchalen und embryoniſche Formen am Leibe des Erwachſenen ſich fortwährend erhalten fänden. Nur dem Weiſen jedoch, nur dem, der das „Nichts zu viel" vom Tempel zu Delphi kennt und befolgt, wird es hier gelingen, in dem rechten Mittelwege vorzuſchreiten.

Daß nun alle dieſe verſchiedenartigen Anſtrengungen meines Geiſtes, verbunden mit nicht unbedeutendem körperlichen Kraftaufwand, wie er durch die Direction eines großen Entbindungsinſtituts, einer oft die Nachtzeit mit in Anſpruch nehmenden weitläufigen Praxis, und durch mehrfache Vorleſungen und Privatunterrichtsſtunden über operative Hülfsleiſtungen bedingt wurde, zuletzt nicht verfehlen konnten, meine Geſundheit etwas anzugreifen, kann man wol denken. In Wahrheit fing ich damals an, öfters an rheumatiſchen Anfällen zu leiden, ſah übel aus, war zuweilen auch innerlich tief verſtimmt, und ſo ſtellte es ſich mir immer deutlicher heraus, daß, ſollte ich nicht erliegen, ich einige Jahre hindurch die Sommerferien würde zu Reiſen benutzen müſſen, zu Reiſen, welche zu neuen größern Naturſcenen mich brächten, und dadurch geiſtig und leiblich zu erfriſchen, ja zu erneuen im Stande wären. Denn ſo ſehr war von jeher meine Seele dem großen göttlichen Naturleben verſchwiſtert, daß ich am beſten die Mythe vom Antäos, dem Sohne der Tellus, verſtand, als dem ſogleich neue Kräfte die Adern durchſtrömten, ſowie er nur irgend den mütterlichen Boden berührte. Hatte doch, wie ich ſchon früher erwähnte, ebendeshalb die Umgegend Dresdens ſo heilſam auf mich gewirkt, daß vielleicht nur hier es möglich

werden konnte, Arbeiten, wie ich bisher sie übernommen hatte, gewachsen zu bleiben; was konnte ich also nicht hoffen, wenn einmal noch weit größere Erscheinungen, das Meer, die Alpen, Italien, ihren Balsam in diese Wunden träufeln würden!

Es war infolge meiner geschlossenen Freundschaft mit Friedrich, und einer dadurch vielfach geweckten Sehnsucht nach der von ihm in Zeichnungen so schön aufgefaßten Ostsee und der rügenschen Insel, daß das Meer zum ersten Zielpunkte eines solchen Ausflugs gewählt wurde. Mein alter Freund Dietz aus Leipzig und ein hiesiger Münzbeamter Kummer, welcher früher schon mit Friedrich auf Rügen gewesen war und dem ich selbst des edeln Künstlers Bekanntschaft zunächst zu danken hatte, schlossen sich an mich an, als ich am 5. Aug. 1819 Dresden verließ. Nach Berlin, welches wir jetzt in fünf Stunden erreichen, fuhr man damals drei ganzer Tage! Man muß den Nachlebenden wirklich diese antediluvianischen Zustände treulich aufbewahren, da sie jedenfalls von den nächstkommenden Generationen bald gänzlich vergessen sein werden, und doch so Vieles und Ungeheueres in der Geschichte der Menschheit gerade nur durch diesen Umschwung bedingt ist. Denke ich z. B. jener langsamen Fahrt, wie sie über Sand und Sumpf im kleinen Wagen durch Dörfer und Städte uns dahintrug, wie da die Zeit sich bot, über die schönen Eichenwaldungen um Herzberg, über einzelne malerische Kiefern, über die Störche im Morgenlicht auf den Bauerhütten stehend, und hunderterlei ähnliche kleine Reisebilder Betrachtungen anzustellen, und vergleiche ich dann damit den brausenden Eilzug der Eisenbahn, der über alle Mittelzustände rasch hinweg mich zugleich mit hundert andern Reisenden einzig auf den Reisezweck hindrängt, so ist der Unterschied in der Wirkung schon an und für sich ganz incommensurabel; denkt man aber weiter, wie millionenfältig dieser Abstand sich jetzt täglich und stündlich in der Menschheit fühlbar macht, und wie überhaupt

bald nirgends mehr jene einfachern, contemplativen Zuſtände vorkommen werden, ſo iſt eine weſentliche Umgeſtaltung im Denken und Fühlen der Maſſen wirklich eine ganz unausbleibliche Folge. Praktiſche Verſtandesſchärfe, Schnelligkeit der Combination, Proſa, Luxus und unmittelbarſte Genußſucht werden charakteriſtiſch ſein für das Neue, ebenſo wie Gemüthlichkeit, beſchauliche Sinnesart, Poeſie, Anſpruchsloſigkeit, und ein gewiſſes Genügenlaſſen, für das Alte. Das Thema erlaubte eine ſehr weitſchichtige Durchführung! Es genüge indeſſen hier an dieſer Andeutung.

VII.

In Berlin blieb ich diesmal nur einen Tag, um manche Neuigkeiten des Anatomischen Museums aufzufassen, und mit der gewöhnlichen Post fuhren wir dann über Oranienburg und Fürstenberg nach Neubrandenburg, wo wir nach Friedrich's Anweisung bei seinem Bruder, einem ehrenwerthen Meister Schmied, ein paar Tage verweilten. Die ganze dortige Oertlichkeit hat mir damals einen tiefen Eindruck hinterlassen, dessen noch jetzt ich mich gern erinnere. Es ist auch eins von den Bildern, die in der gegenwärtigen Zeit bald als eine Art von Märchen erscheinen werden. Schon die kleine Stadt selbst, mit ihrem eichenbepflanzten Wall, ihren hohen stattlichen, in reichem gothischen Stil verzierten Thoren, an deren rothen Backsteinmauerwerk hier und da wuchernde Fliederbüsche die besten Bilder gaben, überall zum Zeichnen einladend und zum Theil auch wirklich von uns gezeichnet; dann die Anspruchslosigkeit der Stadt, das stille, aber tüchtige Aussehen der Männer und Frauen, und vor allem das altbürgerliche echtdeutsche Hauswesen unsers lieben Meisters Wirth, in welchem mir auf eigene Weise die große Künstlernatur des Bruders in die einfach-markige Thätigkeit des Handwerks umgesetzt erschien, ich wurde nicht fertig mit Betrachten und Aufmerken! Manches erinnerte mich wieder an mein altes Mühlhausen, mit

ſeinen freien Reichsbürgern, und manches war doch auch wieder ganz anders. Recht bezeichnend kam es mir jedenfalls vor, als Meiſter Friedrich, wie wir um den Wall gingen, uns erzählte: es ſei ſeit alten Zeiten hier Brauch, wenn ein junger Mann zum Bürger gemacht werde, ſo habe er am Wall eine Eiche zu pflanzen, und ſo gehe denn dort ebenſo wenig echtes Bürgerthum als der echte deutſche Baum aus. Alles dies war ſo eben das rechte Vorſpiel und die eigenthümliche Ouverture für Rügen, wohin jetzt ſo viele mittels Eiſenbahn und Dampfſchiff plötzlich verſetzt werden und dann doch zu keinem wahren Verſtändniß der dortigen Natur gelangen. Wir aber genoſſen Zug für Zug aus dieſem romantiſchen Becher! Am erſten Tage in Neubrandenburg beſtiegen wir den Thurm, um von ſeiner Galerie das weite flachhügelige Land und die glänzende Fläche des Tollenſees zu überblicken, und abends zeichnete ich das ſchöne Treptower Thor mit ſeinen ſtattlichen Zinnen. Am zweiten Tage wanderten wir hinaus an den breiten umbuſchten See, begrüßten bei der Krappmühle die erſten Hünengräber und dann wurde das Friedländer Thor gezeichnet. Ich war in der kurzen Zeit ganz heimiſch hier geworden, das Glück der Beſchränkung zog mich recht eigen in ſeinen ſtillen Hafen, und all mein ängſtliches Suchen nach Erkenntniß und nach wiſſenſchaftlicher tiefſter Befriedigung fing an fürerſt mir etwas ferner zu treten. Es war indeß hier kein Bleibens, und noch am Spätabend des zweiten Tages fuhren wir fort über Demmin und die weiten pommerſchen Ebenen durch tiefe Lehmwege auf Greifswald zu, wo wir den 13. Aug. früh ankamen. Auch hier gab es oft Bilder unterwegs, die an Ruysdael erinnerten. Die Eichengehölze bei Demmin mit vielen von den hereinſtreichenden Seewinden abgewetterten grauen dürren Aeſten der Bäume, auf denen Störche und Nebelkrähen ſaßen, gehörten dahin, und ebenſo die aufgehäuften ſpärlich beraſten Sandhügel, die gegen grauen

Wolkenhimmel oft glänzend ſich abhoben, ſowie die breiten ſtrohgedeckten großen Bauerhäuſer, unter einem Dach oft Familienſtuben, Stall und Scheuer zugleich umfaſſend, einem Dach, an welchem du vergeblich nach einem Schornſtein ſuchſt, denn der Rauch, der zunächſt in die Räume aufdampft, welche die trefflichen Speckſeiten und Gänſebrüſte verwahren, mag ſich da, wenn er für Räucherung dieſer Koſtbarkeiten gearbeitet hat, ſelbſt ſeinen Ausweg zwiſchen den Spalten der Strohbedeckung ſuchen. Wir hatten hier unſere Betrachtung, warum eine arme Natur dieſer Art in den Niederlanden, mit Eichen, Sand und Feld und Sumpf, einen Künſtler bilden konnte, wie den obgenannten großen Meiſter, während die reiche Natur des Schweizerlandes und ähnlicher lange Zeit auch nicht entfernt dergleichen hervorgebracht hat. Iſt es nicht — um es kurz zu faſſen — nur deshalb, weil in der Kunſt wie im Leben, die Tiefe in Wenigem, immer mehr wirken *muß*, als die Oberflächlichkeit in Vielem? Und kann der Menſch am Ende *mehr*, als in Einem oder nur Wenigem wirklich tief ſein?

Der Tag in Greifswald verging uns ſehr ſchnell. Am Morgen wurde der Thurm beſtiegen und von da oben begrüßte ich zuerſt den weiten blauen Spiegel der Oſtſee und athmete von fern her die erquickende Luft, welche überall zu ruhen pflegt, wo das Blut der Erde, das Meer, ſeine Arme und Buchten dahinſtreckt. Dann wanderten wir nach der Univerſität, wo Profeſſor Hornſchuh, dem Botaniſchen Garten vorſtehend, uns mit großer Zuvorkommenheit die Sammlungen dieſes kleinen äußerſten Vorpoſtens deutſcher Wiſſenſchaft aufſchloß. Alles Naturwiſſenſchaftliche war noch ſehr im Werden, nur die Bibliothek, herſtammend noch von der alten Univerſitätsſtiftung des Herzogs Wratislaw in der Mitte des 15. Jahrhunderts, iſt bedeutender, und erfreute uns durch ein echt norddeutſches Denkmal, den aufbewahrten Trinkbecher Martin Luther's. Umwandelnd dann in der Stadt

gelangten wir an den freilich nur engen Hafen, und zum erſten mal erfreute mich hier der Maſtenwald kleiner Kauffahrer, der maleriſche Anblick der Krane, der Segelboote, der gehäuften Waarenballen und Tonnen, über welchem allem jener eigene aromatiſche See- und Theergeruch ſchwebt, den niemand wieder vergißt, der einmal nur eine Seeſtadt beſucht hat. Auch trafen wir hier auf einen dritten Friedrich, ebenfalls ehrſamer Bürger der Stadt, aber Seifenſiedermeiſter. Er ähnelte in langer hagerer Geſtalt dem Maler am meiſten, war dagegen vielleicht geiſtig von ihm am verſchiedenſten. Die Krone des Tages war ein Abendſpaziergang am Ryckgraben, der Mündung des Hafens, hinaus nach Elbena, wo eine der maleriſchſten Kloſterruinen, ein einſames umbuſchtes hochgothiſches Fenſter mit ſtarken Pfeilern, kühn ſich hervorhob, und nebſt einem ſich anlehnenden Hüttchen, im Hintergrunde das Meer bei ſpätem Abendduft eins der reizendſten Bilder darſtellte, die bis dahin mir vorgekommen waren. Ich muß hierbei überhaupt eine Bemerkung anſchließen über den ſehr eigenthümlich ſchönen gothiſchen Bauſtil, den man in dieſen geſammten Oſtſeegegenden — und zwar ſchon von Neubrandenburg anfangend — in bürgerlichen ſowol als kirchlichen Bauwerken wahrnimmt. Das Material deſſelben iſt zwar durchaus nur der gebrannte Ziegel, jedoch ſo gut gebrannt, daß man es wol wagen durfte, die ſcharfgefügten Mauerſteine frei und ohne Bewurf der Luft auszuſetzen, welches dann den Gebäuden einen eigenen warmen rothbraunen Ton gibt der vom Witterungseinfluß allmählich in dunkelgraue Farben anmuthig variirt wird. Mit dieſem Material nun ſind die alten Baukünſtler hier in aller Weiſe frei und genial verfahren. Ich erwähnte ſchon am Treptower Thore Neubrandenburgs des hochſchlanken Giebelbaues mit ſeinen freien Zinnen, und ebenſo ſieht man auch in Greifswald und Stralſund die vorgekehrten Giebelſeiten alter Bürgerhäuſer ſehr gut verziert.

Was aber die Kirchen ſelbſt betrifft, ſo findet man die Schlankheit hoher Spitzbogen der Pfeiler und Fenſter in dieſem Kunſtgeſtein oft in Wahrheit gewagter gehalten, als anderswo im Naturgeſtein, und dabei ſind die Verzierungen der Geſimſe, die gegliederten Einſchmiegungen der Fenſter und Thore ſo fein und in ſo gutem Geſchmack, daß eine eigene Sammlung gothiſcher Architektur aus jenen Gegenden gewiß ein erwünſchtes Unternehmen ſein würde, zumal da auch die Dauerhaftigkeit dieſer Bauten auf eine innere Sicherheit der Conſtruction ſchließen läßt, aus welcher gewiß noch manches Lehrreiche für unſere Zeit zu entnehmen ſein dürfte. Schade, daß dieſes Eldena durch Feuer und Krieg ſo gründlich zerſtört iſt! Die wenigen Ueberreſte laſſen auf einen beſonders reichen und großartigen Bau jener Zeiten ſchließen, von dem jetzt nur noch die erwähnten Pfeiler und das prächtig in die Luft hineingezeichnete Fenſter, welches ich ſpäter mehrfach in Bildern wiedergegeben habe, übrig ſind.

Zur Fahrt nach Rügen — über den breiten Rügenſchen Bodden hinüber — hatten wir eine kleine Schifferjacht gemiethet, und bei ſchönem Morgenhimmel am 14. Aug. legte ich denn alſo aus zu dieſer erſten Seefahrt. Ein leichter Landwind trieb uns bald in offene See, die Wellen kräuſelten ſich an dem kleinen Fahrzeuge und wir verfolgten die vorüberſtreifenden Jöllen und Fiſcherboote mit ihren gelblichen oder rothbraunen Segeln und maleriſchen Formen häufig mit dem Zeichenſtift auf dem Papier. Die ſchillernden Farben einer leiſe bewegten Seefläche, im Sonnenlicht mit Wolkenſchatten unterbrochen, wurden mir jetzt zum erſten male ſichtbar, und nun erſt verſtand ich, warum die Alten den Proteus, den ſtets die Erſcheinung Wechſelnden, zum Gott des immer in neuen Farben erglänzenden Meeres erſchaffen hatten!

Schon waren die Thürme von Greifswald am Horizonte tief hinuntergeſunken und wir verhofften in kurzem die we-

nigen Meilen des Meerbuſens zwiſchen der pommerſchen Küſte und der Gegend von Puttbus überſchifft zu haben, als der Wind mehr und mehr abnahm, unſere kleinen Segel regungslos hingen und das Schifflein auf dem ſpiegelglatten Bodden vollkommen zu ruhen begann. Unſere zwei Schiffsleute ließen den kleinen Anker nieder, ermahnten zur Geduld und kochten uns einige Kartoffeln, ich aber ſetzte mich auf das Verdeck, um in der Abendſonne die Oertlichkeit des Schiffes ſelbſt, mit allen ſeinem einfachen Segelwerk und ſeinen Einrichtungen aus der Kindheit der Schiffahrt ſäuberlich zu zeichnen. Ich habe dieſe Zeichnung ſpäterhin einmal als Mondſchein ausgeführt und endlich das fertige Oelbild vor Jahren dem König Friedrich Auguſt verehrt, ſodaß denn vielleicht noch in ſpäter Zeit Kunſtfreunde dies kleine Werk, welches eine ganz artige Wirkung macht, in der Galerie moderner Kunſtwerke auf dem dresdener Schloſſe gewahr werden können.*) Nach und nach kam die Nacht heran; wir kochten uns Thee, wozu etwas ſchwarzes Schifferbrot leidlich mundete, dann hüllten wir uns unter dem niedern Verdeck in dort liegende Baſtmatten und ſchliefen einige Stunden, bis früh das letzte Mondviertel aufſtieg, ein leiſer Wind zu wehen anfing, unſere Schiffer den kleinen Anker aufhoben und wir nun der Küſte entgegentrieben, welche wir endlich gegen 6 Uhr erreichten.

Es war damals Rügen im ganzen noch wenig von Fremden beſucht, und eine größere Einfachheit herrſchte dort. Statt eines zum Empfange wohleingerichteten Hotels etwa, lag da unter verſtreuten Granitblöcken eine rauchige Fiſcherhütte, die dem Anlangenden eben nur Befriedigung der nächſten Bedürfniſſe bot. Ich fand es ſehr originell, als die Wirthin, um

*) Nach dem Tode des Königs kam es mit vielen andern Bildern in die Zimmer des Brühl'ſchen Palais, Reſidenz der verwitweten Königin.

unſer Frühſtück zu beſorgen, aus dem großen Rauchfange gleich neben der ſogenannten Gaſtſtube, von den in dichten Reihen dort hängenden Flundern und Zungen (Pleuronectes solea) ſofort eine Anzahl herunterholte und uns zum Kaffee auftiſchte, aber die Praxis war gar nicht übel und die zarten wohldurchräucherten Seebewohner mundeten wirklich gut. Alles war eine neue Welt für mich, und mit Luſt ging ich immer wieder hinaus an den Strand, athmete die prächtige Seeluft und fühlte von Stunde zu Stunde mich friſcher.

Gegen Mittag wanderten wir nach dem nicht weit abliegenden fürſtlichen Schloſſe von Puttbus. Seine kleine Kunſtſammlung enthielt einige Marmorſtatuen Thorwaldſen's, ein paar Landſchaften von Phil. Hackert, wobei ich der Goethe'ſchen Schilderungen dieſes auf Rügen ſelbſt zuerſt ſich ausbildenden Meiſters gedenken mußte, und einige jener ſinnigen Bilder Friedrich's, die mir hier, gleichſam wie in ihrem eigentlichen Vaterlande, noch näher traten als ſonſt. Doch nicht Kunſtbetrachtens halber war ich auf dies Inſelland gekommen, ſondern um in ſeinen Buchten und Wäldern mir wieder volle Geſundheit und Kraft zu holen. Ich ſtürzte mich noch auf einige Minuten in die blauen Wellen, die über den Uferſand zwiſchen einzelnen Granitblöcken das anmuthigſte Spiel trieben, und nach einfachem Mahle zogen wir aus, das rügenſche Land zu umkreiſen.

Der nächſte Punkt war die kleine bewaldete Inſel Vilm, die ein paar Stunden öſtlich von Puttbus im Bodden liegt, und von welcher wir dann nach Mönchgut hinüberzufahren gedachten. Es war ein prächtiger Sommernachmittag, das kleine Boot, nur von einem Fiſcher gerudert, glitt leicht über die ſchaukelnden Wellen und bald waren wir unter den mächtigen Buchen und Eichen von Vilm gelandet. Ich kann ſagen, ich habe kaum jemals wieder dies Gefühl ſo ganz reinen, ſchönen und einſamen Naturlebens gehabt, wie damals auf

dieſem kleinen Eilande, das ſonſt niemand zu ſehen pflegt, der Rügen beſucht. Wie maleriſch drängt ſich dort über das am Ufer gehäufte Geſtein die friſcheſte Vegetation des Gebüſches, wie ungeſtört und ehrwürdig ſind da Eichen und Buchen zu ungewöhnlichem Umfange aufgewachſen! Ich traf eine uralte Eiche inmitten der Inſel, ſie war faſt ganz abgeſtorben und die ungeheuern Aeſte ſtreckten ſich abgewettert und glänzend grau in die blaue Luft, aber ſtatt der eigenen Blätterfülle hatte ſich nun ein gewaltiger Epheu hinangerankt und umgab die faſt Verdorrte mit Behängen erneuten Lebens. Nicht weit davon ſtand eine alte Rothbuche, die Zweige, reich mit Blätterfülle belaſtet, hingen laubenartig bis auf den Raſen um den alten Stamm herum. Kurz, wohin man ſah, reiche kräftige Urnatur des Nordens! Ich habe ſpäterhin in einem größern Bilde: Erinnerung an eine bewaldete Inſel der Oſtſee, einiges aus dieſer Scenerie mir geiſtig zu reproduciren verſucht, und manche Betrachtende haben ſich noch an dieſem Schattenbilde erfreut; möchten die, die es verdienen, ſich an dem Urbilde (wenn es noch ſo wie damals beſtehen ſollte, woran ich jedoch ſehr zweifle) ebenfalls erquicken können! Eine einzige kleine Meierei lag auf dem Inſelchen, deren Bewohner von Zeit zu Zeit ihre Producte an Käſen, Butter, Schinken und dergleichen nach Greifswald hinüberſchifften zum Verkauf. Wie wenig indeß dieſe Leute dabei mit der Welt in Berührung kamen, erfuhren wir, als wir uns dort mit etwas Milch und Schwarzbrot ſtärkten, im Geſpräch; denn alles was da drüben in der Geſchichte ſich ereignet hatte, ſelbſt Napoleon's Vertreibung und Abſetzung, war ihnen ganz unbekannt geblieben.

Die ſinkende Sonne mahnte aber zur Abfahrt, und ſo ſchifften wir nun, während die leuchtenden Farben der Abendſonne mit Gold und Violett die Wellen überzogen, nach Mönchgut hinüber. Ein Seehund tauchte ein paar mal unweit un-

sers Bootes aus den Wellen und verschwand ebenso rasch, erhöhte aber doch durch sein Erscheinen das Neue dieser heitern Fahrt. Es begann bald nach der Landung zu dunkeln, und wir hatten einige Mühe, den Weg nach Mittelhagen zu finden, wo wir Gastfreiheit forderten und auf Stroh übernachteten. Am andern Tage wanderten wir denn wieder hinab an den Meeresstrand, um das Vorgebirge Perd herum, und über Selin und Lanken endlich nach Bergen wieder hinauf. Dieser Weg war so recht bezeichnend für die rügensche Natur! Still und träumerisch wie eine altschottische Ballade, zur Rechten das Meer, oft weit hinaus am Strande mit unzähligen Granitblöcken bestreut, welche urweltliche Fluten mit ihrem alten Eise einst von Skandinavien herüber auf diese Küsten geführt haben, dazwischen mitunter für die Fischerjöllen einfache hölzerne Landungsbrücken weit hinausgebaut, oder lange Linien von Netzen zum Trocknen aufgehangen. Zur Linken stiegen dann die gelben Lehmwände von Perd auf, oder streckten sich Dünen von feinem weißen Sand, mit der violettblühenden Mannestreue und Weidenbüschen verziert, weit an der Küste daher. Dabei nun diese lautlose Stille, kaum vom leisen Anschlage der kleinen Wellen unterbrochen; zuweilen der Flug einer Möve oder Seeschwalbe, und immer die lange, lange Horizontlinie der Ostsee, an deren Rande manchmal ein kleines Segel sich zeigte; ich wüßte gar keine Gegend so geeignet, sich seinen Gedanken und Gefühlen ganz dahinzugeben, als diese. Wir setzten uns mehrfach nieder zum Zeichnen, und als wir endlich den Strand verlassen mußten, um wieder nach dem Innern der Insel zu ziehen, trafen wir das erste größere Hünengrab, aus vier mächtigen Granitblöcken gehäuft, und nahmen auch davon den Contour in unsern Mappen mit. In Wahrheit, ich würde schwerlich alles Detail dieser kleinen Wanderung hier, wo es mehr darum zu thun ist, von meiner gesammten geistigen Entwickelung ein treues Bild zu zeichnen,

ſo ausführlich aufgenommen haben, wenn nicht wirklich dieſe Erſcheinungen einen eigenthümlich bleibenden Eindruck in mir zurückgelaſſen, und an meiner innern Fortbildung theilgehabt hätten, als welches ja auch allein macht, daß ich ihrer noch jetzt mit dieſer Deutlichkeit mich erinnere. Liegen doch hunderterlei verſchiedene Fähigkeiten im Menſchen und warten dann auf eine oder die andere Einwirkung von außen, um dadurch oder daran endlich zur thatſächlichen Offenbarung hervorzutreten! Und ſo waren es alſo auch hier namentlich zwei Momente, welche gerade nur infolge dieſer rügenſchen Phantasmagorien zur Entwickelung gelangen ſollten, einmal die tiefere Fühlung des eigenthümlich norddeutſchen romantiſchen Elements, und ein andermal das vollkommenere Verſtändniß deſſen, was man in der Zeichnung die Linie nennt. Das erſtere wird man den obigen Darſtellungen ſchon ſelbſt deutlich abgemerkt haben, das andere verlangt vielleicht noch einige nähere Beſtimmungen. Allerdings nämlich liegt ſchon in dem reinen Begriff der Linie eine weite und inhaltsſchwere Seite der bildenden Kunſt, und wol eben nur darum, weil man im eigentlichen Verſtande ſagen darf, daß es in der Natur gar keine Linie gibt, wird ſie um ſo mehr zur Aufgabe der Kunſt und iſt einer ſo großen Durchbildung fähig. Man erzählt von zwei altgriechiſchen Malern, von welchen, wetteifernd miteinander, der eine eine wunderzart und rein gezogene Linie auf die Tafel ſchrieb, der andere aber ihn überwand, indem er mit noch größerer Freiheit und Sicherheit genau in die Mitte ſeiner Linie noch eine zweite ſo viel zartere und feinere rein hineinzeichnete. Liegt nun gewiß ſonach ſchon in der Linie an und für ſich eine beſondere Kunſtſchönheit, ſo wird doch noch eine weit größere Vollendung in den Verhältniſſen derſelben gegeben ſein können, inſoweit ſie wirkliche Gegenſtände umgrenzt, und es iſt dann merkwürdig, wie verſchieden in verſchiedenen Menſchen nicht nur die Möglichkeit der Ausführung

ſolcher Linien, ſondern ſelbſt das rechte Verſtändniß und wahre Schönheitsgefühl dafür iſt. Wer ſich einiger Rafael'ſchen, mit Rothſtift fein ausgeführten Zeichnungen in ihrer unſaglichen Linienreinheit und Schönheit erinnern kann, oder wer ſich die helle Tageslandſchaft von Claude auf unſerer Galerie, in zarten ganz reinen Contouren dargeſtellt denken könnte, der hätte etwa von dem, was wir hier bei Linienvollendung im Sinne haben, wol die annähernd deutliche Vorſtellung. Es kann daher in der Landſchaft wie in der menſchlichen Geſtalt eine ausnehmende Steigerung der Linienſchönheit gedacht werden, und es iſt vielleicht eins der am meiſten unterſcheidenden Merkmale zwiſchen dem Stümper und dem wahren Zeichner, daß der letztere dieſen Verhältniſſen das vollkommenſte Recht angedeihen läßt, während der erſtere daſſelbe oft genug nur zu ſchmählich mit Füßen tritt. Nun iſt aber kaum etwas mehr geeignet, das Bedeutungsvolle der Linie ſo recht zur Empfindung und Anſchauung zu bringen, als das Studium ſolcher Küſtengegenden wie die des rügenſchen Eilands. Dieſe eigenthümliche Linie des Seehorizonts ſchon, die als gerade Linie nur gezeichnet werden kann und doch eine horizontalkreisförmige eigentlich iſt; dann die feinen Linien der ins Meer ſich ſtreckenden Landzungen der am Meere ſich hinlagernden Küſtenerhöhungen! Nur mit der genaueſten Aufmerkſamkeit, der ſicherſten Hand, dem ſchärfſten Bleiſtift und der reinſten Papierfläche laſſen ſie ſich ganz entſprechend wiedergeben. Alle dieſe Dinge nun hatte ich früher wol leichter genommen, die Linie an ſich war mir nie ſo bedeutungsvoll vorgekommen, und ſo hatte ich auch die Feſtigkeit nicht angeſtrebt ſie vollſtändig nachzubilden. Gegenwärtig wurde dies anders! Ich verſtand nun auch beſſer, was Friedrich mit ſeinen feinen Zeichnungen gewollt hatte, und für alle künftige Zeit wurde mir daher von nun an eine reinere Intention in

Darſtellung der Linie zur andern Natur, eine Intention, welche mir dann weit ſpäterhin noch bei meinen Studien über die Symbolik der menſchlichen Geſtalt, welche in ſo vielem Sinne durch die Linie beſtimmt wird, gar ſehr zugute gekommen iſt.

Doch ich habe nun noch zweier großen Erſcheinungen auf damaligen Wanderungen zu gedenken, bei welchen ebenfalls das Kapitel von der Linie die reichſte Anwendung finden mußte, — nämlich des Beſuchs von Stubbenkammer und des von Arkona.

Am 17. Aug. zogen wir von Bergen fort, nachdem wir noch auf der Anhöhe in der Nähe der kleinen Stadt — dem Rugard —, dem höchſten Punkte der ganzen Inſel, wo in grauer Vorzeit die Burg des alten Fürſten Jaromer geſtanden, und die etwas einförmige Ausſicht betrachtet hatten, und wendeten uns über die jasmunder Fähre und Sagard nach der ſchönen und weiten Buchenwaldung, welche das geprieſene Stubbenkammer ankündigt. Hier gegen Abend verabſchiedeten wir das leichte bergenſche Fuhrwerk und wanderten nun den Fußweg durch die grünen Laubgänge, indem von weitem ſchon das Rauſchen des Meeres mit dem nahen Spiel des Windes in den Blättern ſich miſchte. Mit eins öffnet ſich der Wald, wir ſtehen an den jäh abſtürzenden Kreideklippen des Königsſtuhls, junge Rothbuchen wehen mit ihren weit hinabhängenden Aeſten über der tief unten brauſenden Brandung, und in breiter Ausdehnung bis an die feine Linie des Horizonts dehnt ſich der blaugraue Spiegel der Oſtſee, während feiner Regen herabſprüht und unter fernem Donner ein Regenbogen öſtlich über der Waſſerfläche ſich auferbaut. Wie jemand, der mit viel Sinn für Muſik ſich immer an leichten Melodien und heitern Geſängen hat begnügen müſſen und dem nun mit einem mal eine große vollſtändige Beethoven'ſche Symphonie ins Ohr dröhnt, ſo ungefähr war mir, und man wird

es um ſo mehr verſtehen, wenn ich ſage, daß ich von dieſer Reiſe manche für immer nachwirkende Naturanſchauungen heimgebracht habe.

Wir übernachteten in dem kleinen Fremdenhauſe unter dieſen Buchen. In tiefer Dunkelheit ging ich noch heraus, um bei dem faſt phosphorähnlichen Leuchten der Kreidewände, dem Brauſen der See in der Tiefe zu horchen, ſowie früh ich der erſte war, der die Morgenſonne auf dieſen weißen Klippen und dann unten am Strande begrüßte. Hier traf ich eine Stelle, wo der Oſtwind ſtärker die Fluten herantrieb, hoch und braun die Wogen anrollten und ſchäumend ſich überſchüttend, ja immer neu ſich gebärend auf dem Küſtenſande zerſchellten. Ich wollte Studien zeichnen, aber kaum hatte ich ein paar Striche gemacht, als ich die Mappe weit wegſchleuderte in der Ueberzeugung, hier ſei jeder Strich nur eine Läſterung dieſes ganz überſchwenglichen Phänomens, und dann nur in höchſter Bewegung dem wunderbaren Kampfe des Elements zuſtarrte. Gerade dadurch hatte ich ihn indeß tiefer der Seele eingegraben. Ich habe im folgenden Jahre dann ein Bild von dieſer Brandung gemalt, dem ich die Fühlung eines eigenen Naturlebens noch jetzt zuſprechen muß und welches vielleicht verdiente, einmal eine etwas ſorgfältigere Aufſtellung zu erfahren, als ich ihm gegenwärtig, wo es unter altem Plunder vergraben hängt, eben gewähren kann.

Nachdem übrigens die Gewalt all dieſer erſten Eindrücke etwas ſich gemäßigt hatte, fing doch auch an das geologiſche Phänomen jener merkwürdigen Kreidebildung ſein Recht auf mich geltend zu machen. Solche meilenweit dahingeſtreckt zwiſchen 400 und 500 Fuß hohe, ſeltſam zerklüftete Kreidewände, mit den Millionen eingeſchichteter Feuerſteine, gaben allerdings über ihre Entſtehung vieles zu denken! Noch wußte man damals nicht, was Ehrenberg ſpäter entdeckt hat, daß alle dieſe ungeheuern Maſſen wunderbaren, nur mikroſkopiſch er-

kennbaren kleinen Geſchöpfen (Polythalamien) und deren ſchneckenartig gewundenen Gehäuſen ihre Entſtehung verdanken, man wurde nur durch tauſendfältige, größere, eingeſchloſſene Körper, Seeigelſchalen und Stacheln, Muſcheln, Korallen und Sepienſtücken darauf hingewieſen, dies alles als Abſetzung früherer Flutperioden des Planeten zu betrachten, indeß es war darum nicht weniger merkwürdig; bleibt es ja doch in gewiſſem Sinne zuletzt immer unbegreiflich! Der Strand war erfüllt mit loſen und theilweiſe zertrümmerten Feuerſteinen, die ſich ebenfalls bald deutlicher bald undeutlicher als Verſteinerungen zu erkennen gaben, und ſo ſah ich neben den Schönheiten der Form in Linie und Farbe, nun auch in manches Geheimniß der Wiſſenſchaft gegenſtändlicher und heller hinein!

Ich verweilte den ganzen Vormittag an dieſer merkwürdigen Küſte, ſtieg nach klein Stubbenkammer hinauf, zeichnete noch viel und durchſtrich die Waldung der Stubbnitz bis zu dem kleinen dunkeln See in ihrer Mitte, in dem man das heilige Gewäſſer wiederfinden will, aus welchem zu beglückter Jahreszeit die Göttin Hertha ihren Wagen emporhob zu ihrem ſegenbringenden Zuge durch das Land, und worin ſie ihn dann wieder verbarg. Ich war doch noch nie ſo nahe von der alten Sagenwelt unſers nordiſchen Stammes berührt worden als hier, und wie viel ſpäterhin die Kritik auch an dergleichen zurechtzulegen hat, in der Gegenwart weht immer ein beſonderes Gefühl aus ſolchen Dingen uns zu.

Auf dem Wege zu dem letzten Glanzpunkte von Rügen — Arkona — hatten wir am nächſten Tage eine ſonderbare flache ſchmale Landzunge zu überwandern, welche zwei große Inſeltheile, Jasmund mit Wittow, verbindet. Auf einer Seite hat man die weite offene Oſtſee, deren Wellen, wenn ſie hoch gehen, oft die ganze flache Strecke überſpülen, von der andern Seite dehnt ſich ein breites Binnengewäſſer weit in die Inſel hinein. Es iſt ein ſonderbarer Anblick, der ſchmale von

den Wellen festgeschlagene feine weiße Sandboden, nur mit wenigem Weidengesträuch und Büschen des grauen Dünengrases (Elymus arenarius) überwachsen, auch hoch vom angeschwemmten Seetang (Fucus vesiculosus) überstreut! Bei stürmischem Wetter, wenn die Wogen hoch heranrollen und den Weg überspülen, mitunter kaum zu passiren. Etwas reizte mich jedoch auch hier besonders, was ebenfalls weit in die alte Geschichte hinaufdeutet, nämlich dieser Strand war ein berühmter Fundort des Bernsteins. Wir suchten denn auch selbst eifrig zwischen dem ausgespülten Seetang, und wirklich, einige Fragmente des vorweltlichen verhärteten Baumharzes belohnten die Mühe des Suchers. Von diesen weit entfernten nordischen Küsten also hatten Römer und Griechen schon diesen feinen goldgelb und braunen Schmuck sich geholt! Ich habe diese kleinen kostbaren Fragmente lange aufbewahrt.

Arkona selbst war damals ein ganz öder, wüster Punkt; wir übernachteten in dem ihm zunächstgelegenen Dorfe Puttgarten in einer Scheune, standen dann früh auf und gingen hinaus zu jener äußersten nördlichen Spitze deutschen Landes, wo drei Viertheile des Horizonts durch die freie weite Ostsee gegeben sind, und in nebelichter Ferne im Westen die Kreidewände der dänischen Insel Möen gesehen werden. Arkona ist ein rechter Gegensatz zu Stubbenkammer, ebenso breit und weit und öde, als diese hoch, bewaldet und in den Formen unterbrochen ist. Diese lange Linie seltsam verbrochener Kreidewände, zum Theil mit unzähligen Schwalbennestern bedeckt, der breite hallende Strand mit seinem unendlichen Feuersteingeröll und die weite stahlgraue Fläche der See: es machte mir alles den eigenthümlichen Eindruck echter und ungestörter Urnatur.

Von nun an wendete unser Weg sich rückwärts; wir berührten Altenkirchen, das durch Kosegarten bekannt gewordene, wo jetzt ein Freund Friedrich's, Pastor Schwarz, seine Stelle

verwaltete, eine treue, gute, etwas breite Natur, der Kunſt dilettantiſch zugeneigt und ſelbſt ſchriftſtellernd in dieſem Sinne. Wir widerſtanden der Einladung zu längerm Verweilen, hatten jedoch noch eine ſchöne Abendſtunde an dem weiten Binnengewäſſer, welches hinter Altenkirchen gegen Jasmund ſich ausſtreckt und wo merkwürdige alte Runenſteine ein langes Hünengrab, oder auch wol nur einen beſonders geheiligten Hügel einfaſſen.

Am 21. früh ſchifften wir bei friſchem Winde uns wieder in einem kleinen Fiſcherboote ein, ſegelten zwiſchen Rügen und Hiddensöe diesmal raſch und ohne Aufenthalt rüſtig hindurch, daß oftmals der ſpritzende Schaum der herrlichen Wellen ins kleine Boot ſchlug, und nach einigen Stunden tauchten im Süden die alten Thürme von Stralſund über dem Horizont herauf, das wir denn auch ſchon in den Mittagsſtunden glücklich erreichten.

Noch mehr als Greifswald hat dies Stralſund prächtige altgothiſche Bauwerke aufzuweiſen: Kirchen, Rathhaus, Giebelhäuſer, alles in jenem braungrauen Ziegelbau, aber bedeutend und tüchtig, gaben uns, ſowie der Hafen, für den Nachmittag zu betrachten genug, ja noch einmal blickte ich von der Galerie des höchſten Kirchthurms hinüber auf das weit dahinaus ſich ſtreckende rügenſche Land, dem ich in den verfloſſenen Tagen ſo viele Bereicherungen meines Vorſtellungslebens verdankte.

Was dann die beſchleunigte Rückreiſe über Walde, Strelitz und Berlin betrifft, ſo gedenke ich hier nur noch der Sammlung obotritiſcher Alterthümer, welche in Neuſtrelitz der Bibliothekar Reinbeck uns mit Bereitwilligkeit und Kenntniß vorzeigte. Es war dies noch eine Art von Complementswinkel zu vielem eben Geſehenen, was doch großentheils auf alte Mythologie und Ethnologie entſchieden zurückwies. Durch Oeffnen vieler Grabhügel und Urnen, durch ſorgfältiges Sam-

meln aller beim Auspflügen des Landes, Grundgraben u. ſ. w. gefundenen Alterthümer, hier und da auch wol durch Ankauf, war hier ein kleines Muſeum entſtanden, dem Reiſenden entweder eine lehrreiche Vorbereitung oder eine wünſchenswerthe Nachbetrachtung, für die auch ich mich dankerfüllt bekannte. Götzenbilder des Swantowit (auf Rügen beſonders verehrt), ſowie des Radegaſt (deſſen Verehrung mehr in der Gegend des Tollenſees gemein war), der Hela, des Baldur, Czernebog (böſen Gottes) und Bielbog (des Guten), Opfer- und andere Meſſer aus Feuerſtein, Vaſen mancherlei Art, Armringe, auch einige römiſche Waffen, nebſt einigen Goldmünzen aus Theodoſius des Großen Zeiten; es gab eine ſehr intereſſante Recapitulation, und ſetzte in mancher Beziehung das Tüpfelchen auf das i dieſer langen Reihe wohlzubedenkender Anſchauungen.

Vielfach erfriſcht und an Geiſt und Körper wieder vollkommen geſundet, kehrte ich an Goethe's Geburtstage in den Kreis meiner gewohnten Thätigkeit heim und nahm nun nach und nach alle die Fäden wieder auf, die ich, auf einen Monat etwa, nur zu gern hatte fallen laſſen können.

Einige Wochen ſpäter ſchrieb ich über meine rügenſche Fahrt an Regis, der in dieſem Sommer die Schweiz durchwandert hatte, und eine Stelle dieſes Briefes gibt ſo ſehr das Bild von dem, was jene Eindrücke in mir zurückgelaſſen hatten, daß ich ſie hier noch zur Vervollſtändigung mittheile:

„Wie ſo ein recht einfaches, aber tief empfundenes Gedicht hat dieſe Oſtſeenatur auf mich gewirkt! Das Meer iſt natürlich in allem das erſte, aber in einem einzigen Hinblick auf dieſe elementariſche, ſtets in ſich wühlende und wogende ſalzige Flut, welche mit ihrer grenzenloſen Ausbreitung ſich ſo ganz einfach vor uns hinſtreckt, liegt auch eine unausſprechliche Erhabenheit! Ueberall iſt hier dem Sinn nur wenig, dem Geiſt das meiſte gegeben, und ſo muß denn der, welcher nur Augenluſt ſucht, manchmal ſich kümmerlich behelfen, doch

Sie werden, denke ich, mir einmal recht geben, daß man nicht vergebens nach Rügen zieht. Eigentlich muß man jedoch Rügen allein beſuchen! Man muß ſich ſtill und treu dieſer monotonen Natur überlaſſen, einſam an den hallenden Buchten die anrollende Meereswoge beobachten, den Flug der Möven, der Kraniche und Schwäne verfolgen, dem Rauſchen oder Donnern der Brandung horchen, in den dichten Buchenwäldern um die Denkmäler alter nordiſcher Vorzeit ſchweifen und von den gewaltigen Kreidekliffen dann wieder die fernhin ſegelnden Schiffe über die ſtets farbewechſelnde Meeresflut mit Blicken begleiten, und dann, glaube ich, regt dieſes Leben in uns mancherlei auf, wovon die Früchte noch in ſpäten Tagen erfreulich ſind!“

VIII.

Noch im Herbſt deſſelben Jahres, unmittelbar vor dem Cäcilientage des Novembers, wurde mir ein zweites dresdener Töchterchen geboren, meine liebe Cäcilie Karoline, und dadurch glückliche Häuslichkeit und Heiterkeit nicht wenig vermehrt.

Der folgende Winter dann zeichnete ſich dadurch aus, daß er mich mehrern höhern Familienkreiſen durch meine ärztliche Wirkſamkeit enger verband. In dem Leben des Arztes, wenn es ſo recht ſelbſtändig und ohne Eingeführtwerden durch andere ſich entwickelt, iſt hierin eine merkwürdige Progreſſion gewöhnlich mit großer Deutlichkeit zu verfolgen. Geht er als junger unbekannter Mann aus der Mitte des Volks hervor, ſo nimmt auch das Volk ſelbſt in ſeinen niedern Regionen ihn zuerſt und zumeiſt in Anſpruch. Nach und nach dann, je mehr ſein Ruf ſich hebt, werden die höhern Schichten der Geſellſchaft auf ihn aufmerkſam, begehren ſeine Hülfe und bringen ihn wol gar am Ende dahin, gleich einem berliner Operateur, endlich zu erklären, daß er keine Viſiten außer in der Beletage der Gebäude übernehme. Was mich betraf, ſo war ich als leipziger Armenarzt und ſodann als Director einer der unterſten Volksklaſſe hauptſächlich geöffneten Gebäranſtalt, zunächſt ganz an das Volk unmittelbar gewieſen, und hatte mich einer Menge von Perſonen und Familien dieſer

Region vielfach hülfreich und treu theilnehmend erwieſen. Um ſo ſonderbarer war es mir daher, wenn mich meine Mutter zuweilen daran erinnerte, wie ich als kleiner Knabe immer gerade von den höchſten Stellen der menſchlichen Geſellſchaft ihr vorgeredet habe. Es ſei z. B. vielfach meine Gewohnheit geweſen, wenn ich ihr meine Zärtlichkeit habe beweiſen wollen, ihr zu verſichern: „O Mütterchen! Du wirſt ſehen, wenn ich einmal ein Prinz werde, ſo mache ich dich gewiß zur Königin!“ und ſo habe ich, der ich doch als Kind ſtets in der ſchlichteſten Sphäre des Bürgerthums gelebt hatte, ihr oft von dergleichen höhern Dingen vorphantaſirt. Nun kann ich indeß mit Entſchiedenheit es ausſprechen, daß, ſo mancher Fehler und Schwächen ich mich auch gern ſchuldig bekenne, doch irgendeine Art von Hochmuth, ſo ſehr ich ſpäterhin wol mitunter deſſen beſchuldigt worden bin, mir in Wahrheit und immerdar fremd geblieben iſt, daß vielmehr eine tiefgefühlte innere Demuth mir ſtets eingeboren war und der Schein einer andern Geſinnung nur davon ausgegangen ſein kann, daß ich manche kleine Verhältniſſe oft überſah und vergaß, weil ich eben nur auf ein wahrhaft Größeres und geiſtig Höheres mich innerlich geſpannt fühlte. Denke ich daher an jene kindiſchen Vorſtellungen und Gedanken, für deren Entſtehung unmittelbar doch ſo gar keine Veranlaſſung ausfindig gemacht werden konnte, ſo muß ich ſie jetzt durchaus für eine Art träumeriſchen Vorgefühls davon anſehen, daß ich ſpäterhin einmal berufen werden ſollte, gerade wirklich in höchſten Schichten der Geſellſchaft zu leben und zu wirken, das heißt alſo für eine Art von dunkelm Ahnungsvermögen, wovon in unſerer Familie gar vielfache Beiſpiele vorgekommen ſind, und welches hier inſoweit merkwürdig genug als wahrhaftes Vorgefühl gelten kann, daß ich zwar glücklicherweiſe weit entfernt davon bleiben konnte, meiner geliebten Mutter die Laſt einer Königskrone zu überliefern, aber doch die Veranlaſſung

dazu werden sollte, daß wirklich eine Königin dieses verehrte Haupt, als ich ihm so viel Jahre später die Augen zudrücken mußte, mit einem großen und wunderschönen Blumenkranz geziert hat.

Man kann nun wol sich denken, daß es mir, zurückschauend, ebenfalls oft ein Traum scheint, wenn ich gedenke, wie so ganz allmählich aus den engsten und anspruchlosesten Verhältnissen des Lebens meine Stellung und meine häusliche Existenz weiter und weiter sich heraufgehoben und endlich im Aeußern es zu einer Daseinsform gebracht hat, von welcher ich, so sehr sie auch in mancher Hinsicht immer beschränkt blieb, in frühern Jahren doch noch wirklich keine Vorstellung haben konnte.

Der Winter 1819—20 war es demnach, wie gesagt, welcher auf dieser Stufenleiter mich wichtige Schritte thun ließ, und bedenke ich es recht, so war es theils die Behandlung der Marquise Latour-Maubourg, Frau des französischen Gesandten, theils meine ärztliche Wirksamkeit in der Familie des damaligen englischen Gesandten, Morrier, welche ebenso als Arzt in höhere Kreise mich einführte, als meine Rede im Sommer 1817 als Mann der Wissenschaft mich zuerst dort bekannt gemacht hatte. Manche andere einheimische und fremde Familien der sogenannten Gesellschaft folgten dann jenen nach, mein Ruf breitete sich aus, ich sah mich zuweilen eingeladen in jenen Häusern und erinnere mich noch wohl einer Art naiven Erstaunens, wenn ich, der ich immer in größter Einfachheit und Enge gelebt hatte, hier zum ersten mal sah, welche Weitläufigkeiten veranstaltet und welche Dienerschaften in Bewegung gesetzt wurden, um das Alltäglichste des Lebens, ein Mittag- oder Abendessen zu Stande zu bringen, dann auch, welche Bequemlichkeiten die Häuser der Reichen darboten, und wie eine Leichtigkeit der Formen am Ende zuweilen wieder das Seltsame erreichen konnte, ein scheinbar so Vielfachgewor-

denes abermals zu einer gewiſſen Einfachheit zu verbinden. Wo das letztere wirklich erreicht wurde, da nur machte es mir einen überredenden und wohlthuenden Eindruck! Glanz und Reichthum allein, ſie imponirten mir gar nicht, geſellte ſich indeß in einzelnen bei uns immer ſeltenen Fällen jene von geiſtiger Herrſchaft dictirte feine und bequeme Form hinzu, wodurch das Alltägliche einen gewiſſen Parfum und ſelbſt das Ungewöhnliche den Schein des Wohlbekannten und der Eleganz annahm, ſo konnte ich nicht umhin, mich überraſcht und captivirt zu empfinden; ja es geſchah mir anfangs dies letztere öfters, eben weil ich noch zu neu in dieſen Kreiſen war, und oftmals alſo keineswegs zu unterſcheiden vermochte, wo dergleichen auch wirklich, oder wo es nur als Schein ſich geltend zu machen verſuchte.

Nach und nach wirkte denn dieſes alles auch auf die eigene Häuslichkeit zurück, und ich erinnere mich, daß Heinroth, der um dieſe Zeit wieder einmal nebſt Frau ein paar Wochen in Dresden verweilte und viel bei uns war, einigermaßen darüber ſcherzte, wie er gar wohl bemerke, daß manches im Hauſe und bei Tiſche anders und feiner ſich einrichte als vorher, und dabei von Galenus, welcher, altem lateiniſchen Sprüchlein gemäß, Reichthümer verleihe, und von dergleichen mehr allerhand Ergötzliches vorbrachte. Ueberhaupt ergab ſeine Anweſenheit für mich immer mancherlei geiſtigen Gewinn! Ich ſchrieb darüber damals: „Mit Heinroth habe ich viel discutirt, es läßt ſich ein intereſſantes Geſpräch mit ihm führen, aber mir ſcheint es immer, als mangele noch der rechte eigentliche Kern, der innere wahre Ernſt und die Kraft des Vollbringens, welches er übrigens ſelbſt mit ſo heiterer Aufrichtigkeit eingeſteht, daß man ihm, eben dieſer Aufrichtigkeit wegen, nur gut ſein kann; und dann wohnt ſo viel Fröhlichkeit in ihm, was doch immer Rundung und Geſundheit der Seele, wie das Gefühl von Leichtigkeit aller Gliederbewegung, die Geſundheit

des Körpers anzeigt.“ Hierbei will ich bemerken, daß man künftig, wenn in der Literaturgeschichte diesem seinerzeit in Leipzig wirklich sehr geschätzten Professor seine wahre Stelle angewiesen werden soll, nie vergessen darf, daß er, noch pseudonym, als „Treumund Wellentreter“ dialektische und poetische Versuche herausgegeben hat, welche eben jenes Halbe, aber Heitere seines Geistes besonders bezeichnen, ebendadurch aber auch manche Unvollkommenheit seiner wissenschaftlichen Arbeiten erst wahrhaft erklären.

Gibt es doch im allgemeinen zu vielfältigen Betrachtungen Veranlassung, wenn man auf diese Weise bei vielen andern und besonders wahrhaft hervorragenden Persönlichkeiten der Literatur, das untereinander vergleicht, was diese Männer einmal als ihre wahren und echten Geisteskinder, und was sie ein andermal als ihre Nebenarbeiten und Wildlinge betrachteten! Ganz eigene Misverständnisse wird man da gewahr werden, Misverständnisse, von denen mein Freund übrigens wenig berührt wurde, da er in gutmüthiger Heiterkeit auf keine von beiden Gattungen seiner Sachen viel Gewicht zu legen pflegte. Dagegen ist es mir allerdings z. B. selbst bei Goethe merkwürdig gewesen, daß er mitunter nicht undeutlich zu verstehen gibt: durch seine Farbentheorie, die wir, so interessant sie auch in vielen Beziehungen ist, doch mit einem „Faust“ oder „Tasso“ nie auf eine Linie setzen werden, habe er der Welt einen größern Dienst geleistet, als mit all seinen Poesien; und stellte nicht Petrarca etwa seine jetzt längst vergessenen lateinischen Abhandlungen wirklich höher als seine unsterblichen Sonette?!

Nach fünf Jahren dresdener Lebens fing ich sonach an, auch als Arzt hier aus der Verborgenheit der Studirstube hervorzutreten, und konnte von nun an mehr von den seltsamen oft in die tiefsten Geheimnisse des menschlichen Seelenlebens deutenden Erfahrungen sammeln, welche in keinem an-

dern Stande so vielfach und eigenthümlich sich darbieten als in dem ärztlichen, und ebendeshalb wol mitunter Veranlassung gegeben haben, sie in novellistischer Weise auszubeuten und so zum Gegenstand einer Art von Unterhaltungsliteratur zu machen; indeß, da dies bisher immer nur von Nichtärzten versucht worden ist (die wirklichen haben in der Regel nicht Zeit dazu und finden auch dergleichen Mittheilungen aus ihren Tagebüchern gegen die Pflicht der Verschwiegenheit), so fehlt gewöhnlich hierbei die rechte Physiognomie der Wahrheit, und damit zugleich das Siegel eines höhern Interesses. Wie anders würde dies sein, wenn man wirkliche Aufzeichnungen solcher Art nach der Natur vorlegen wollte! Gleich damals kam solch ein Fall in meiner Nähe vor, der, wenn sonst die Constellation dazu gewesen wäre, Goethe ebenso gut zu einem Werther hätte anregen können, wenn er ihn erfahren hätte, als der Tod des jungen Jerusalem. Auch hier gab die Verfolgung der Fäden, welche den Geist eines jungen Mannes so umsponnen hatten, daß aus ihrem Gewebe ein mit eigenthümlicher Kaltblütigkeit ausgeführter Selbstmord hervorgehen mußte, mir viel zu denken. Ein Candidat der Theologie, als Lehrer in einem angesehenen Hause in sehr guten Verhältnissen lebend und wegen seines durch vielfache Reisen und Studien gebildeten Geistes sehr geachtet, kommt hierher, besucht meinen Collegen, Hofrath Seiler, welchen er von Wittenberg noch kennt, und verspricht zum Abend vor seiner Abreise einen zweiten Besuch zu festgesetzter Stunde. Statt seiner kommt zu dieser Zeit ein Brief nebst Schlüssel und Packet; er schreibt: „Wenn Sie diesen Brief empfangen, nehmen Sie beiliegenden Schlüssel, begeben sich baldigst nebst meinem Verwandten N. N. in das Kleine Rauchhaus Nr. ...., vielleicht treffen Sie mich noch lebend. Beikommendes Packet senden Sie an N. N. u. s. w. — versagen Sie diese Bitte einem Sterbenden nicht.“ Seiler hört von dem Mädchen, welche den Brief bringt, der Herr

ſei noch ganz wohl geweſen und habe eben Kaffee beſtellt. Er eilt indeß hin, öffnet mit dem Verwandten das Zimmer und findet den Mann auf dem Sofa todt, vor ihm ein Tiſch mit zwei Wachskerzen, mit Blumen u. ſ. w. Mit einem langen, ſcharfen Dolch hat er ſich genau das Herz durchſtoßen, den Dolch wieder ruhig herausgezogen und neben ſich gelegt. Beſtimmtere Angaben über Veranlaſſung zu dieſer That waren nicht aufzufinden. Ich ſchrieb damals darüber: „Möchte man hier nicht ſagen:

Iſt es gleich Wahnſinn, hat es doch Methode!

Man blickt in einen ſolchen Seelenzuſtand wie in einen dunkeln Abgrund hinab, in dem das Auge vergebens bemüht iſt, Geſtalten zu unterſcheiden!“

Mein Intereſſe für ungewöhnliche pſychiſche Zuſtände trieb mich zu jener Zeit auch öfters dazu, die auf dem Sonnenſtein im Jahre 1811 eröffnete Irrenanſtalt — die erſte in Deutſchland, welche nach höhern wiſſenſchaftlichen Anſichten eingerichtet worden war — zu beſuchen und dort Beobachtungen der verſchiedenſten Art einzuſammeln. Ich hatte dabei nicht nur mit dem Anſtaltsdirector Dr. Pienitz, ſondern auch mit dem ſpäterhin als Augenarzt ſo berühmt gewordenen Dr. Schmalz, dem damaligen Amtsphyſikus von Pirna, mich befreundet, und beiden Männern verdankte ich intereſſante Mittheilungen in jenem Felde. Der letztere namentlich war nächſter Zeuge ſonderbarer Zuſtände geweſen, welche ſich ergeben hatten, als im Jahre 1813 beim Vorrücken der Franzoſen der Sonnenſtein plötzlich wieder auf Napoleon's Befehl in eine Feſtung verwandelt und von den Irren in Zeit weniger Stunden geräumt werden mußte. Dr. Schmalz hatte damals ſelbſt mehrere diſtinguirte Irre, welche als Penſionärs in der Anſtalt verweilten, in ſein Haus aufgenommen, während die übrigen — über ein paar hundert — in die große Stadtkirche eingeſchloſſen und dort

militäriſch bewacht wurden. Man kann denken, welche merkwürdige Begegnungen ſich da hervorgethan haben mögen. Einſt geſchah es z. B., daß ein paar kaiſerliche Pagen aus Neugier die franzöſiſchen Wachen beredeten, ſie in die Kirche einzulaſſen, um unter den Geiſteskranken umherzuſtreifen. Kaum hatten ſie ſich in das Kirchenſchiff vertieft, als ſie von den Narren umdrängt und förmlich gefangen genommen wurden. Nur mit Mühe gelang es ihnen, ſich freizumachen, und nicht ohne daß ſie ihren Vorwitz ſattſam bereut hätten. Ein andermal fand ſich, daß eine bei Schmalz untergebrachte, an Eratomanie leidende Kranke, von heftiger Liebe für den Kaiſer ſelbſt entbrannt war, obwol ſie ihn kaum geſehen hatte. Sie ſchrieb ſofort Briefe, packte kleine Geſchenke zuſammen, und fand endlich den Weg durch einen der Pagen, dieſe Liebespfänder an den Kammerdiener des Kaiſers gelangen zu laſſen, welcher denn hoffte, abends beim Auskleiden ſeinen Gebieter damit etwas zu amuſiren. Napoleon jedoch ſchob mürriſch die Dinge zurück mit dem Ausruf: „J'ai assez de fous à Paris!“

Der Sonnenſtein enthielt denn auch in den Jahren 1819 und 1820 manches merkwürdige Original ſeltſamer Trübung des Bewußtſeins, aber zum erſten mal wurde es mir dabei — wenn ich an die in Berlin bei Horn gefundenen Geiſteskranken gedachte — recht klar, wie ſehr die Eigenthümlichkeiten der Landesart und nationalen Denkweiſe ſich auch im kranken Zuſtande des Geiſtes ſpiegeln. Jene politiſchen Exaltationen, die ich dort beobachten konnte, ſuchte ich hier vergeblich, es waren mehr ſeltſame Hallucinationen, eigene Monomanien und endlich jene dumpfen trüben Seelenzuſtände, in denen der Kranke regungslos, wie mit Blick ſo mit Gedanken, auf einen Punkt ſtarrt und die den Blödſinn oftmals vorbereiten, welche hier ſich einheimiſch fanden. Es hing dies offenbar damit zuſammen — was ſich auch von andern Geſichtspunkten her nach-

weiſen läßt —, daß Sachſen inſofern ohne Zweifel das echteſte Deutſchland repräſentirt, als Deutſchland ſelbſt gegen die andern großen europäiſchen Länder offenbar weniger politiſches Bewußtſein zeigt, und in Deutſchland hinwiederum Sachſen, gegen Preußen, Baiern und Oeſterreich, abermals auf ſein politiſches Selbſtgefühl nur einen ſchwachen Accent legt und legen kann, weshalb denn nunmehr auch in kranken Zuſtänden eigene volksthümliche Gedankenrichtungen nothwendig hier ſeltener hervortreten werden als anderwärts.

So ſammelte ich alſo überall und fortwährend die mannichfaltigſten Erfahrungen, und indem in meiner Anſtalt die zunehmende Zahl der Geburten, durch mancherlei merkwürdige Fälle, mein Beobachtungsvermögen ſchärfte und eine ſich allmählich immer mehr ausbreitende Stadt- und Landpraxis die Anſtrengung meiner ärztlichen Wirkſamkeit mir oft nur zu ſehr fühlbar machte, gab es dagegen eine angenehme Zerſtreuung, wenn Fremde oder Einheimiſche ſich dann und wann bei mir einfanden, um an meinen künſtleriſchen Productionen ſich zu erfreuen, auch wol einzelne derſelben käuflich an ſich zu bringen; Vorkommniſſe, die ihre Bedeutung doch ſtets mehr gewannen als Beweiſe eines wahrhaften nach Beſitz ſtrebenden Intereſſes, als daß auf ihren pecuniären Werth ein beſonderer Accent hätte gelegt werden können. In meinen künſtleriſchen Beſtrebungen förderte mich um dieſe Zeit außerdem noch ſehr der öftere Beſuch des königlichen Kupferſtichcabinets, deſſen in der Geſchichte der alten Drucke und Zeichnungen ſehr erfahrener Inſpector Fränzel meinen Wünſchen nach einem gründlichen Studium hier verwahrter Schätze immer ſehr freundlich entgegenkam. Was auf der Gemäldegalerie niemals von mir verſucht worden war, das Zeichnen nach beſonders mich intereſſirenden Werken, hier übte ich es häufig. War doch da eher eine Annäherung an das Original möglich als dort, wo das maſſenweiſe Copiren mir oft genug ſo läſtig gefallen war,

daß manchmal ein Einfall Goethe's mir ganz plauſibel erſcheinen konnte, als von welchem man erzählt, wie er einſt bei Wahrnehmung der Unmöglichkeit, die damalige Galerie gegen Winterkälte zu ſchützen, ausgerufen habe: „Man ſolle doch im Winter hier mit den Copien heizen, die im Sommer gemacht worden!"

In jenem Cabinet alſo holte ich mir zuerſt auch den vollſtändigen Ueberblick der ältern italieniſchen Malerſchulen, ſtudirte aufmerkſam die Altdeutſchen und Niederländer, und faßte da namentlich jene Vorliebe zu unſerm vielgetreuen Albrecht Dürer, die mich ſpäterhin nicht ruhen ließ, bis ſeine beiden trefflichen Blätter, der Ritter mit dem Tod und Teufel, und die Melancholie (beide von mir auch in meinen Briefen über „Fauſt" ausführlich beſchrieben), unter Rafael's Poeſie und Philoſophie über meinem Pulte eingerahmt ſich fanden, mir und Geiſtesverwandten zu täglicher Betrachtung und Erhebung. Im Landſchaftlichen waren mir Antoni Waterloo und Hermann Swanevelt insbeſondere merkwürdig und lehrreich. Ich konnte am erſtern nicht genug die ausnehmende Naivetät bewundern, mit welcher er die Vegetation unſerer Wieſen und Wälder durch ſeine Radirnadel wiedergab, und die nur von dem recht gewürdigt werden kann, der ſorgfältig und lange dieſen Dingen im Freien nachgegangen iſt und dort am Studium derſelben ſich verſucht hat. Bei dem letztern zog mich dagegen die Schönheit der Linien- und Maſſenverhältniſſe mehr an, und indem dieſe mich an den Schönheitsſinn ſeines Meiſters, des Claude, erinnerten, mußte ich auch hier, bei genauerer Durchſicht ſeiner beſſern Blätter, erſtaunen, wie ſehr es ihm gelungen war, in ſo unvollkommenem Material, als die Radirung darbietet, den Duft und Ton der Laubmaſſen zwar eigentlich nur andeutend und doch in ſo hohem Grade frappant wiederzugeben. Beide Künſtler werden in der Neuzeit keineswegs mehr genugſam beachtet, ja ſie ſind der jün-

gern Generation faſt unbekannt geworden, und doch verdienen ſie im höchſten Sinne ein eigenthümliches und ganz beſonderes Studium. Ich hatte früher viel nach den allerdings auch ſehr vollendeten Radirungen von Reinhardt gezeichnet und mancherlei Förderung aus ſeinen Blättern erfahren, jetzt ging mir aber doch auf, wie, im Verhältniß zu jenen Aeltern, auch hier der Neuere manirirt genannt werden darf, man könnte ſagen, was jene empfunden haben, hat dieſer erfunden, und überlegt man es recht, ſo geht dieſer Unterſchied zwiſchen Neuem und Altem faſt durch alle Zweige von Kunſt und Poeſie, ja von Wiſſenſchaft und Leben hindurch, nur daß, eben der Erfindung wegen, bei Gelegenheit der Wiſſenſchaft, der Neuere gerade dadurch in weſentlichen Vortheil geſetzt wird.

So habe ich denn dieſe Studien auf dem Kupferſtichcabinet mehrere Jahre fortgeſetzt, mannichfaltigen Nutzen daraus gezogen, und will hier zugleich bemerken, daß dort auch, aus Betrachtung der nach Ternite's Durchzeichnung geſtochenen Krönung der Maria von Fieſole, jener Aufſatz über das bedeutungsvolle Verhältniß des Augenſterns zum Augapfel *), wie man es von alten Malern angewendet findet, hervorging, welcher ſpäterhin Kunſtfreunden und Phyſiologen in ſo mancher Hinſicht Aufſchluß gebend und intereſſant geworden iſt.

Soll ich nun auch vom innern ſtillheitern Leben in meinem Hauſe ein Bild aus jenen Tagen geben, ſo darf ich nur eine Briefſtelle ausheben, wo ich von meinem Geburtstage 1820 berichte, und ein in mancher Beziehung idylliſches Bild wird vor dem Leſer auftauchen und zeigen, durch welche Wurzeln der Baum im Boden feſtgehalten wurde, der nach ſo verſchiedenen Richtungen hin Früchte tragen ſollte. Ich ſchrieb damals: „Ihr Wunſch iſt trefflich in Erfüllung gegangen,

*) Zuerſt abgedruckt im Kunſtblatt des Morgenblatt von 1823 und dann wiederholt in der Mnemoſyne, auch benutzt in der Symbolik der menſchlichen Geſtalt.

denn am 3. Jan. ſtand wirklich alles recht gut, ja ich kann ſagen, daß ich faſt noch nie einen ſo heitern Abend an dieſem Tage vollendet habe als dieſes Jahr. Friedrich, der Norweger Dahl, Schneiders, Lecerfs, Kummers und Ficinus hatten ſich zuſammengefunden und feierten das Mahl der Muſcheln fröhlich miteinander. Es war ein guter Geiſt eingekehrt, nach Tiſche klang der König von Thule und der Fiſcher unter manchen andern Phantaſien, und wir ſchieden erſt lange nach Mitternacht. Und wohl, wie man es in dieſer Zeit ſein kann, iſt auch alles geweſen, von den Großältern bis zur kleinen Karoline Cäcilie! Möchten Sie bald einmal wieder eine Zeit unter uns weilen, beſonders Ihren Mitgeburtstäger zu beobachten. Der Junge iſt jetzt ſehr gut, hat bereits Koſackenjäckchen an und ſpringt, ſchreit, ſpielt wie es ſein muß. Er gleicht jetzt meinem verſtorbenen Albert unendlich, nur ſcheint er mir noch tüchtiger; und wenn er nun ein Jüpchen oder ſo etwas, das dem Verſtorbenen gehörte, an ſich trägt, ſo ſteigt die Täuſchung und rührt mich oft wunderbar. Ja! Gott hat mir, denke ich zuweilen, dieſes geliebte Kind jetzt zum zweiten mal gegeben, und faſſe ihn dann mit einer gewiſſen heiligen Scheu in ſein lockiges Haupt!“

Dabei muß ich übrigens ſogleich gedenken, daß an den beiden hier nach Friedrich zuerſt Genannten, an Dahl und Schneider, der enge Kreis meiner damaligen Freunde einen recht erfriſchenden Zuwachs erhalten hatte. Der erſtere, als junger norwegiſcher Künſtler, ſeit nicht langem hier eingezogen, hatte ſich mit Friedrich, und durch ihn mit mir ſehr bald näher verbunden. Im Auffaſſen der Landſchaft war er jenem der vollkommenſte Gegenſatz den man ſich denken kann: purer Naturaliſt, nur das Detail der Felſen und Bäume und Kräuter und Wieſen, aber dies mit ganz eigenthümlicher Meiſterſchaft ergreifend, mit außerordentlicher Fertigkeit arbeitend, aber vieles dem Zufall anheimgebend, ſchien er ebenſo oft

an das Objective ſich zu ſehr zu verlieren, als Friedrich zuweilen im Subjectiven unterging; dabei aber war er eine treue einfache Seele und das beſte Herz, er hat ſich mir über drei Jahrzehnte im Leben, und für Friedrich noch weit über das Grab hinaus als ſolchen feſt bewährt. Der andere — Schneider — war der Bruder des als Philolog in Breslau ſo lange rühmlich lehrenden Profeſſors Schneider, welcher ſelbſt noch zu unſern frühern Kreiſen in Leipzig gehört hatte. Dieſer, weit jüngere — ebenfalls Philolog — hatte unter dem ſächſiſchen Banner den Feldzug in Frankreich mitgemacht, dort wol den Keim zu einem verderblichen Lungenleiden ſich geholt, deſſenungeachtet ſodann in Breslau eine ziemlich begüterte Frau geheirathet, und war jetzt ſeit kurzem mit dieſer und deren Schweſter nach Dresden gezogen, wo die Familie ſich zugleich meiner ärztlichen Fürſorge anvertraut hatte. Er war eine friſche lebendige Natur, oft, wie angehende Schwindſüchtige ſo häufig zu ſein pflegen, gereizt und ſcharf in ſeinen Auslaſſungen, aber doch auf claſſiſchem Boden gebildet und ſo immerhin zu mancherlei Discuſſionen wohlgeeignet, während das hübſche muſikaliſche Talent ſeiner Schwägerin beitrug, unſern Kreis zu beleben und auch meine bisher wenig entwickelte Richtung nach der Tonwelt lebhaft anzuregen und zu befeſtigen. Die italieniſche Oper namentlich, welche damals noch Dresden zierte, beſuchten wir jetzt öfters, und mehr und mehr fing das Geheimniß der Muſik an, ſich mir zu entſchleiern, obwol doch erſt noch weit ſpäter, und vorzüglich durch öfteres Hören, ja eigentliches Studiren der Quartetten von Haydn, Mozart und Beethoven ich darin mich tiefer eingeweiht gefunden habe. Gibt man überhaupt auf Entwickelung des Muſikſinnes bei verſchiedenen Menſchen Achtung, ſo darf man vielleicht ſagen, daß mehr oder weniger er ſtets ſo vorſchreite, wie die Entwickelung der Muſik in der Geſchichte überhaupt, nämlich von Melodie zur Harmonie. Jedes erſte Erfreuen an der

Musik wird auf Melodie, d. h. auf der nach dem Gesetz des Wohlklangs in der Zeit aufeinanderfolgenden Tonweise, beruhen, so bei Völkern wie bei Individuen, erst später wird die Harmonie, d. h. das Fortschreiten mehrerer gleichzeitig erklingenden Melodien neben- und ineinander, wobei in jeglichem Zeitmoment verschiedene in harmonischem Verhältniß zueinander gestellte Töne zugleich gehört werden, begriffen und als höchste Schönheit empfunden. Um dies nun zu lernen, ist theils der eine Melodie von Instrumenten begleitende Gesang, theils, und vielleicht wegen der Gleichartigkeit der einzelnen nebeneinander fortschreitenden Melodien am meisten, das Quartett, namentlich das von Streichinstrumenten, das vortheilhafteste, und, wie gesagt, diesem habe ich denn späterhin gar viel zu danken gehabt, wovon künftighin noch des weitern zu sagen sein wird. Zunächst waren es, wie ich schon früher bemerkt habe, die Messen und Vespern der katholischen Kirche, dann aber doch auch sehr die italienische und deutsche Oper, wodurch ich im musikalischen Verständniß fortschritt. Allerdings darf ich dabei nicht verschweigen, daß wol auch bei diesem Fortschreiten noch ein eigenthümlicher innerer Vorgang mir wesentlich zu Hülfe kam. Geht doch das Wachsthum der Seele eigentlich immer im ganzen vor sich, wenn auch bald die eine bald die andere Seite zuweilen vorwaltend, ja fast ausschließend fortzuwachsen scheint. Ich war nun 31 Jahre geworden, die immer weiter greifenden Naturstudien, der philosophische Umgang mit Krause, die Kunst, alles mochte an mir fortgebildet haben, und das, worin sich jederzeit seelisches Wachsthum besonders zeigt — der Sinn für das Göttliche — er ging mir daher nun auch mehr und mehr auf. „Ich fühle es" — schrieb ich im Februar 1820 — „immer deutlicher, wie die Empfindung des Göttlichen welches in allen Dingen lebt, uns nicht nur zu allem hinzieht und mit Liebe zur Natur und zum Menschen erfüllt, sondern auch innerlich uns er-

heitert und in den Producten des Innern fortlebt.“ Hat man aber eben dieſen Sinn heller in ſich aufgeſchloſſen, dann iſt man gewiß auch für Muſik wie für alles Schöne um ſo empfänglicher! Uebrigens mochte wol auch manches in meiner wiſſenſchaftlichen Richtung ganz beſonders durch dieſen innern Fortſchritt beſtimmt werden! Drängte es mich doch jetzt überhaupt weit mehr dazu, die Tiefen der menſchlichen Natur zu erforſchen und darüber gewiß zu werden, während die früher ſo vorherrſchend erſcheinende Neigung zur vergleichenden Anatomie offenbar nun anfing, ſich zu vermindern und mir nur als unerlaßliche Vorbereitung zur Kunde vom Menſchen zu erſcheinen. „Was ſollte uns die Kenntniß vom Baue des Wurms ohne Beziehung auf Höheres?“ iſt daher ebenfalls ein geſchriebenes Wort aus jener Zeit.

Bei alledem war es mir doch erfreulich und bedeutend, als in dieſem Jahre der alte Blumenbach aus Göttingen, der Neſtor der deutſchen vergleichenden Anatomie, nach Dresden kam und mich beſuchte. Er war damals 68 Jahre, aber kräftig und von ſtattlicher Haltung. Wir verkehrten viel miteinander, und wenn ihm auch manche von den Richtungen, die mich beſonders beſchäftigten, fremd blieben, ſo fanden ſich doch andere Berührungspunkte genug, und damit ich nebenbei auch einen realen Nutzen für mich aus dieſem Zuſammentreffen gewinnen möchte, ſo ſtudirte ich vorläufig ſchon an ihm, wie man es anfängt, um Schwächen, Nachläſſigkeiten und das geiſtige Sinken der höhern Jahre am ſicherſten und längſten fern von ſich zu halten. Blumenbach hatte einen Grundſatz, den man nicht genug bei vorrückendem Alter empfehlen kann und durch deſſen mangelhafte oder Nichterfüllung wir ſo viel dürftige und läſtige Erſcheinungen an Bejahrten bemerken; er hütete ſich nämlich auf alle Weiſe „es ſich bequem zu machen“. Schlafröcke, bequeme Pantoffeln und Schlafmützen waren ihm faſt unbekannte Gegenſtände — von früh bis abends

adrett im alten Stile gekleidet — immer thätig, ſeine Collegia mit Pünktlichkeit abwartend, hatte er ſich eine merkwürdige Friſchheit und Geiſtesgegenwart erhalten; ſomit wol ein Vorbild darſtellend, dem in Geſammthaltung nachzueifern allerdings der Mühe werth war.

Um dieſelbe Zeit lernte ich auch einen Zeitgenoſſen Blumenbach's kennen, dem aber die Phyſiognomie höhern Alters weit mehr aufgedrückt war, es war Tiedge, der mit ſeiner Beſchützerin, der ebenfalls bejahrten und kränklichen Frau von der Recke, ſeit kurzem ſeinen Wohnſitz in Dresden genommen hatte. Ich bin nie in nähere Berührung mit ihm gekommen, indem der ganze Charakter ſeiner Poeſie und das, was ich von dem Kreiſe, der ſich um ihn ſammelte, hören mußte, meinem Weſen zu entgegengeſetzt war, als daß ich mich damit zu befreunden im Stande geweſen wäre. Wie Goethe einmal ſagt, daß Bodmer's Noachide für ihn recht eigentlich der Ausdruck von der Waſſerflut damaliger Poeſie geweſen ſei, ſo pflegte ich den übrigens guten und einfachen Unſterblichkeitsdichter wol einem Steine zu vergleichen, an welchem für mich nichts zu bemerken bleibe als der Strich, welcher die Höhe eines frühern Waſſerſtandes angibt. Es war mir immer, als ſollte ich an ihm ableſen, ſo und ſo hoch ſtand, für die Menge, im Jahre der Herausgabe der „Urania" das Fluidum der Poeſie.

Dresden war übrigens in jenen erſten Frühlingstagen ſehr aufgeregt durch den Raubmord, der an einem ſehr geſchätzten, mir aber immer fremd gebliebenen Künſtler, Profeſſor Kügelchen, nahe an der Stadt auf offener Landſtraße mit großer Frechheit verübt worden war. Hatte ich doch auch, nach meiner Gewohnheit, in den Tagen vorher in gleichen Vorabendſtunden, weit ausgedehnte einſame Spaziergänge gerade in derſelben Gegend gemacht, wo das Schreckliche vorfiel, worüber ich nun manche liebevolle Vorwürfe hören mußte. Als Maler gehörte Kügelchen noch ganz in jene flaue Kunſtperiode, die ich früher

geſchildert habe, und zeichnete ſich nur durch etwas mehr von jener poetiſch-romantiſchen Tendenz aus, welche in Retzſch zu einem gewiſſen Rufe gekommen iſt und nun ebenfalls völlig ſich überlebt hat. Als Menſch ſoll er indeß höchſt liebenswürdig geweſen ſein, und wurde auch von meinem Freunde Friedrich ſehr beklagt. Der Mörder, der ihn um ein Weniges, was ſich bei ihm fand, erſchlagen hatte, wurde bald entdeckt und hingerichtet.

Während nun ſo das Leben mir in immer größerer Mannichfaltigkeit fortſchritt und der Kreis unmittelbarer Erfahrung ſich mehr und mehr ausdehnte, fand ich doch faſt täglich Zeit, außer der ſtreng wiſſenſchaftlichen auch der allgemeinen Literatur ihr gebührendes Recht zu thun. Zwei damals neu erſchienene Werke intereſſirten mich beſonders, das eine war das aus dem Perſiſchen überſetzte Buch „Kabus", das andere „Das Leben des Dänen und Alterthumsforſchers Zoëga". Im erſtern lieſt man, wie in der Vorzeit ein alter König im Orient, ſeinem Sohn zu Nutz und Frommen, eine Art von Lebenskunſt niederſchrieb, worin er ſich über jedes einzelne verſchiedenartigſter menſchlicher Lagen und Zuſtände, mit größter Klarheit, Ausführlichkeit und Sicherheit verbreitet. Das ganze Leben ſcheint vor dieſer ruhigen Beſchaulichkeit im großen organiſchen Zuſammenhang ausgebreitet vorzuliegen, ſodaß der moderne Menſch mit ſeiner Unruhe und ängſtlichem Getreibe hier nur ſchwach und ärmlich dem vergleichenden Blicke des Leſers vorkommt. Das Buch wirkte ebendadurch damals, wo ich durch vielerlei Thätigkeit ſehr nach außen geriſſen wurde, durchaus beruhigend und kräftigend auf mich, und haben nicht die Einſtrahlungen vom Morgenlande auf das Abendland faſt immer in dieſer Weiſe gewirkt! Faſt möchte man glauben, daß, wenn F. Schlegel die germaniſche Sprache vom Orient herleitet, ebendeshalb auch namentlich der germaniſche Stamm

ſoviel mehr für die Beſchaulichkeit des Orients empfänglich ſei, als die meiſten andern.

In einem ganz andern Sinne wirkte dann wieder das letztere von Welcker herausgegebene Buch über Zoëga. Durch Schilderung dieſes eigenthümlichen Entwickelungsganges mit ſeinem Irren, Ringen, Streben, wie dies alles aus den Briefen ſeiner Jünglingsjahre deutlich hervorgeht, fand ich mich überall auf mich ſelbſt zurückgewieſen, und zum erſten male wurde es mir hier recht klar, wie ſehr auch den mannichfaltigen Irrthümern des Lebens eine beſtimmte Bedeutung für allgemeine Fortbildung einwohnt. Wol darf man ſie zuweilen den Wolken vergleichen, deren Ausbreitung und Ziehen, obſchon in gewiſſem Grade die Einwirkung des Himmelslichts dadurch gehindert wird, doch in der Landſchaft ſo oft die reizendſten Abwechſelungen von Farben und Licht dem Auge gewährt! Man blicke nur durch ein ſcharfes Teleſkop in den wachſenden Mond, ſehe ſeine Klarheit und dann die ſchwarzen, ſcharfen Schlagſchatten ſeiner Gebirge, und erkenne daraus den Mangel einer Atmoſphäre wie aller Wolken, und man friert ja unwillkürlich! Dem Erdgeborenen iſt das Ringen durch Irrthum zur Wahrheit ebenſo unentbehrlich als das Spiel der Wolken und das Durchbrechen der Sonne.

Ebenſo gab mir die Geſchichte eines ſchwediſchen Bauern und Malers, des Pehr Hörberg „Selbſtbiographie", überſetzt von Profeſſor Schildner (Greifswald 1819), vielfältig zu denken. Wie ein ausgeſprochenes Talent hier unter den ungünſtigſten Umſtänden in eigenthümlicher Weiſe ſich Bahn bricht, wie endlich in der Hütte des Bauern große Altarbilder entſtehen, die noch jetzt manche Kirche zieren, wenn auch ihr Werth nie ſehr hoch angeſchlagen werden durfte, regte ebenfalls mancherlei Vergleichungen auf mit Richtungen und Befähigungen, die ich ſelbſt nun einmal unter den heterogenſten Lebenslagen nicht

abweisen konnte, und bei welchen ich mich oft genug mit der Frage nach dem „Warum" im stillen abquälte.

Endlich lernte ich um diese Zeit auch zuerst die merkwürdige Individualität des Pater Abraham a Sancta Clara in seinen Predigten kennen, und finde noch Notizen darüber aufgezeichnet, welche beweisen, daß sie mich tiefer beschäftigten als blos ihrer wunderlichen Form und seltsamen Wortstellung nach, wegen deren man sie öfters citirt findet. Von einigen dieser Reden vermag ich noch jetzt Rechenschaft zu geben und gedenke ihrer deshalb hier mit ein paar Worten, weil sie in der Neuzeit fast gänzlich verschollen sind, ein Schicksal, welches die Mehrzahl derselben vielleicht nicht unverdient trifft, von dem jedoch die gleich zu erwähnenden sicher ausgenommen zu werden verdienen. Obenan möchte ich zunächst die stellen, welche die Ueberschrift trägt:

Wer will gefroren sein ohne Sünd',
Einen guten passauer Zettel da find't.

Der Redner spielt hier zuerst humoristisch an auf die Kunst des „Festmachens" oder „Gefrorenseins", wodurch alle Kugeln der Schlacht machtlos an den so Geschützten vorübergehen. Dann rückt er heraus mit seinem „wahrhaften passauer Zettel", und was steht darauf? „Ego sum, nolite timere" (fürchtet euch nicht, ich bin's — ich bin bei euch — Christus). Und nun erheben sich seine Gedanken wunderbar — die große Sicherheit des göttlichen Geistes, wenn er, vom Ewigen angehaucht, in höherer Flamme sich ergeht und dann über den Wechselfällen des Lebens steht, daß machtlos von ihm abprallt, was sonst ihn zum Tode getroffen hätte — man kann es kaum erhabener und doch so natürlich ausgesprochen lesen.

Eine andere Predigt trägt als Motto:

Die Tochter wird verehrt,
Die Mutter ist nichts werth.

und ſetzt in den ſonderbarſten Gleichniſſen das Verhältniß der Sünde (der Mutter) und der Reue (der Tochter) auseinander, entſchieden feſthaltend ein ſtetes Fortwachſen des Geringern zum Erhabenen, und ein Ablöſen des Befleckenden, ſowie ein Hervortreten des Reinen; ein Thema, welches dann auch eine dritte Rede unter der Aufſchrift „Pauli Bekehrung" unter den mannichfaltigſten Wortſpielen und curioſeſten Phraſen in einer bei alledem würdigen Weiſe fortſetzt.

Sage ich nun über alles dieſes noch, daß ich in dieſem Jahre auch wieder einmal nach längerer Zeit den „Wilhelm Meiſter" durchleſen und dabei recht empfunden hatte, wie erſt das Vorrücken eigener Erfahrung freudig und deutlich die Werke eines ſo Vielerfahrenen anerkennen läßt, ſo bekommt man einen immer entſchiedenern Ueberblick von dem, was ein lebendiger jugendlicher Geiſt alles zu bemeiſtern und zu überwältigen vermag! Ich ſchrieb damals über dieſe letztere Lektüre: „Welch ein Werk! Wie durch das Ganze hindurch die Hinweiſung auf rüſtige, nur immer im Nächſten zu übende Thätigkeit leuchtet, und wie die Bedeutung der wahren Entwickelung ſowol, als Verkrüppelung des Menſchen, hier ſo recht an der Wurzel gefaßt iſt!" Und doch, wenn ich ſpäterhin abermals an deſſen Lektüre gekommen bin, haben immer neue und immer lebendigere Seiten daran ſich mir erſchloſſen!

An den Briefen über Landſchaftsmalerei war nun auch wieder einiges gearbeitet worden, und namentlich hatte es mich beſchäftigt, die nähern Gründe aufzuſuchen, warum dies Fach überhaupt erſt ſo ſpät — eigentlich nur vom 17. Jahrhundert an — zu einer eigenen bedeutenden Kunſtform gelangt war, und warum das Alterthum in dieſer Beziehung noch ſo leer erſcheint. Das Verhältniß des Menſchen zur Natur in allen ſeinen Phaſen durchzudenken, es gab mir bei dieſer Veranlaſſung vielfache Beſchäftigung, und gerade aus jener Zeit iſt mir deshalb folgende Aufzeichnung, welche die Sphäre der

Natur und die der Vernunft gegeneinander genauer abzuwägen verſucht, wichtig genug, um auch ſie hier noch mitzutheilen. „Mir ſcheint", heißt es da, „die eigentliche Achtung gegen die Natur keineswegs blos in ſinnlicher Neigung zu der Luſt die ſie uns bietet, zu beſtehen, ſondern vielmehr in jener heiligen Scheu, jenem innern geheimen Schauer, mit welchem wir, dafern wir ihrer würdig ſind, alles und jedes reine Wirken der Natur auffaſſen; jenes Wirken, in dem nichts ſo klein, gering oder gemein iſt, daß es uns nicht mit wahrer Achtung, ja mit Bewunderung erfüllen ſollte, kurz es ſteht mir hier jenes zarte Verhältniß vor Augen, in welchem ſo viele, namentlich der ältern Naturforſcher, Swammerdam, Lyonnet, Linné u. ſ. w. zur Natur ſich befanden und welches vielleicht auch nur dem, der durch eigene naturforſchende Arbeiten der Natur ſehr nahe gekommen iſt, recht klar werden kann. Ein Verhältniß, bei welchem nicht die Vergänglichkeit der Naturformen als Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit gerechnet wird, ſodaß ſie deshalb etwa blos als Mittel zum Zweck beſonderer Vernunftbarbildung betrachtet werden müßten, ſondern wobei gerade dieſe Flüchtigkeit der Erſcheinungen es bedingt, daß mit deſto innigerer Liebe und Sehnſucht ihnen nachgetrachtet wird."

Es bedarf jetzt, glaube ich, nur eines Rückblicks auf alles, was ſonach wieder vom Herbſt 1819 bis zum Sommer 1820 noch außer der Vollendung der „Gynäkologie", die nun gedruckt wurde, gearbeitet und erſtrebt worden war, um zu fühlen, daß es Pflicht blieb, auch in dieſem Jahre ſich ein Reſpiro zu gönnen und in Thälern und auf Bergen für Körper und Geiſt Erfriſchung und neue Kräftigung zu ſuchen. Iſt darin die Jugend doch auch anders als das reifere Alter, dem die Welt des Geiſtes an ſich ſelbſt immer größer und weiter ſich ausdehnen, immer mehr Befriedigung und Wiederherſtellung gewähren ſoll, und dem nicht mehr wie in frühern Jahren die

Abwechſelung der materiellen Welt allein zur Nothwendigkeit wird, wenn es gilt, nach Anſtrengung oder Leiden eine Kräftigung und Beſchwichtigung zu finden. Ich hatte alſo diesmal einen Beſuch der böhmiſchen Mineralquellen und dann eine Wanderung durch die großartigen urgebirgiſchen Regionen des Rieſengebirges mir als Reiſeziel vorgezeichnet, mit Abſicht in dieſem Jahre die Plane nicht zu weit ausdehnend, da ich ſchon daran dachte, dafür im nächſten vielleicht einen um ſo größern Ueberblick zu gewinnen.

Von Dresden durch Böhmen bis Prag begleitete mich der als Chemiker, Phyſiker und Botaniker bekannt gewordene Profeſſor Ficinus, und wie ich mit ihm bisher ſchon manche Arbeit gemeinſchaftlich vollendet hatte, ſo war er nun auch auf der Reiſe ein befreundeter und heiterer Gefährte, deſſen Kenntniſſe gerade bei dem Beſuch jener merkwürdigen Mineralquellen mir trefflich zu ſtatten kamen. Der erſte Reiſetag war der letzte des Juli, und noch gedenke ich des großen Eindrucks, den die erſte Fernſicht auf der nollendorfer Höhe, welche gleich ſo viel alten Straßen jetzt verlaſſen liegt, mir damals gemacht hat; dieſe feinen, im blaulichen Luftton mehrfach hintereinander gezogenen Contoure des böhmiſchen Mittelgebirges, ſo deutlich die neuern plutoniſchen Erhebungen jener Kette bezeichnend, im Verhältniß zu den ruhigen großen Linien des granitiſchen Erzgebirges; ich konnte mich nicht ſatt daran ſehen, und die erſten Gedanken zu der ſpäter in den „Briefen über Landſchaftsmalerei“ niedergelegten Skizze einer Phyſiognomik der Gebirge mögen damals wol in mir ſich hervorgethan haben. Dann der ſchöne Sommerabend in Teplitz, die reichfließenden warmen Quellen mit ihrer klar grünen Farbe, durch welche alles Urgewäſſer, vom Meere an bis zum tauſendjährigen Gletſchereiſe bezeichnet iſt, die hochſchattenden Bäume ſeines Parks und die prachtvoll breit überhangenden Weiden um ſeine Waſſerflächen, es erheiterte mir Sinn und Geiſt,

und oftmals habe ich seitdem mich an denselben Erscheinungen erfrischt. Ueber Saatz und Buchau kamen wir dann den 2. Aug. nach Karlsbad, wo wir den nächsten Tag verweilten und ich nun zum ersten mal mir von dem eigentlichen Badeleben in einer von der Natur so groß und seltsam ausgestatteten Oertlichkeit den gegenständlichen Begriff gewann. Wenige bekannte Gestalten begegneten mir in dem Gedränge um den schäumenden Sprudel und seine Schwesterquellen, und einige neue wurden mir bekannt, unter denen ich Schelling als hervorragendste Persönlichkeit bezeichne, mit dem ich hier zum ersten mal einige Worte wechselte, während ich so oft schon in seinen Schriften eine Gedankenlese gehalten hatte. Am 4. Aug. war ich in Franzensbrunnen, prägte mir das Bild seiner perlenden Quellen und ihrer Geburtsstätte, der weiten von Höhenzügen umschlossenen Ebene seines eisenhaltigen Torfmoors ein, und sah diesmal nur erst von weitem jenen seltsamen kleinen, als unterseeischen Vulkan später erkannten Hügel, dem auch Goethe besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat, den Kammerbühl. Wir fuhren dann nach Eger und feierten dort auf den Ruinen seines alten Schlosses die Erinnerung an Schiller's Wallenstein, dann aber weiter nach Marienbad, wo wir länger verweilten, um diesen damals schon vielversprechenden und späterhin so berühmt gewordenen Curort in seinem Werden etwas genauer zu beobachten. Eben war der erste dortige Arzt, Hofrath Dr. Nehr, verstorben, welcher so viel Verdienst um die Fassung und Benutzung dieser — früher nur unter dem Namen der auschowitzer Quellen hier und da für Kranke verwendeten — Wässer sich erworben hat und dem man im eigentlichen Sinne die Gründung von Marienbad verdankt, da er die Mittel zur Anlage der ersten Gebäude den Grundbesitzern, den geistlichen Herren des Stifts Tepel, mit unendlicher Mühe abzubringen die Ausdauer hatte. Es ist merkwürdig zu lesen, wie er selbst, noch im Jahre 1779, diese

brunnenreiche Gegend fand. „Wie erstaunte ich", sagt er in seiner „Geschichte Marienbads", „als ich dieses verwilderte, ringsumher mit steilen Bergen und finstern Wäldern dicht eingeschlossene Thal, in welchem diese Quellen ihr heilbringendes Wasser so reichlich ergießen, betrat! Alles, was man sah, erregte Furcht, Widerwillen und Abscheu; Berge und Thäler, Wasserrisse und Gesümpfe, Stein- und Sandhügel, vermoderte Stöcke und Windbrüche wechselten unausgesetzt untereinander ab. Außer einer alten hölzernen, den Einsturz drohenden Hütte, in der zwei eiserne zur Bereitung des im Kreuzbrunnen reichlich enthaltenen Glauberſalzes bestimmte Kessel auf einem Herd eingemauert standen, und einer gleichfalls hölzernen, rohen, uralten Einschränkung des Kreuzbrunnens fand und sah man nichts, was Menschenhände gemacht hätten." Gegen diese, freilich wenig Liebe zu irgendeiner Waldeinsamkeit verrathenden Schilderung war nun dazumal allerdings schon die Umgestaltung sehr groß; indeß wie sehr stand doch noch alles zurück gegen die jetzige Zeit! Auch Goethe war in ebendiesem Sommer 1820 in Marienbad und schreibt darüber an Zelter so treffend, daß ich nichts Besseres thun kann, als folgende mit meinen Anschauungen ganz übereinstimmende Stelle von ihm hier anführen: „Die Anlage des Orts ist erfreulich; bei allen dergleichen finden sich schon fixirte Zufälligkeiten, die unbequem sind; man hat aber zeitig eingegriffen. Architekt und Gärtner verstehen ihr Handwerk und sind gewohnt, mit freiem Sinne zu arbeiten. Der letzte, sieht man wohl, hat Einbildungskraft und Praktik, er fragt nicht wie das Terrain aussieht, sondern wie es aussehen sollte; abtragen und füllen rührt ihn nicht. Mir war es übrigens, als wäre ich in den nordamerikanischen Einsamkeiten, wo man Wälder aushaut, um in drei Jahren eine Stadt zu bauen. Die niedergeschlagene Fichte wird als Zulage verarbeitet, der zersplitterte Granitfels steigt als Mauer auf und verbindet sich mit den kaum erkalteten

Ziegeln; zugleich arbeiten Tüncher, Stuccaturer und Maler von Prag und andern Orten in Accord gar fleißig und geſchickt, ſie wohnen in den Gebäuden, die ſie in Accord genommen, und ſo geht alles unglaublich ſchnell.“

Gewiß, es war eine eigenthümliche Erſcheinung, dieſes Herauswachſen einer kleinen Stadt aus dem Walde! Mir fielen namentlich auf ganze Striche Land, wo die alten Fichten ein paar Ellen über dem Boden abgeſägt und weggeſchafft waren und nun einſtweilen, bis man Zeit gehabt haben würde, auch die Baumſtumpfen auszuroden, Korn dazwiſchengeſäet worden war, ſodaß die Halme mit ihren Aehren um jene Stammreſte im Winde wogten. Dr. Scheu, damaliger Arzt des Stifts Tepel, führte uns überall umher, damit wir alles unterſuchen könnten, und wie oft habe ich dieſer unvollkommenen Zuſtände noch gedacht, als ich vierzehn Jahre ſpäter den Prinzen-Mitregenten von Sachſen dorthin begleitete und mit ihm dort verweilte.

Von Marienbad fuhren wir die Nacht durch nach Prag, wo wir den 6. Aug. nachmittags ankamen, und wer möchte dieſe Hauptſtadt der Czechen mit ihren ſiebzig Thürmen und Kuppeln und ihrer reichgezierten Moldaubrücke geſehen haben, den nicht der Anblick überraſcht und in eigen romantiſcher Weiſe erfaßt hätte! Man kann denken, daß wir unſere Zeit dort aufs beſte benutzten. Meinen Gefährten intereſſirte zumeiſt der Botaniker Preßl, den wir zuerſt beſuchten, mich weit mehr der Anatom Ilk, zu welchem wir uns dann wandten, insbeſondere um ſeine trefflich ausgearbeiteten Knochenpräparate zu ſehen. Ich erinnere mich noch wohl dieſes Gelehrten, der in ſeiner hagern, großen, ſelbſt knochigen Geſtalt ganz ſeinen Präparaten lebte und mir den Anatomie-Fanatismus Meckel's wieder in die Gedanken brachte, obwol letzterer doch mehr allgemein wiſſenſchaftliche Bildung beſaß. Weiterhin öffneten ſich uns die Schätze der Univerſitätsbibliothek, wo ſo

viele Handschriften und Incunabeln, wichtig für die Geschichte Böhmens, verwahrt werden. Die Schriftzüge von Huß waren es, die gerade hier am meisten mich anziehen mußten. Auch daß echt böhmische Drucke schon vom Jahre 1468 aufgezeigt werden können, war mir neu. Jedoch noch um manches Jahrtausend ältere Drucke, freilich keinen Bücherdruck, sondern Abdrücke fossiler Hölzer und die verwandelten Hölzer selbst, fand man auf dieser Bibliothek noch aufgestellt; es waren die vom Grafen Kaspar von Sternberg aus allen böhmischen Kohlenwerken zusammengebrachten Originale seiner später herausgegebenen „Flora der Vorwelt", welche sodann dem nach Jahren erst errichteten ständischen Museum einverleibt worden sind. Ich hatte hier zum ersten mal Gelegenheit, von diesen merkwürdigen Formen urweltlicher Farrnkraut-, Equiseten- und Palmenstämme eine so schön geordnete reiche Folge vor mir zu sehen; die ungeheuere Verschiedenheit jener uralten Pflanzenwelt von der gegenwärtigen trat mir mit voller Gegenständlichkeit und Neuheit vor Augen, und schon damals befestigte sich in mir die Ansicht, wie höchst eng und befangen der Naturforscher denke, welcher von einer Möglichkeit neu entstehender Gattungen und Arten deshalb sich keinen Begriff machen kann, weil an den gewöhnlich uns umgebenden Naturformen überall die Kette von gleicher Fortpflanzung durch Ei- und Samenbildung von Geschlecht zu Geschlecht sich findet. Dieselbe ursprünglich schaffende Macht der Idee, welche doch unerlaßlich wird, anzunehmen für die erste Belebung der Oberfläche des Planeten, sie macht sich in den großen Revolutionsperioden der Erde ja immer wieder von neuem geltend; ja nehmen wir es ganz genau, so können wir sie zuletzt sogar noch alle Tage selbst vor Augen haben.

Wir sahen dann noch das Polytechnische Institut und allerhand andere Sehenswürdigkeiten, und am 8. früh verließ mich mein Gefährte, um nach Dresden zurückzukehren. Allein

jetzt, und ganz meinen Gedanken nachhängend, wanderte ich nun auf den Hradschin hinauf, um noch einmal ruhig den Ueberblick der Stadt im Morgenduft zu gewinnen und das Innere der großen in so reichem gothischen Stil gebauten Metropolitankirche ausführlich zu betrachten. Beides versetzte mich in eine durchaus feierliche Stimmung. Ich stand vor der aus 36 Centner Silber auferbauten Grabstätte der schon mythisch gewordenen Person des Johann Nepomucenus, welcher der Sage nach vom König Wenceslaus zum Tode verurtheilt wurde, dieweil er das Geheimniß der Beichte der Königin mitzutheilen standhaft verweigerte und dessen schweigsame Zunge deshalb hier, in edelm Metall eingefaßt, den Gläubigen zur Beförderung der Andacht an Festtagen vorgezeigt wird. Man stürzte ihn, wie es heißt, am 16. Mai 1383 von der prager Brücke in die Moldau, und fünf Sterne leuchteten da, wo er im Wasser verschwand. Dann sah ich jenes feine alte Muttergottesbild von Cimabue, in dem eine eigene Heiligung lebt, und weidete mich an manchen schönen Wirkungen der großartigen Architektur dieses mächtigen Doms, kurz ich trank wieder einmal mit vollen Zügen jenen romantischen Duft des Mittelalters, der fast in allen strebenden jugendlichen Gemüthern während einer eigenen Lebensepoche besonders ersehnt wird.

Den Rest des Tages widmete ich noch der Besichtigung einiger medicinischen Anstalten, und fuhr abends gegen Reichenberg zu weiter, sodaß ich dann den zweiten Tag darauf früh, am 10. Aug. in Zittau eintraf, wo ein anderer Reisegefährte, mir und noch mehr meinen Aeltern von Leipzig her befreundet, mich erwartete, um theils die dortigen Basaltberge, theils das Riesengebirge selbst mit mir zu durchwandern. Dieser Mann, Namens Gerstäcker (dem später so bekannt gewordenen Reisenden ganz fremd), hatte in früherer Zeit in Leipzig allerhand

kaufmänniſche Speculationen verſucht, bei welchen er indeß gewöhnlich zu kurz kam, und war nun nach Waltersdorf bei Zittau gezogen, hatte ſich dort verheirathet und wohnte jetzt im eigenen ländlichen Hauſe an einem vorbeiſprudelnden Gebirgsbache recht anmuthig, übrigens mit Vertrieb der in dortiger Gegend blühenden Damaſtwebereien Geſchäfte machend, die wenigſtens ihm ein leidliches Auskommen gewährten. Er hatte Geſchmack an poetiſcher Literatur, hatte ſich auch mit Zeichnen und Malen beſchäftigt, und war ſomit als Begleiter auf einer ſolchen Gebirgspartie ganz wohlgeeignet. Ich blieb zuerſt ein paar Tage bei ihm, machte einige Excurſionen in der maleriſchen Umgegend, von welcher beſonders der Oybin mit ſeinen im höchſten Grade romantiſchen Ruinen mir einen großen Eindruck hinterließ und einige zeichneriſche Studien veranlaßte, an welchen ich mich noch jetzt gelegentlich erfreue, und am 12. brachen wir auf gegen die höhern Gebirge.

Man gelangt zunächſt über Zittau und Reichenau zu dem alterthümlichen, auf ſäulenförmigem Baſalt ruhenden Schloß Friedland, wo ein gutes Porträt des berühmten Friedländers verwahrt wird, welches uns denn hauptſächlich Schiller's Dichtung halber beſchäftigte und auf alle Weiſe mit der dichteriſchen Perſönlichkeit ſich identificiren ſollte. Es bleibt ja allemal eine eigene poetiſche Wiedergeburt, welche ſolche geſchichtlich halb verblichene Geſtalten erfahren, wenn die Muſe ſie anhaucht! Müſſen wir doch dieſer Beiſpiele aus der neuern Zeit beſonders gedenken, wenn wir uns erklären wollen, wie die Menſchheit zu dem Cultus alter Heroen, eines Achill, eines Odyſſeus und anderer gekommen ſei. Solange nämlich blos trockene Aufzeichnungen einer Chronik, oder geſchichtliche Sagen, von bedeutenden Charakteren vermelden, behalten dieſe Namen ja immer ein mattes haltloſes Daſein und ſchweben wie die Geiſter, welche dem Odyſſeus erſcheinen, ehe ſie vom Blute

der Opfer getrunken hatten, nur bleich und geſtaltlos im Eingange der Unterwelt; allein erfaßt ſie nun der ſchaffende Genius eines wahren Poeten, bildet dieſer ſie gewiſſermaßen von neuem, und durchgeiſtigt ſie mit ſeinen eigenen Gedanken, ſiehe da, ſogleich gewinnen ſie Conſiſtenz und Farbe, ihr Weſen wird vielleicht in etwas geändert, aber es wird innerlich neu geboren, und zwar um jetzt nicht mehr ein vergängliches, ſondern ein ewiges Daſein zu leben! Erſt von da an gehören ſie daher recht eigentlich ihrem Volke, oder vielmehr dem Volke des Dichters, ja, im höchſten Falle, in Wahrheit der Menſchheit, und ihr höherer Cultus erhält ſich dann fort und fort durch alle kommenden Geſchlechter. So iſt nun auch Wallenſtein mir immer ein merkwürdiges Beiſpiel dieſer Art (wenn auch keineswegs höchſter Ordnung) geweſen! Denn wer hätte des Kriegsfürſten jener rohen Zeit wol mit dieſer Theilnahme gedacht, hätte ihm Schiller nicht ſeinen Odem eingehaucht und ihm ein neues unſterbliches Daſein verliehen! Ebenſo aber iſt es mit Egmond, mit Tell, mit Don Carlos und ſo manchen andern!

Von Friedland aus begann unſere Fußwanderung. Ein Träger trug unſere Reiſebündel, und heiter, durch angenehm wechſelnde, ländliche Gegenden ſchreitend, hofften wir vor Nacht das kleine Bad Liebwerda zu erreichen. Noch vor Dunkelwerden jedoch umlagerte ſich der Horizont mit finſtern Gewitterwolken, bald war kaum mehr Weg und Steg zu ſehen, und jetzt brach nun ein Unwetter los, wie ich deren kaum weiter erlebt zu haben mich erinnere. Der Träger und Führer ſchritt rüſtig voraus und zeigte nothdürftig die Straße, ihm folgte ich im triefenden Mantel gehüllt und weiter zurück Gerſtäcker. Blitze umleuchteten uns unter gewaltigen Schlägen, und plötzlich fuhr unweit von mir ein Wetterſtrahl nieder, ſo blendend und mit ſolchem Donnerſchlag, daß ich mich kaum

aufrecht hielt und wenigstens einen der Gefährten erschlagen wähnte, während mir später Gerstäcker versicherte, er habe mich in dem Augenblicke für verloren gehalten. Indeß keinem von uns beiden sollte hier das Ziel gesteckt sein, wir schritten immer tapfer vorwärts, soweit die Blitze den Weg zeigten, und in kurzem waren wir unter Dach und Fach angekommen. Früh beim Auszuge nach den Bergen hin leuchtete ein herrlicher Morgen, und in Westen über fernen Wetterwolken erschien ein prachtvoller Regenbogen, welchen die uns begegnenden Gebirgsbewohner alle für ein sicheres Zeichen nachfolgender schöner Tage erklärten, eine Voraussagung, die sich pünktlich bestätigte, denn unsere ganze Gebirgswanderung war von dem prachtvollsten Wetter begünstigt.

Auch diese in vier Tagen vollendete Tour über den Kamm des Riesengebirges, mit allen seinen Glanzpunkten, die unter den Namen des Zackenfalles, der Elbquellen und Elbwiesen, des kleinen und großen Rades, der Sturmhaube, der Dreisteine und der Schneekoppe bekannt sind, hat mir einen sehr tiefen und unvergeßlichen Eindruck zurückgelassen. Hatte ich bei Rügen zum ersten mal die größern Wellen der See kennen lernen, so war mir dies Gebirge wie eine große beruhigte Welle an der Erdfeste des Planeten. Ueberall erkennt man zwar noch das harte starre Gerüst des granitenen Skeleton dieser Höhenzüge, aber nur einzelne Klippen, und diese meistens als Trümmerhaufen, ragen aus dem schon durch vieltausendjährige Verwitterung gerundeten, dem organischen Leben wieder zugänglich gewordenen erdigen Ueberzuge als von weitem kaum merkbare Störungen der großen Wellenlinien des Ganzen heraus! Und welche Zartheit ist in diesen Linien, wie weichgeschwungen, wie schwer treu nachzuzeichnen sind sie! Steht man auf den Elbwiesen da, wo unser schöner Elbstrom als kleiner klarer Bach zwischen einem Alpenrasen, und leicht

zu überſchreiten, dahinfließt, und blickt nach den ſogenannten Siebengründen hinein, wo mächtige Höhen in feinen Lufttinten ſich heraufheben, wie hat man da Gelegenheit, abermals die Schönheit der Contoure, aber in ganz anderer Art als an den faſt wagerechten Horizonten der See und der rügenſchen Küſten zu bewundern! Ja ſtreckt ſich denn, von Warmbrunn aus geſehen, nicht die geſammte Maſſe des Rieſengebirges faſt gleich den zartgeſchwungenen Linien eines ſchönen Frauenkörpers dahin! Dies alles alſo war mir neu und gab mir viel zu beobachten. Dazu nun die reine, ſo noch nie geathmete Alpenluft dieſer Höhen, die ſchon merklich abweichende Vegetation, zumal die weiten Strecken des ſeltſamen Knieholzes, welches, in dem Verwebtſein ſeiner Wurzeln und Zweige faſt undurchdringlich, viele Abhänge und Rücken überzieht, die weiten Fernſichten ins offene Land, die andern Farbentöne der Luft bei den herrlichen Morgen- und Abendröthen; man möchte wochenlang verweilen, um alles dies durch ausführliche Studien ſich vollſtändig einzuprägen!

Den 16. Aug. kam ich hinab nach Warmbrunn, ſah dort die eigenthümlichen warmen Quellen und jede Einrichtung ihrer heilſamen Bäder, machte dann am folgenden Tage noch die Excurſion nach der romantiſchen wohlerhaltenen Ruine des Kynaſt und dem ſchäumenden Kochelfall, welche beide in ſorgfältigen Studien noch jetzt vor mir liegen, und übernachtete endlich in dem ſeltſam ſtundenlang in den Vorgebirgsthälern ſich dahinſtreckenden Dorfe Schreibershau, von wo aus ich endlich über Flinsberg, deſſen angenehme kohlenſaure Quellen in der Hitze uns ſehr erquickend waren, am 19. mittags in Zittau wieder eintraf.

Ich wohnte nun noch ein paar Tage bei meinem Reiſegefährten in Waltersdorf, wohlgepflegt von ſeiner einfachen ſorglichen Hausfrau, und benutzte dieſe Zeit, um noch die

merkwürdigsten Basalte dortiger Umgegend kennen zu lernen. Es ist dies eine sehr interessante Stelle unserer Höhenzüge; der Basalt in ungeheuern Erhebungen hat die Sandsteinlager jener Gegend vielfach zerrissen und bald in den schönsten säulenförmigen Massen, bald als ungeformtes Gestein, so an der sogenannten Lausche (einer beträchtlichen Höhe, von wo aus ich das Riesengebirge noch einmal begrüßen konnte) sich emporgedrängt. Vorzüglich überraschend war mir bei einer Wanderung in das dicht an Waltersdorf grenzende Böhmen die Ruine des Tolleusteins, einer auf solcher Basaltmasse gelegenen alten Burg, wo innerhalb der noch ziemlich erhaltenen Ringmauer ein formloser Basaltkegel thurmhoch heraufsteigt, und für die selbst auf mäßiger Höhe gelegene, ganz aus Basalttrümmern erbaute Burg als Warte dienen mußte. Der Anblick beschäftigte mich sehr und ich zog denn auch sogleich die Mappe hervor und begann eine ausführliche Zeichnung der ganzen originellen Localität. Dies hätte mir indeß allerdings bald sehr übel ausgehen können, denn nicht lange hatte ich gezeichnet, so kam aus unten im Thale gelegenen Häusern ein Mann herauf, nichts Geringeres beabsichtigend, als mich festzunehmen und als irgendeinen verfänglichen Kundschafter des Landes nach Theresienstadt abführen zu lassen. Ich hatte gut meine Zeichnungen vorlegen, die von irgend militärischen Situationsplänen weit entfernt waren, auch das Interesse der Kunst geltend zu machen, „das Zeichnen nach der Natur sei einmal in den österreichischen Staaten verboten, und das k. k. Einbruchsamt habe den Auftrag, auf alle Zuwiderhandelnde zu fahnden und nach Befinden sie einzuliefern", hieß es, und nur die Dazwischenkunft von Gerstäcker, der mir später nachgegangen war, nun zufällig richtig mich hier traf und sich als selbst hier wohlbekannter Handelsmann auf seine Bekanntschaft mit Grenzbeamten berufen, auch für mich gutsagen konnte, beendigte

dieſen verdrießlichen Handel, von dem ich mich indeß nicht abhalten ließ, nun doch meine Zeichnung bis auf den letzten Strich zu vollenden.

So kehrte ich denn abermals mit vielen neuen Vorſtellungen bereichert, durchathmet von Gebirgsluft und geſtärkt in allen Gliedern, am 24. Aug. zu meiner gewohnten Thätigkeit in Dresden zurück.

IX.

Auch dieſe Reiſe ließ eine lebendige Phantasmagorie von Bildern in der Seele, und ich finde noch in manchen Briefen aus der nachfolgenden Zeit Eindrücke dieſer Art beſprochen, beweiſend, wie viel dadurch in mir aufgeregt worden war. Eine Stelle glaub' ich hier noch mittheilen zu müſſen, weil ſie, indem einiges Frühere dadurch vervollſtändigt wird, zugleich ein pſychologiſches Factum enthält für das eigene Verhältniß, in welchem ſich verſchiedene Vorſtellungen in der Seele befinden, und wie die einen die andern zerſtören können. Ich ſchrieb da zuerſt, daß ich Adersbach mit ſeinen berühmten und ſonderbaren Sandſteinfelſen namentlich deshalb damals unbeſucht gelaſſen, um die reine friſche Vorſtellung von dem Großartigen der hohen granitiſchen Formen des Rieſengebirges nicht zu ſtören, und erzähle dann noch, wie es mir mit der innern ideellen Nachwirkung jenes ſchon obengenannten Madonnenbildes von Cimabue in der prager Metropolitankirche ſonderbar erging: „Das Bild der Madonna hatte mich innig angezogen, und wie ich die alte gewaltige Kirche verließ, ſchwebte ſie mir hell und glänzend vor. Herausgetreten auf den Platz, wo man zur Stadt niederſteigt, ſah ich nun in reinſter Morgenſonne das Thal der Moldau entlang. Siebzig Thürme und Thürmchen konnte ich zählen, und dabei war alles in den

feinen Schleier eines weißen Dufts gehüllt, ſodaß ich kaum etwas Schöneres geſehen zu haben mich erinnerte. So allein, mir ſelbſt überlaſſen, lebte ich ganz in dieſem Doppelbilde, jenem innerlichen und dieſem äußerlichen, und nur wie beim Herabſteigen das Bild der Stadt mir aus den Augen ſchwand, trat das der Madonna um ſo lebendiger wieder hervor, ja es ſchien ſich alles, was ich Gutes und Schönes gekannt und empfunden hatte, in dieſem Bilde zu einigen. So trat ich nun in das Gewirr der Straßen; Schacher und Hader ſchnarrte um mich herum, und, ich weiß nicht welche Aeußerung einiger Leute untereinander, worin, wie man es in dem Straßengeſpräch nun eben hört, die eigentliche Geſinnungsniedrigkeit ſo recht offenbar wurde, riß mich zu ärgerlichen Gedanken und innerm Unwillen plötzlich hin; da, wie mit einem Zauberſchlage, war jene Erſcheinung mir plötzlich verſchwunden, und auf keine Weiſe wollte es mir möglich werden, die Züge dieſes Himmelsangeſichts mir wieder hervorzurufen. Ich weiß nicht, wie mich das ſo traurig machte, daß ich faſt ohne Umſehen die ſchöne Brücke zurücklegte, bis mir einfiel, es müſſe gewiß dies herrliche Antlitz mir in der Todesſtunde wiedererſcheinen, wodurch ich denn, innerlich beruhigt, den alten Gleichmuth wiedergewann. Es iſt doch ein eigenes Ding um die innere Aeolsharfe, wie ſie oft ſo gar empfindlich in ihrer Stimmung iſt!“

Uebrigens mußte ich mich ja doch nun immer mehr und mehr daran gewöhnen, eine Menge der verſchiedenartigſten Verhältniſſe und Perſönlichkeiten wieder auf mich wirken zu laſſen, und dabei nichtsdeſtoweniger immerfort den Ausbau der eigenen Individualität thatkräftig und ſchaffend fortzuführen. Um dies mir zu erleichtern, fing ich daher jetzt an, ſorgfältiger als früher die Verſchiedenheit der Menſchen zu ſtudiren, und als Reſultat ſolcher Studien finde ich aus jener Zeit noch folgende Worte aufgezeichnet, in denen zwei Hauptklaſſen von

Individuen gar nicht unpassend charakterisirt werden. „Einige nämlich", heißt es da, „scheinen vollkommen fertig, ihr Thun und Treiben, es gehe ins Große oder Kleine, es sei klug oder dumm, schön oder häßlich, es bleibt sich von nun an gleich, sie wollen nichts weiter, sie sind abgeschlossen. Andere hingegen treibt eine ewige Sehnsucht immer weiter, man sagt ihnen vielleicht, daß sie schon viel erreicht haben, sie selbst aber scheinen sich erst anzufangen, sie können nie ruhig werden; rastlos im Innern oder Aeußern bewegt zu sein, ist ihr Los. Welches von beiden besser sei, will ich nicht entscheiden, daß das erstere ein momentan glücklicheres Dasein gewähren möge, ist mir fast wahrscheinlich, obwol ich, zu den zweiten gehörend, darüber nicht eigentlich urtheilen kann." — Erst weit später, in der Lehre von dem Wachsthum der Seele in der „Psyche", sind dann diese Gegenstände mit größerer Reife dargelegt worden, indeß förderten schon dergleichen unvollkommene Betrachtungen in damaliger Zeit mich doch mannichfaltig.

Eine Bekanntschaft mit Schuberth, einem der scharfsinnigern Beurtheiler Goethe's jener Tage, gab mir zunächst zu mehr solchen psychologischen Excursionen Gelegenheit. Er blieb einige Zeit in Dresden, ich machte mehrere Spaziergänge mit ihm, er zeigte mir einen Brief Goethe's, den er über sein Buch erhalten, und unsere Gespräche über diesen Gewaltigen, mit dem ich nun auch, seit meiner „Zootomie", von Zeit zu Zeit Briefe wechselte, gingen ins Unendliche. Einer seiner paradoxen Sätze, die mich besonders zu lebhafter Gegenrede reizten, war die ausgesprochene Meinung: „Mephisto im «Faust» sei eigentlich an sich ein ebenso unschuldiger Charakter als Gretchen." Indeß vertheidigte er doch seine Ansicht ganz gut; von ihm selbst aber schrieb ich damals nieder: „Er hat viel Geist, aber, fast möchte ich glauben, sehr wenig Liebe."

Auch in den Briefen, die ich mit Regis wechselte, kam manches dergleichen zur Sprache, da in ihm damals schon oft

jenes Ungeſunde und Trübe zu Tage trat, woran er einige und dreißig Jahre ſpäter mir und ſich ſelbſt unterging. Faſt gleichnißweiſe zu ihm, ſtand ſo in einem Briefe jenes Jahres: „Ueber Swift“ (welchen er immer ſehr hoch ſtellte) „möchte ich einen ähnlichen Vergleich machen, wie Sie über Petrarca. Es gibt nämlich Knospen, welche zu herrlichen lebensfriſchen Zweigen und Blättern auszuſchlagen urſprünglich beſtimmt waren, nun aber, durch ein ſonderbares Spiel der Natur, durch äußere Einwirkung von Kälte und dergleichen, zu Stacheln geworden ſind (jeder Dorn iſt ja Umbildung einer Knospe) und welche ſomit, da ſie jetzt nicht mehr grünen können, höchſtens nützen werden, durch ihre Spitzen das Vieh abzuhalten, dadurch alſo immer zur Sicherung des Ganzen beitragend. Großentheils iſt Swift, glaube ich, einem ſolchen zum Dorn verwandelten Zweige vergleichbar.“ Und dann ſchrieb ich weiter: „Was ich kaum überwältigt zu haben glaube, ſcheint auch Sie zu quälen, nämlich das Meſſen dieſer menſchlichen Exiſtenz nie mit dem eigenen, ſondern immer mit fremdem Maßſtabe, das unwillkürliche Nebeneinanderhalten von irdiſchem Treiben und höchſter geiſtiger Reinheit u. ſ. w., kurz dieſe ganze Fauſt'ſche Richtung, von der es heißt:

Ihm hat das Schickſal einen Geiſt gegeben,
Der ungemeſſen immer vorwärts dringt
Und deſſen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überſpringt.

Gewiß iſt es, daß nur die innige, feſte Ueberzeugung, der wahre Glaube daran, daß die Natur wie die Vernunft gleich göttlich, unendlich und herrlich ſind, und in beiden fortwährend Offenbarung des göttlichen Weſens geſchehe, ja nur in ihnen zugleich geſchehen könne, gegen jene ungerechte Geringſchätzung des Lebens uns bewahrt. Aber das Schlimmſte iſt, daß wir jene Ueberzeugung uns nicht geben können, daß ſie ſich nur als eine Gabe von oben in die Seele ſenkt, und wir uns nur

vorzubereiten vermögen, ſie würdig zu empfangen. Ich weiß nicht, ob ich mich klar ausgeſprochen habe, indeß fühle ich lebhaft, daß in dieſem Gleichachten der Natur und des Geiſtes der Schlüſſel zu aller wahren Lebenskunſt liegt, daß nur hier wahre thätige Liebe ſich begründen kann, und daß Goethe wol ſo etwas im Sinne gehabt habe, wenn er das ſchöne, alles Naturgemäße, wenn auch noch ſo Irdiſche, mit reiner Liebe umfaſſende, und ebendadurch das Irdiſche ſelbſt dem Himmel verbindende, ruhige, in ſich die volle ſelige Genüge freudiger Exiſtenz tragende Gretchen dem irr umgetriebenen Fauſt gegenüberſtellt."

So trieb denn alſo, zwiſchen viel ſolchen ideellen Betrachtungen und einer vollen realen Wirkſamkeit, der Nachen des Lebens immer weiter den breiten Strom der Zeit hinab, und hier will ich doch auch noch bemerken, daß der erſte Verſuch, das Gleichniß meiner damaligen Geſtalt bleibend und plaſtiſch feſtzuhalten, noch in ebendieſes Jahr 1820 fällt. Der Bildhauer Kühn, zu jener Zeit alles, was Dresden in dieſer Kunſt aufzuweiſen hatte, ein Freund von Friedrich, und durch ſeine römiſchen Studien doch etwas mehr über das Rococo des Tags erhoben, obwol im jetzigen Sinne immer noch keineswegs bedeutend, fühlte ſich mir für manches Gute, das ich ihm an ſeiner Familie als Arzt hatte erzeigen können, ſo ſehr verpflichtet, daß er einen Theil dieſer Schuld durch eine Büſte von mir abzutragen verſuchen wollte. Wir ließen es beide nicht an Mühe fehlen, ich durch Aushalten im Atelier — in Betrachtung mancher Art verſunken, während ein Menſchenabbild ſo aus dem Erdenkloß des Thons ſich geſtaltete, und er im Bilden ſelbſt; allein das jetzt noch vorhandene Werk wollte doch den Meiſter nicht loben, und ſo iſt denn überhaupt von meinen geſammten frühern Lebensperioden von irgend kunſtwürdigen Nachbildungen nichts Nennenswerthes übriggeblieben. Meine eigenen Kunſtbeſtrebungen dagegen erhielten ſich

unerschüttert in ihrem gewohnten Gange. · Ich hatte Mittel gefunden, Goethe ein paar kleine Oelbilder, einen dunkeln Tannengrund, und das Brockenhaus im Morgenlicht, zugehen zu lassen, und fand mich durch sehr freundliche Zuschriften und anerkennende Worte in seinen Heften zu Kunst und Alterthum überreichlich belohnt; auch das „Morgenblatt" lieferte in seinen Kunstberichten zu unsern Ausstellungen ähnliche Auslassungen über meine fortgesetzten Versuche, und da denn außerdem damals bei mir im Hause alles munter und lebenslustig aussah, so traten meine alten melancholischen Stimmungen mehr und mehr in den Hintergrund, und die Kraft wie die Lust auch an meinen höhern wissenschaftlichen Lebensaufgaben waren im erwünschten Verhältniß vereint.

Ist es doch so merkwürdig, wenn ich auf den Gang meines eigenen Lebens zurückblicke, oder irgendein anderes ausführlicher verfolge, überall gewahre ich eigenthümliche, mehr oder weniger sich wiederholende Schwankungen! Einzelne Zeiten sind, in denen alles nur langsam und fast widerwillig fortrückt, ja wo gleichwie in winterlicher Erstarrung das meiste zu stocken scheint; andere sind dann wieder, wo zwar das Fortschreiten unverkennbar ist, aber doch keine bedeutenden Resultate sich ergeben, und noch andere endlich kommen, wo ein wahrer Frühling einzieht, alles sich frisch regt und quillt, und in wenigen Monaten oft mehr durchmessen und geschaffen wird als sonst in zwei- und dreifach längern Zeiträumen. Das Jahr 1821 war mir ein solches besonders treibendes und förderndes! Gleich der Anfang war bedeutungsvoll. Ich erhielt einen Brief aus Erlangen, gezeichnet am 3. Jan., in welchem mir ein ehrenvoller Ruf zur Professur der Physiologie und Pathologie, mit 2000 Fl. Gehalt zukam. Manches war da wieder zu berathen und abzuwägen, zuletzt entschied ich mich aber doch, ihn abzulehnen, da schon der Tausch der Oertlichkeiten ein gar zu unvortheilhafter gewesen wäre.

Außerdem war mir noch die Aussicht gestellt, hier eine angemessene Unterstützung zu einer Reise nach den Küsten des Mittelländischen Meeres für diesen Sommer zu erhalten, und man kann denken, daß ich nicht Lust hatte, solche Pläne mir durch einen Wechsel des Aufenthalts zu verderben, zumal da ich sehr darauf rechnete, bei dieser Gelegenheit Goethe in Weimar persönlich meinen Besuch abzustatten, und dadurch diesen Verkehr, der sich so schon immer lebendiger gestaltet, noch mehr zu befestigen. Er hatte mir eben das dritte Heft „Zur Naturwissenschaft" zugesendet, und welche Ermuthigung es mir gab, für diejenige Richtung, welche nun einmal die mir ganz homogene blieb, bei ihm überall Bestätigung zu finden, brauche ich nicht zu sagen. Ich hebe darüber noch eine Briefstelle (30. März 1821) aus, die mir in mancher Hinsicht merkwürdig, ja prophetisch geworden ist. „Ich finde", schrieb ich da, „daß von reiner, gesunder Naturforschung lange nichts Aehnliches erschienen ist; und wie recht er hat mit seinem kecken Wort gegen Haller *), davon wäre viel zu sagen. — — Es ist mir eine der besten Bürgschaften der Richtigkeit, daß, in meiner jetzigen Arbeit über die Bedeutung des Knochengerüstes, ich auf ganz andern Wegen zu denselben Anschauungen gekommen bin, wie sie Goethe schon vor dreißig Jahren vorschwebten; ja sehe ich ihn selbst diesen Sommer, so bin ich sicher, daß, wenn ich ihm meine Architektonik des Skelets erörtern kann, es ihm große Freude machen müsse, denn er wird da ausgesprochen finden, was er wol geahnt, aber, bei nicht genugsamer Kenntniß im einzelnen, nicht im ganzen Umfange zu erkennen vermocht hat. O! es stehen den Wissenschaften ähnliche Revolutionen, wie den nichtconstitutionellen Staaten bevor! Ja überall — auch in der bildenden Kunst — treibt gewaltig ein neues Regen, welches die alte erstorbene Borke

*) „Ins Innere der Natur — o du Philister" u. s. w.

abſprengen muß! Bei alledem gibt es indeß wol viele, die in den Wunſch einſtimmen, den neulich einmal meine kleine Marianne ausſprach: «Ach, wenn's doch nur recht regnete, aber — daß keine Pfützen würden!»"

Wie ſonach im Wiſſenſchaftlichen eine neue Begeiſterung mich ergriffen hatte, ſo auch in Poeſie und Kunſt. Novalis zog mich jetzt mächtiger an. Ich ſchrieb über ſeinen „Heinrich von Ofterdingen": „Welch ſchöne Klarheit hier in ſo vielen Stellen, z. B. über das Weſen des Dichters in dem Geſpräche mit Klingsohr! Das iſt ein Gemüth, welches in Welt und Menſchheit ſich abſpiegelt! Etwas, das ich z. B. ganz an Rouſſeau vermiſſe, welcher ſich ſelbſt nur im Spiegel zu beaugen liebt und darum nirgends zu jenem heitern Gefühl wahren Einklangs und voller Genüge gelangt, ſondern im ewigen Widerſtreben gegen Phantome wie im ängſtlichen Traume ſich abmüht!" Und ſo kam ich denn auch auf all ſolchen Wegen zeitig zu Erkenntniſſen in dieſem Felde, welche man ſonſt wol oft erſt ſpäter gewinnt, und welche zuletzt doch alle darauf hinausgehen, ein höchſtes Incommenſurables im Weſen der Poeſie unbedingt zu verehren. Ich ſchrieb noch im ſelbigen Briefe: „Ueberhaupt iſt denn Genie etwas anderes als die Gabe einer reinen, freien, allſeitigen Beſchaulichkeit? Und iſt denn Kunſt, wahre Kunſt, etwas anderes als Schaffen des Genius?! Sehr ſtimme ich einem neuern Werke über Kunſtwiſſenſchaft bei, wo es heißt: «Kunſt iſt nur da, wo Genie iſt!» — woraus ſich denn wieder die Unzulänglichkeit aller Schule ſogleich ergibt. Letztere iſt in Kunſt und Wiſſenſchaft ſtets nur das ſchwache Surrogat des Genies — die Runkelrübe für echten Mokkakaffee!"

Endlich brachte denn auch dieſes Frühjahr mich zuerſt mit L. Tieck in perſönliche Berührung, nachdem ſeine Werke — namentlich ſein „Phantaſus" — ſchon lange einen mächtigen Einfluß auf meine poetiſchen Anſchauungen wie auf meine

gesammte künstlerische Richtung gehabt hatten. Es war im Zimmer der Frau des obengedachten Dr. Schneider, wo ich ihm zufällig begegnete, und mit wenigen allgemeingültigen Worten leitete sich so ein Verhältniß ein, welches ich zu den bedeutungsvollsten zählen darf, die mich mit nachhaltigen selbstschöpferischen Geistern irgend verknüpft haben. Tieck war damals im achtundvierzigsten Jahre, schon der Rücken etwas gekrümmt und durch lange gichtische Leiden zusammengezogen, sodaß die Gestalt im ganzen etwas verkleinert, und an Brust und Leib zu stark erschien, aber sein Aussehen war munter, sein Gang noch kräftig, und vor allem frappirten in dem feinen geistvollen Gesicht das Paar der hellen braunen Augen. Ich schrieb bald darauf in einem Briefe: „So ein Paar helle, scharfe, listig klare Augen sind mir noch nicht vorgekommen. Ist es wahr, daß Tieck in Italien katholisch geworden, so kann man sicher sagen, daß nicht er dabei der Betrogene gewesen." Es dauerte übrigens noch einige Jahre, bevor wir in ein näheres und wahres Freundesverhältniß traten, da erst später, nachdem er seine Wohnung am Altmarkte bezogen, und seinen Salon fast regelmäßig abends geöffnet hatte, unter vielen auch mich sein merkwürdiges und schönes dramatisches Lesen herbeizog, dann aber im Lesenden selbst der eigene große und bedeutende Geist mehr und mehr mir aufging und mich festhielt. Ich werde daher später noch viel von ihm hier zu erzählen haben.

Dagegen trat zu jener Zeit noch eine andere bedeutende Individualität, aber bedeutend in einem ganz andern Felde, mir entgegen; es war Chladni. Dieser Mann, bekannt und berühmt geworden durch seine Untersuchungen über Akustik wie über die Meteorsteine, hielt sich damals in Dresden auf und gab vor einem zahlreichen Publikum, unter welchem man auch die jungen Prinzen bemerkte, Vorlesungen über beides. Chladni war 1756 zu Wittenberg geboren, wo sein Vater als Professor

der Jurisprudenz einen großen Ruf erlangt hatte. Auch er hatte dieſen Studien anfänglich ſich widmen müſſen und war Doctor der Rechte geworden; ſobald indeß ſein Vater verſtorben, verließ er dies Fach und wendete ſich ganz den phyſikaliſchen Studien zu, von welchen denn zunächſt die Theorie des Klangs und der Muſik ihn feſthielt. Er hatte hier wichtige Entdeckungen gemacht, die ſeltſamen Klangfiguren hatte er zuerſt hervorgerufen und beſchrieben, und beiher die merkwürdigſte Sammlung von Meteorſteinen auf ſeinen vielen Reiſen zuſammengebracht. Es war eine kleine ältliche, unanſehnliche Geſtalt, aber mit einem kräftigen Kopfbau und wunderlich heiſerer Stimme, bei ſchlechteſtem, immer ſich unterbrechendem Vortrage; nichtsdeſtoweniger jedoch erregte er großes Intereſſe, und man gewahrte überall den mächtigen Vorzug des geſprochenen Worts gegen das geſchriebene. Das von ihm neugeſchaffene Fach beherrſchte er ganz, und weil ihm eben alles ſo zu Gebote ſtand, daß er es mehr geſprächsweiſe erzählte, ohne irgend den Schmuck der Rede zu bedürfen, ſo kam es, daß, indem man ihm zuhörte und er mit ſeinem alten Geſicht ſo heiter und gemüthlich in die Welt hineinſah, der Schatz ſeiner Kenntniſſe gleichſam wie von ſelbſt und man möchte wol ſagen, faſt magnetiſch, dem Schüler ſich mittheilte. Die Bedeutung und Größe ſolch eines rein wiſſenſchaftlichen Lebens hinterließ mir abermals einen mächtigen Eindruck.

Das Fortarbeiten an meinen „Briefen über Landſchaftsmalerei" brachte mich um dieſe Zeit auch wieder mit unſerm wunderlichen Archäologen und Kunſtfreund Böttiger in nähere Berührung. Allerdings war der Mann ein lebendiges Regiſter vielfacher Kenntniſſe und verdiente auch in dieſer Beziehung den Namen Ubique, den man ihm in Weimar beigelegt hatte. Es lag mir aber eben daran, zu wiſſen, was im Alterthum von Anfängen der Landſchaftsmalerei bekannt geweſen,

und alsbald hörte ich denn auch von ihm die Beſtätigung deſſen, was ich mir ſelbſt ſchon geſagt hatte, nämlich daß durchaus nichts ſich dort nachweiſen laſſe, was in unſerm Sinne Landſchaft — oder, wie ich es gern bezeichnete, Erdlebenbild — genannt zu werden verdiene. Er ſagte ganz richtig: „Alles wurde den Alten menſchliche Geſtalt; der Quell Najade, der Strom ein Flußgott, der Baum Hamadryade. Einige Proſpecte von Städten und Gärten ohne Perſpective, ſei daher alles, was in dieſer Gattung vorkomme.“ Nach ſolchen Mittheilungen zog ich mich übrigens immer gern von dem Uebergefälligen zurück, indem es außerdem nahe gelegen hätte, mich einem Kreiſe irgendwie näher zu bringen, welcher unter der Aegide des damaligen Miniſters Noſtitz und Jänckendorf (als Dichter Arthur von Nordſtern genannt) und im Verein mit Tiedge und Winkler (Theodor Hell) eine Richtung der Poeſie und Literatur vertrat, gegen welche in den folgenden Jahren Tieck ſo viel zu kämpfen hatte und die mir ſelbſt ſo heterogen war, daß auch hierdurch ein Band mehr gewoben wurde, um mich eben dem letztern immer feſter zu verbinden.

Ich dachte jetzt wirklich daran, dieſe Landſchaftsbriefe der Oeffentlichkeit zu übergeben, vorher ſollten ſie jedoch Goethe vorgelegt werden, und es ging mir mit dieſen Arbeiten in Wahrheit faſt wieder auf ähnliche Weiſe, wie bei der erſten Ausſtellung meiner Bilder, bei welchen noch endlich der Zufall mit den Rahmen entſchied. Damals nämlich war es mir auch zunächſt eine ſchmerzliche Empfindung, wenn ich gedachte, daß jene eigenthümlichen Blütenknospen eines vorwärts ſtrebenden Geiſtes plötzlich ſo allem Volk zur Schau ausgeſetzt werden ſollten, und nachher fand ich auch, es war dies in mancher Hinſicht gut geweſen, denn mich hatte der Aerger über die mir nun deutlicher fühlbar werdenden Mängel gefördert und geſpornt, und hier und da klang übrigens auch

wol innig wieder, was ich einſam dabei empfunden hatte. Man thut deshalb bei ſolchen Dingen immer am beſten, zu denken:

Dein Pfeil flog ab ſo ſchön befiedert,
Hat man dir's irgendwo erwidert? —
Der ganze Himmel ſtand ihm offen,
Er hat wol irgendwo getroffen.

Alſo, ſo ſchrieb ich damals: „Man rede nur tüchtig und aus dem innern Gemüth zur Menſchheit, und trotz der Verkehrtheit des Haufens, wird uns doch über lang oder kurz der Menſch antworten! Ich weiß wohl, es iſt hier wie beim Baden, man möchte wol ins Waſſer und fühlt, daß es wohlig auf dem Grunde ſein müſſe, aber doch ſchaudert uns, wenn das friſche Waſſer uns benetzt und die Bruſt wird gewaltig eingeſchnürt, athmet aber nachher deſto kräftiger! Merk ſagte zu Goethe: «Friſch auf die Zäune, ſo trocknen die Windeln!» Wie daher ein jedes Weſen nur inſofern es im Ganzen lebt, überhaupt exiſtirt; ſo erlangt auch der Menſch das recht kerngeſunde, geiſtige Leben nur, indem er ſich ſelbſt im Ganzen der Menſchheit leidend und thätig gewahr wird. Dies ja ſo ſchön bei den Griechen!“ Bei alledem wurden dieſe Briefe nicht vor dem nächſten Jahre an Goethe geſendet und kamen dann doch erſt 1830 nebſt Goethe's Empfangsſchreiben und noch manchen Beilagen zum Druck.

Unter ſo viel verſchiedenen glücklichen Berührungen und Beſchäftigungen fehlte es indeß auch nicht an Stunden, wo ausgeſponnene Betrachtungen über Leben und Lebensaufgaben an die Reihe kamen, bei welchen jenes ſchon im Frühern erwähnte Gefühl einer gewiſſen Incohärenz der ſo gar verſchiedenartigen Richtungen, die mich immerfort in Anſpruch nahmen, doch auch wieder zu manchem innern Kampf und Unfrieden Veranlaſſung gab. Das alte ſchwere Wort aus dem „Taſſo“:

Wer iſt denn glücklich?

machte ſich dann geltend, und die Empfindung eines gewiſſen, nach Entwickelung und Befreiung ſtrebenden Larvenzuſtandes laſtete wieder zeitweiſe ſchwer genug auf mir. Ich finde noch eine Briefſtelle vom Februar 1821, welche Vergleichungen und Betrachtungen enthält über jene ſonderbaren Geſchöpfchen, die man vielfach im Frühling auf dem Boden flacher, ſtehender Gewäſſer ihr Daſein dahinſchleppen ſieht. Es ſind die Larven der Frühlingsfliege (Phryganea), welche nach dem ihnen zugemeſſenen Geſchick ſich eine künſtliche, aus Holz- und Blattſtückchen, Steinchen und ähnlichem Material zuſammengeſetzte Puppenhülle bauen, und dies merkwürdige Gehäuſe überall mit ſich herumtragen, bis endlich wärmere Sonnenſtrahlen den Sumpf austrocknen, dann die Hülle fällt und die Flügel ſich entfalten. Ich fahre dann in Beziehung auf den obenerwähnten Ruf nach Erlangen fort: „Uebrigens wüßte ich doch eigentlich nicht, wie ich es wo anders beſſer erwarten ſollte! Manchmal ſpielte ich mit mir ſelbſt den Philipp und Poſa, und wenn ich mich dann frage: Welchen Poſten wollt ihr einnehmen, ſucht ihn euch aus in allen meinen Reichen; ſo muß ich immer antworten: Sire, ich finde keinen, der mir ſich eignet, oder muß es einer ſein, ſo iſt es am Ende gleichgültig, welcher. Es drängt mich im Grunde alles nur zu einer rein menſchlichen Exiſtenz. Wie ich von Gott aufrecht auf dieſe Erde geſetzt bin, um mich frei am ganzen Horizonte umzuſchauen, ſo will ich auch frei nach allen meinen Anlagen thätig ſein, im Wiſſenſchaftlichen mich regen, im Kunſtfache ſtreben, im Leben mich Lebenden nach Kräften hülfreich und förderlich zeigen. So aber will freilich der Staat in der Regel niemand; einſeitig ſollen ſeine Glieder ſein, daß jeder gehörig an ſeiner eigenen Leine dreſſirt werden könne und keiner das Ganze zu überſchauen wage. Ueberlege ich es nun wie ich will, ſo finde ich hier in meiner Stellung mich immer noch am wenigſten beſchränkt, weil das, was ich dem Staate

leiſte und was als gut erkannt wird, geiſtige Kräfte nicht ſo in Anſpruch nimmt, daß man mir nicht jede andere Thätigkeitsäußerung noch, gleichſam als Zugabe, danken ſollte. Koſtet mir dieſe Stelle, welche mir die Freude gewährt meine Aeltern und meine Kinder mit allem Nöthigen zu verſorgen, auch, mit Ausſchluß der Feſttage und der zwölf Ferienwochen, jeden Tag drei bis vier Stunden Zeit, ſo bleibt mir doch immer noch eine reiche Muße, welche ich zu allem, was mir gemäß und gelegen iſt, frei verwenden kann. Bedenke ich ferner, wie ſehr mich der hieſige Ort in der Kunſt gefördert hat und noch fördert, wie manche wiſſenſchaftliche Arbeit mir hier durchzuführen gelungen iſt, und ſehe ich mich jetzt in einer neuen begriffen, welche hoffentlich die beſte und die eindringendſte von allen werden ſoll, ſo bleibt doch in allem Unvollkommenen und Larvenhaften noch des Dankenswerthen genug übrig!"

Bemerken muß ich noch, daß mir allerdings bei meinen Arbeiten ſchon damals überall ein wahrhaft hohes Ziel vorſchwebte, und wenn ich hier und da einiges geſchaffen habe, was über das Gewöhnliche ſich erhebt, ſo lag es jedenfalls nur daran, daß eben ein ganz Ungewöhnliches, ja Außerordentliches ich mir durchaus als Zielpunkt feſtgeſteckt hatte. Aus demſelben Briefe, der die obige Stelle enthält, glaube ich daher noch eine andere mittheilen zu dürfen, weil ſie zeigt, daß ſelbſt bei der Art der Bearbeitung und des Vortrags wiſſenſchaftlicher ſowol als poetiſcher Aufgaben ich nirgends einen leichten oder oberflächlichen Maßſtab anzulegen gewohnt war: „Es iſt ja wol", heißt es da, „das ſchöne aber ſchwere Ziel aller Darſtellung, ſowol poetiſcher als geſchichtlicher (welche, wie Novalis ſagt, doch am Ende einerlei ſind), daß die ſchwankenden Geſtalten der Welt von einer völlig ruhigen (wie die Griechen von der Cicade ſagen, ohne Fleiſch und Blut geborenen) Menſchenſeele aufgefaßt und ausgeſprochen werden,

dergeſtalt, daß man im Kunſtwerk nicht ſowol das Individuum, ſondern vielmehr die Natur, ja Gott erkenne. Auch hier wird die Aufopferung der Individualität gefordert, wenn das Höchſte geleiſtet werden ſoll, und gerade hier iſt das Selbſt am meiſten und leichteſten der dunkle Körper, welcher das Durchſcheinen reinen göttlichen Lichts hindert. Beiſpiele können dafür ſein die Werke von Byron, welche nicht ſowol Gott und Welt, ſondern weſentlich die Verſtimmung des Dichters ausſprechen und wiedergeben.“

So nahm ich alſo wirklich alles ſehr ernſt, und wenn das Strenge der Arbeit vielleicht in einer Hinſicht manchmal mich wirklich aufzureiben drohte, ſo war eben die Begeiſterung dafür wieder das Heilmittel, ja das ſtete Wiederherſtellende der Seele, und ſo floß alſo unter Erfüllung der einzelnen täglichen Lebensaufgaben der Strom aller meiner Studien immer im ganzen ſicher und unaufhaltſam weiter.

Uebrigens war nun die Entſcheidung gekommen, daß die Regierung mir eine Unterſtützung von 300 Thlrn. zu einer wiſſenſchaftlichen Reiſe an die Küſte des Mittelmeers bewillige, und da noch außerdem gerade im Vorſommer ein Glücksfall in der ärztlichen Praxis mir 100 Dukaten eintrug, ſo ſah ich mich ſattſam ausgerüſtet, nicht nur überhaupt die Reiſe zu unternehmen, ſondern auch noch meinen alten ehemaligen Lehrer und Freund, den Zeichner Dietz aus Leipzig, mitzunehmen, von welchem ich gute Beihülfe für Nachbildung naturhiſtoriſcher Gegenſtände erwarten durfte. Der Plan war natürlich zugleich mit auf die Schweiz gerichtet, welche künſtleriſch, wie Italien, als Gelobtes Land, lange ſchon mir vorſchwebte. Vorbereitende Notizen aller Art wurden daher nach Möglichkeit geſammelt, die Meinigen ſollten mich bis Leipzig begleiten, und gegen die Mitte des Juli war denn alles ſo weit, den Auszug zu unternehmen. Ich habe von dieſer Reiſe damals ein ausführliches Tagebuch geſchrieben, welches noch jetzt in

ſauberer Reinſchrift vor mir liegt, allein nie hat es mir im ganzen bedeutend genug geſchienen, um es der Oeffentlichkeit ebenſo zu übergeben, wie ich es ſpäter mit einigen andern Reiſetagebüchern gemacht habe; deſſenungeachtet ſind von dieſer erſten größern Wanderung mir ſehr wichtige Förderungen gekommen, ſie hat in vieler Beziehung einen bleibenden Einfluß auf mein ſpäteres Leben geäußert, gab außerdem Gelegenheit zu Aufzeichnung mancher auch an und für ſich intereſſanten Bemerkungen über damalige Begegniſſe und Zuſtände, und da ich ſie ebendeshalb gegenwärtig nicht ganz übergehen darf, ſo muß ich mich wenigſtens zu einem auszugsweiſen Wiedergeben entſchließen, welches denn hier unmittelbar ſeinen Platz finden mag. [Vielleicht wird übrigens eine ſolche Mittheilung auch in ſpäterer Zeit manchen Leſer ſchon deshalb anziehen, weil ſie den Begriff gibt von einer Art zu reiſen, von welcher unter den Kindern des Tages bald alle Kunde völlig verloren ſein wird, und welche doch, ſo langſam und unbequem ſie oft war, Menſchen und Länder meiſt beſſer kennen lehrte als unſer jetziges Dampffahren.]*)

*) Späterer Zuſatz.

SBN649776

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google